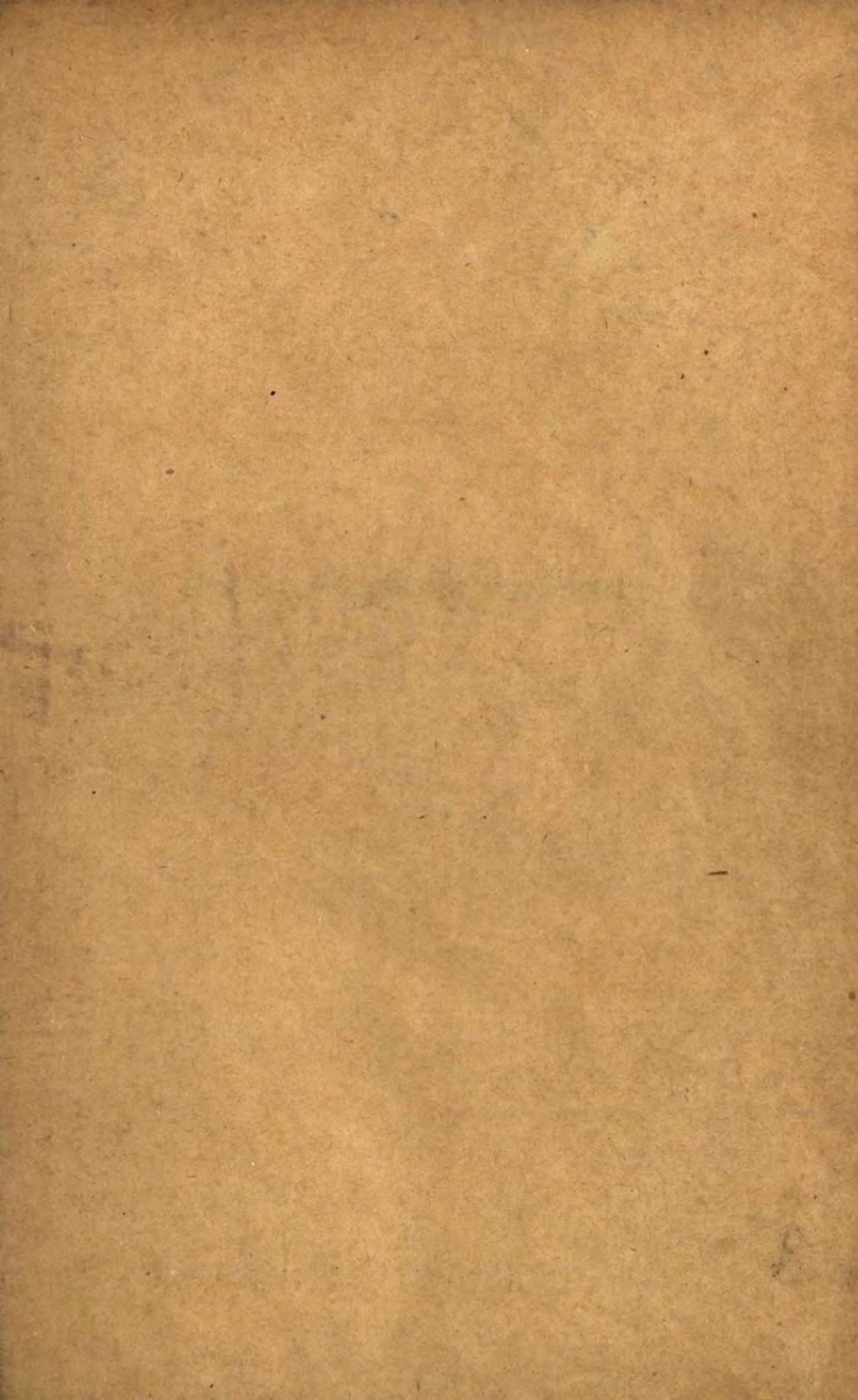
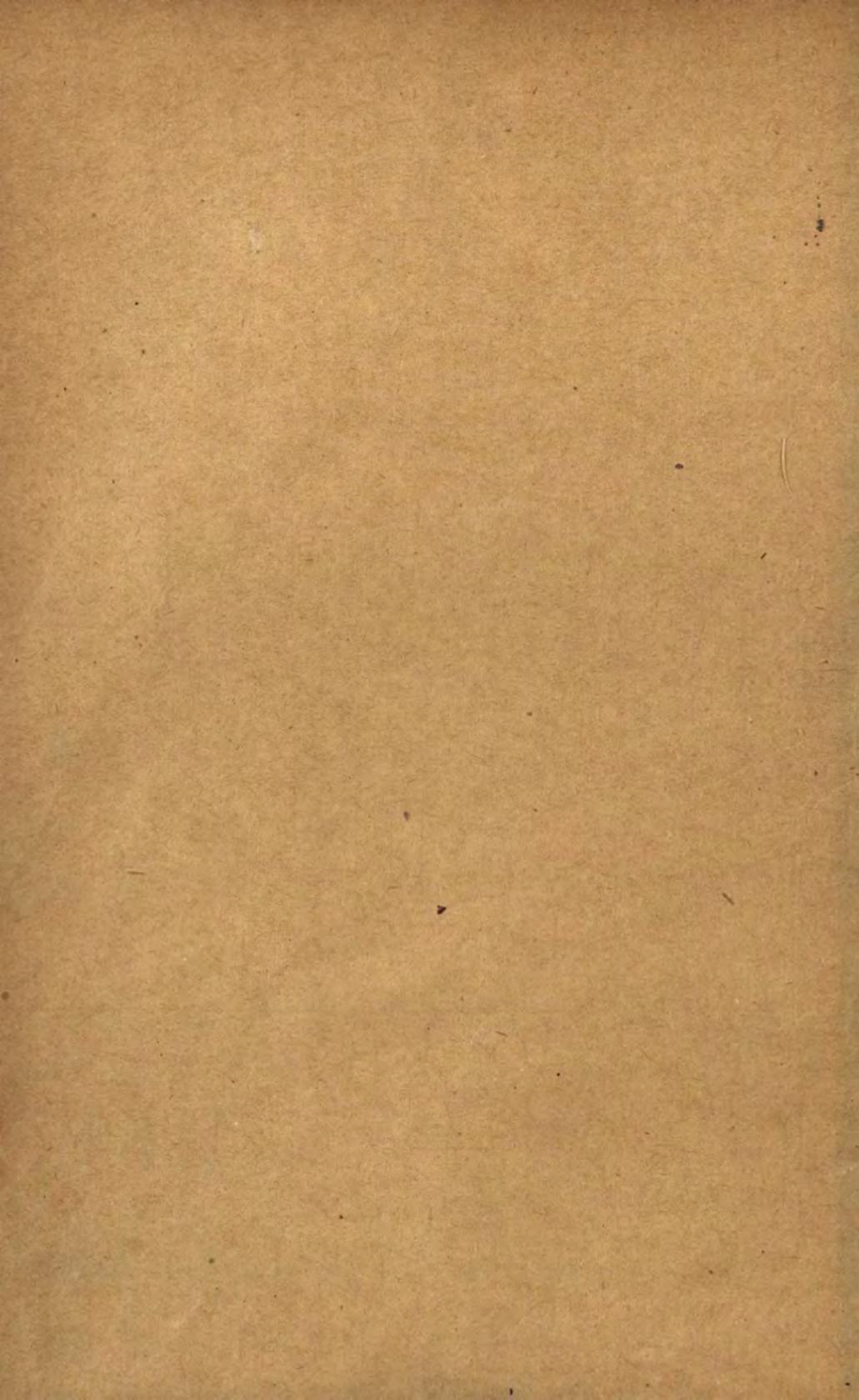


2856

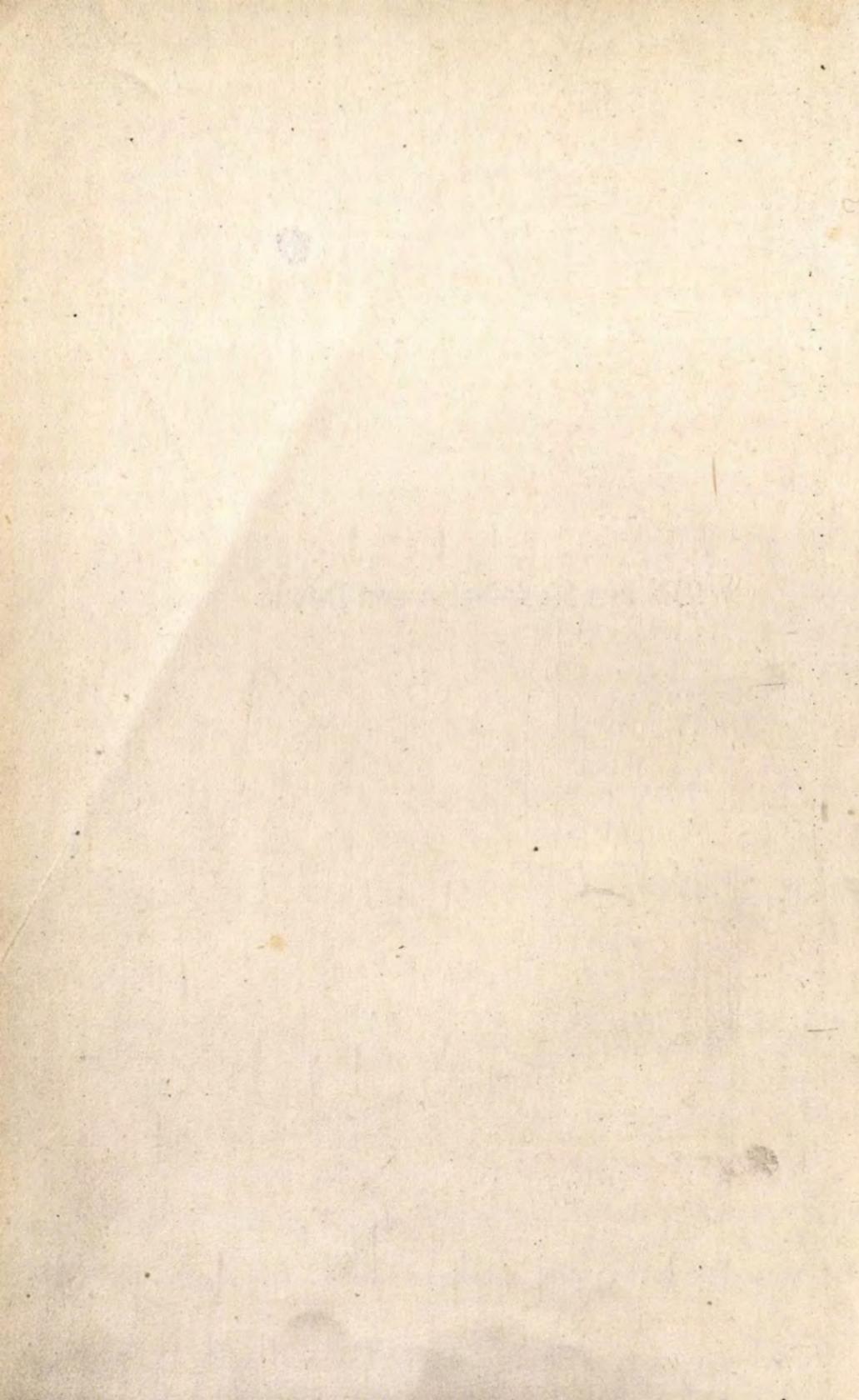
10. vii. 34.

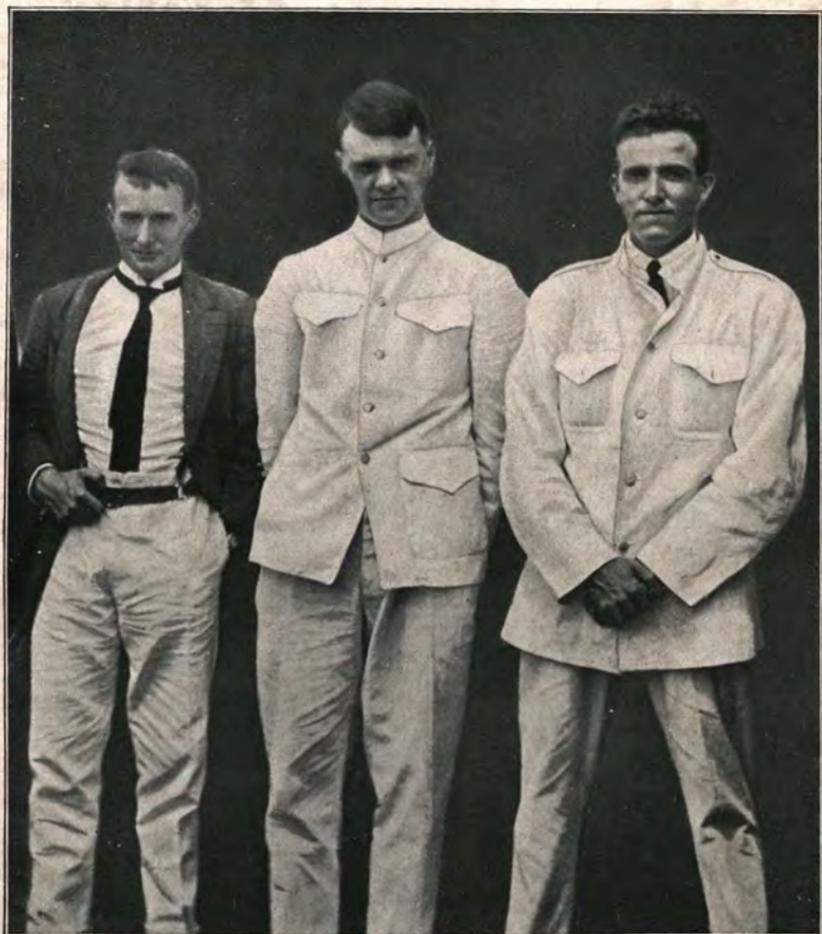
14. 2. 42





Bei den Kannibalen von Dapua





Richard Humphries (links), der Verfasser (in der Mitte),
Harry Downing (rechts).

MERLIN MOORE TAYLOR
**Bei den Kannibalen
von Papua**

Auf unbekanntem Pfaden im Innern Neuguineas



Mit 62 Abbildungen
und einer Karte



Leipzig / F. A. Brodhaus / 1925



CBGIOS, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5163252



2856

Einbandentwurf von Georg Daus / Leipzig

12592:30

HH-64611/TMK

Inhalt.

	Seite
1. Kapitel. Papua, die äußerste Grenze der Kultur	9
2. Kapitel. Frauen und Schweine	19
3. Kapitel. „Puri-Puri“ auf Neuguinea	31
4. Kapitel. Wir erzürnen einen Zauberer	42
5. Kapitel. Mira-Das Rache	49
6. Kapitel. „Die Leute mit Schwänzen“	62
7. Kapitel. Blutrache auf Neuguinea	72
8. Kapitel. Warum die Träger zurückkamen	84
9. Kapitel. „Langes Schwein“	96
10. Kapitel. Wir klopfen bei den Menschenfressern an	108
11. Kapitel. Zu Gast bei den Leuten der Berge	119
12. Kapitel. Schwarze sind auch Menschen	132
13. Kapitel. Payeye wird „hungrig auf Menschenfleisch“	145
14. Kapitel. Das rettende „Puri-Puri“	156
15. Kapitel. Warum es in Kapatea zum Aufruhr kam	168
16. Kapitel. Verrat!	180
17. Kapitel. Tavivi	191
18. Kapitel. In unbekanntes Gebiet hinein	201
19. Kapitel. Der verhängnisvolle Schädel	213
20. Kapitel. Unwillkommene Gäste	223
21. Kapitel. Im Hinterhalt!	234
22. Kapitel. Durst!	246
23. Kapitel. Blutegeß!	256
24. Kapitel. Yapitges Geheimnis	266
Register	277

Karte 1: 1500000 (am Schluß des Bandes).

Abbildungen.

	Seite
Humphries, der Verfasser und Downing	Titelbild
Port Moresby	16
Lata Koa's Fährre	16
Yule-Insel	17
Regierungsstation Kairuku	17
Der alte Zauberer Lata Koa	32
Ein „Honorar“ für den Zauberer: Kokosnüsse	32
Unsere Polizisten	33
Marchsbereit in Bioto!	33
Humphries an der Spitze unseres Zugs	48
Polizist Dengo	49
Der alte Fornier	49
Die nebelumbranten Berge Neuguineas	64
Die „Hauptkette“	65
Der Yuleberg	72
Ein Trunk aus einer Bambus„flasche“	73
Der Willkommenstrunk, der uns in den Dörfern gereicht wurde ...	73
Payeye, wie wir ihn zuerst sahen	80
Das arme Opfer der photographischen Säuren	80
Das Tal des Mikasoa	81
Mekeofrau bei der Herstellung von Löpfen	96
Mekeos Hauptprodukte: Löpferwaren und — Kinder	96
Auf dem Marsch durch ein Mekeodorf	97
Wenn möglich, schlugen wir unser Lager in Dörfern auf	97

	Seite
Im hohen Mang-Mang-Gras	104
Hütte nach Art eines Vogelnestes	104
Ein Gebirgsdorf in Ubaridis Bezirk	105
Humphries und der Verfasser vor Ubaridis Hütte	105
Ubaridis Dorf	112
Eine der großen Berg-„Pilitas“	112
Mekeohütte	113
In dem verlassenen Dorf Mikili	113
Kannibalen mit Kopfschmuck von Katadusebern	128
Kannibalen mit Kopfschmuck von Gras	129
Kannibalentypen	144
Träger von der Küste beim Mahl	144
Eingang zu einem Gebirgsdorf	145
Bergbewohner vor ihrer Hütte	145
Gebirgsfrauen	160
Gebirgsknaben	160
Api und Kauri	161
Immanuel und Aitsa-qua	161
Gebirgspfade in Neuguinea	168
Auf schwindeligem Pfad	169
In den Bergen von Neuguinea	169
Mihi-Dai, „Erster Häuptling“ von Kapatea	176
Muria	176
Schaugerüste, auf denen die Papua ihre Toten bestatten	177
Ein Garten der Bergbewohner	224
Regbeutel — der Kinderwagen auf Neuguinea	225
Der Häuptling von Repolipoli mit seinen Söhnen	225
Zeltauflagen in dichtem Mang-Mang-Gras	248
Wo der Pfad oberhalb des Zusammenflusses des Loloipa und Uibola endete!	248

	Seite
Bergbewohner, die unsern Trägern einen Teil ihrer Lasten ab- nehmen	249
Der Berg ohne Wasser: Mount Kuvote	256
Endlich wieder Wasser! Am Nibola	257
Wie die Bergbewohner schmale Flüsse überbrücken	264
Beim Brückenbau über den Loloipa	264
Brückenbau auf Neuguinea	265
Bau des Geländers einer Brücke	265
Unser Führer nach Überschreiten des Loloipa	272
Papuafrau mit Schädel als Amulett	272
Missionsstation Popole in Masulu	273

Erstes Kapitel.

Papua, die äußerste Grenze der Kultur.

Ich habe ins Herz des dunklen Papualandes geschaut, dort wo der Fuß keines andern weißen Mannes je gewandert ist, und ich vergesse es nimmermehr. Zu tief haften in meinem Geist die Schauer des tiefen Sumpfwaldes, der wolkenumbrauten Berge, der gähnenden Schluchten und brausenden Ströme; ich denke all der Anstrengungen und Gefahren, und mir ist, als sähe ich wieder vor mir, verstreut auf Bergeshöhen, die Siedlungen der Menschenfresser, die dies geheimnisvolle Land bewohnen.

Nun bin ich dem allen meilenfern; die Frische der Erinnerung ist mit der Zeit verblaßt; und doch zucke ich manchmal jäh zusammen, wenn die Bilder jener Tage und Nächte wieder in mir aufsteigen, da das Herz Papuas meinen ganzen Sinn gefangennahm.

Ich sehe mich wieder umschlichen von nackten Schwarzen, ihre Augen auf mich geheftet in lodernder Glut. Sie warten auf ein Nachlassen meiner Wachsamkeit, um zum tödlichen Schlag auszuholen. Mir ist, als höre ich ihre gellenden Schreie im Dunkel der Nacht, wie sie schauerlich widerhallen von

Bergeshang zu Bergeshang, hinweg über Schluchten und Schründe. Mir ist, als erblicke ich wieder ihre wachsende Schar auf dem Pfade vor mir, die Bogen gespannt, die Speere bereit zum Wurf.

Denn so sieht Papua aus. Unauslöschliche Eindrücke hinterläßt es jedem, der es sah. Die einen bezaubert die Schönheit der Landschaft; den andern enthüllen sich alle Schrecken, die neben dem Pfade lauern, lähmende Angst und wildes Entsetzen. Man liebt Papua, oder man haßt es — und beides gründlich.

Papua ist der Teil Neuguineas, der britisch gewesen ist, seit er 1883 offiziell in Besitz genommen wurde — nachdem schon 1846 ein britischer Seeoffizier von dem südlichen Teil Besitz ergriffen hatte, ohne daß die Regierung die Sache weiterverfolgte. Im Westen grenzt Niederländisch-Neuguinea an, im Norden das ehemalige Deutsch-Neuguinea, über das nach dem Weltkrieg der australische Staatenbund das Mandat erhielt. Man hat Neuguinea mit einem riesigen Vogel verglichen, der über dem Norden des australischen Festlandes schwebt. Man kann den Vergleich noch weiter ausspinnen; dann wäre Papua der Schwanz dieses Vogels. An der längsten Stelle mißt Papua von Osten nach Westen etwa 1300 Kilometer; die größte Breite beträgt 320 Kilometer und die Küstenlinie auf dem Hauptland 3100 Kilometer. Die umliegenden Inseln geben Papua eine weitere Küstenlinie von 3100 Kilometern. Von den etwa 234 500 Quadratkilometern seiner Landfläche liegen 226 700 auf dem Hauptlande.

Die Nordwestspitze Papuas liegt am Schnittpunkt des 5. Breitengrades südl. Br. mit dem 141. Längengrad. Die Westgrenze folgt dann diesem 141. Längengrad nach Süden zur Arafurasee; nur zwischen dem 6. und 7. Breitengrad greift Papua auf niederländisches Gebiet über, um dem Westufer des Flyflusses zu folgen. Im Südosten erstreckt sich Papuas Gebiet bis zum Schnittpunkt des 12. Breitengrades mit dem 155. Längengrad, um den Louisiaden-Archipel mit hereinzunehmen.

Längs der Grenze des ehemaligen Deutsch-Neuguineas läuft bis zur Südostspitze der Papuaberge ein Gebirgszug, die Owen-Stanley-Kette, die im Grunde aus der ganzen Insel zwischen dem 145. und 151. Grad eine einzige Masse von ragenden Gipfeln macht, die alle höchstens 30 Kilometer von der Küste entfernt liegen und von denen viele unmittelbar an das Meer heranreichen. Sie alle stehen im Zusammenhang mit der Owen-Stanley-Kette. Das Ganze nennt man — vielleicht etwas unbestimmt — „die Hauptkette“.

Die Schwierigkeit, sich in dieser Bergswelt zu bewegen und Proviant zu befördern, ist der Grund dafür, daß halb Papua heute noch nicht erforscht und die andere Hälfte nur wenig bekannt ist. Regierungsbeamte haben wohl an einigen abseits gelegenen Stellen von Zeit zu Zeit flüchtige Streifen unternommen; aber im allgemeinen haben die Forschungsreisenden das Innere Papuas gemieden oder nach vergeblichen Vorstößen wieder verlassen. Selbst D'Albertis, der bewährte holländische Forschungsreisende, der viel zur Kenntnis Papuas beigetragen

hat, scheute davor zurück, in die Berge zu gehen. „Es ist leichter,“ sagte er, „die höchsten Gipfel der europäischen Alpen mit einem Bergstock zu ersteigen, als über einen gewöhnlichen Hügel in Neuguinea zu gehen.“ In der That, wer die Strapazen durchgemacht hat, die eine Fahrt ins Innere mit sich bringt, wird ihm Recht geben.

All das wußte ich nun freilich nicht, als sich mir während meines Aufenthalts in Sydney in Australien die Gelegenheit bot, das Innere Papuas zu bereisen. Freudig griff ich zu. Damals weilte dort nämlich der Richter Erzellenz J. H. P. Murray, seit einer Reihe von Jahren stellvertretender Statthalter von Papua.

Erst wollte er mir seine Zustimmung nicht geben — zu einer Fahrt in unerforschtes Land, zu Menschenfressern! Er war gar kein Freund von Schriftstellern und Photographen, die im Landesinnern herumbummeln und die Eingeborenen reizen! Zu alledem hatte noch kaum vor einem Jahr ein australischer Frechdachs ihn „schmählich hintergangen“, wie sein Sekretär sich ausdrückte. Er hatte dem Australier gestattet, ihn auf einer Besichtigungsreise zu begleiten.

„Wissen Sie, was geschehen ist?“ fragte der Sekretär. „Der Kerl kam nach Port Moresby als Gast ins Regierungsgebäude, fuhr mit dem Statthalter auf dessen Jacht die Küste entlang und ging mit ihm ins Innere. Nach etwa 100 Kilometern kamen sie zu einer Missionsstation, die einen neuen Weg angelegt hatte. Der sollte besichtigt werden. Es war völlig sicheres Gebiet, und die ganze Sache war eine alltäg-

liche Dienstangelegenheit. Der Statthalter hatte keine Waffe mit; er trug nur einen Stock, um in schlechtem Gelände besser vorwärts zu kommen. Seit Monaten war sogar niemand in jener Gegend getötet worden. Die meisten Eingeborenen waren Missionszöglinge. Sie halfen beim Wegebau, und fast in jedem Dorf war ein Regierungspolizist, der dick und fett wurde, weil es nichts zu tun gab.

„Also wirklich keine aufregende Gegend! Nun, am zweiten Tag verstauchte sich Erzellenz den Fuß und mußte zur Küste zurückgeschafft werden. Er wollte dem Zeitungsschreiber den Spaß nicht verderben und ließ ihn daher auf eigene Faust weiterziehen, gab ihm aber ein paar eingeborene Polizisten mit. Einige Wochen darauf sah ich ihn wieder in Port Moresby, und er triefte förmlich vor Dankbarkeit.“ Wie angeekelt hielt er inne.

„Als er nach Australien zurückkam, ging seine Phantasie mit ihm durch. Er schrieb blutrünstige Abenteuergeschichten; er erzählte haarsträubende Dinge von einer Schlacht mit den Menschenfressern, wobei der Statthalter mit blankem Degen in der Faust als erster angegriffen habe und wobei er sich selbst ganz besonders hervorgetan haben wollte. Dann fuhr er nach England, hielt Vorträge über seine angeblichen Forschungsreisen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Königliche Geographische Gesellschaft ihn zum Ehrenmitglied gemacht hat.“

Weiter auf die Angelegenheit einzugehen, schien zwecklos, aber jedenfalls gelang es uns, zum Statthalter selbst vorzudringen und ihm unser Anliegen vorzutragen.

„Ich will tun, worum Sie mich bitten“, sagte er zu unserer Überraschung. „Ich glaube, Sie sind die richtigen Leute dazu; Sie können ins Innere gehen, wenn Sie wollen. Ich gebe Ihnen sogar noch einen von meinen Beamten mit — er hat große Erfahrung im Busch und ist der gegebene Führer für Sie —, und ein Duzend eingeborene Polizisten will ich Ihnen auch als Leibwache mitschicken.“ „Nein,“ wehrte er ab, als ich ihm danken wollte, „keinen Dank! Ich habe Ihnen nun einmal die Erlaubnis gegeben, da muß ich Ihnen auch die Polizisten mitschicken. Sonst müßte ich sie ja doch in ein paar Wochen hinterhersenden, und dann dürften sie so gut wie sicher nicht mehr rechtzeitig da sein, um zu verhüten, daß Sie das Hauptgericht bei einem Menschenfresserschmaus darstellen.“

So war die Sache abgemacht. Richard Humphries, der Beamte, der mitgehen sollte, weilte zur Erholung in Sydney. Er hatte noch ein oder zwei Monate Urlaub; er brach ihn aber sofort ab, um mitzukommen. Ursprünglich sollten vier Weiße an der Expedition teilnehmen, und dementsprechend wurden Proviant und Ausrüstungsgegenstände eingekauft. Der vierte Mann klappte indes nach den ersten zwei leichten Marschtagen im ebenen Küstengelände zusammen; Boot und Pferd und der Waffenschuß von ein paar Eingeborenen brachten ihn zur Küste zurück. Mit einem Stammtischritter läßt sich kein Staat machen!

Harry Downing, ein junger australischer Photograph, war der dritte Weiße; er hatte den Krieg als Sanitäter mitgemacht. Ein wackerer Kamerad sollte er uns werden!

So befanden wir uns etwa drei Wochen später, am 17. April 1921, auf einem der beiden kleinen Dampfer, die das Bindeglied zwischen Papua und der Außenwelt darstellen. Im Schiff verstaut waren gegen fünf Tonnen Konserven, Zelte, photographisches Gerät und ähnliches Zeug.

Am zweiten Tag an Bord entdeckten wir, daß wir nicht die einzigen waren, die das Innere Neuguineas sehen und photographieren wollten. Da waren zwei britische Offiziere mit roten Bäckchen, blondem Haar und gewickstem Schnurrbart, die sich dauernd über Völkerkunde unterhielten, die ihr Steckenpferd war. Da war ein Vogelsammler mit einem noch nicht ganz abgelaufenen Erlaubnischein zum Fang von 72 Paaren Paradiesvögel; er hoffte, wieder einen Schein zu bekommen, obwohl er aus irgendeinem Grunde bei der Regierung nicht gut angeschrieben war. Da war noch ein vierter, der jeden Morgen nach dem Abräumen des Frühstückes einen Tisch im Speisesaal mit Beschlag belegte und endlos auf eine große Schreibmaschine einhämmerte. Das war der Pressemann, der von der Königlichen Geographischen Gesellschaft von England zum Ehrenmitglied ernannt worden war — auf Grund seines Berichtes vom Sturmangriff des Statthalters an der Spitze seiner Leute gegen die wilden Menschenfresser.

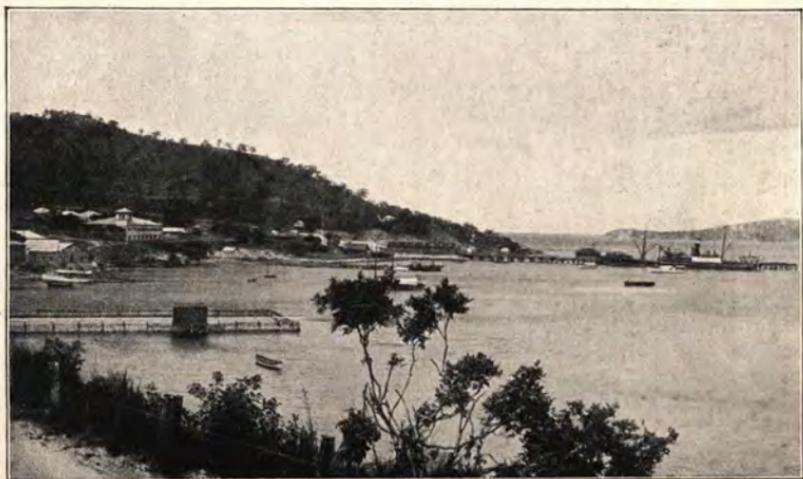
Diese vier schienen einander nur mit Mißtrauen zu begegnen; wenn sie ihre Pläne überhaupt erwähnten, so geschah es nur in dunklen Andeutungen; man konnte nur entnehmen, bei der Ankunft in Port Moresby würde irgend etwas geschehen.

Später kamen wir dahinter, was dies „etwas“ war: jeder hoffte im stillen, er könne sich uns anschließen. Sie wußten nicht, daß wir auf drahtlosem Weg alles im voraus geregelt hatten und in Port Moresby nur über Nacht bleiben wollten. Der Vogelfänger fiel bald nach seinem Aufbruch ins Innere einen Abhang hinunter und zog sich schwere Verletzungen zu. Das Ehrenmitglied der Königlichen Geographischen Gesellschaft hieß man in Port Moresby nicht gerade herzlich willkommen; der Mann hatte ein paar recht ungemütliche Wochen, ehe er nach Sydney zurück konnte.

Auf dem Kai in Port Moresby warteten 3000 Pfund Reis auf uns — Mundvorrat für die Eingeborenen; ferner eine Abteilung von einem Duzend bewaffneter Polizisten in malerischen Blusen und knielangen Kitteln aus blauem, rot-eingefasstem Zeug; sie trugen Flinten und die Gürtel voll Patronen und sollten sich bei Humphries melden; endlich ein paar Zollbeamte.

„Was habt ihr Zollkells hier herumzuschnüffeln?“ fragte Humphries. „Dies ist eine von der Regierung unterstützte Forscherfahrt; wir wollen Aufschlüsse und Bilder für Regierungszwecke holen. Wir wollen die Bergstämme auffuchen und freundlich stimmen; die Regierung kann kein Geld dafür aufreiben, und so gibt ein Amerikaner das seine her. Wozu also Zoll? Hat Excellenz euch nicht gesagt, daß die Sachen zollfrei hereinzulassen sind?“ Der Statthalter hatte es uns zugesagt.

Humphries riß den Mund mächtig auf. Aber der Zöllner



Port Moresby.



Tata Roas Fahre.



Bule-Insel.



Die Regierungsstation Kairuku auf der Bule-Insel.
(Rechts das Haus Connelleys.)

ließ sich nicht einschüchtern. „Bei Allah,“ grinste er, „keine derartige Anweisung ist von Erzellenz eingegangen. Wollte er sie wirklich geben, so hat er sich wohl eines andern besonnen nach einem Blick auf den letzten Finanzbericht der Regierung. Wir bekommen dies Jahr wieder ein Defizit, und ich hole mir jedenfalls die Yankedollars, solange ich sie kriegen kann.“

Er knöpfte uns auch richtig dreißig britische Pfund ab, als er am andern Morgen unsere Siebensachen auf der Yule-Insel abschäkte.

Die Yule-Insel liegt 100 Kilometer westlich von Port Moresby, der Hauptstadt. Noch vor Tagesanbruch fuhren wir in die Gewässer des Hall-Sundes, die sie umspülen.

Kapitän Hillman, der Führer der „Morinda“, war eilig wie immer; er ließ die Dampfpfeife heulen, bis die härtigen Priester der Herz-Jesu-Mission den Hügel heruntergestürzt kamen und in die Boote sprangen, die ihre Eingeborenenfungen schon ins Wasser geschoben hatten.

Sie halfen uns als Güterpacker und türmten unsre Sachen am Ufer auf, ohne dafür Bezahlung anzunehmen; erst später nahmen sie eine Kleinigkeit für die Mission.

Humphries wies auf das andere Ende der Insel: „Da drüben ist Kairuku, die Regierungsstation. Und das“ — er zeigte auf ein Boot, das stämmige Polizisten ruderten und in dem ein Weißer in Tropenkleidung saß — „dürfte Lincoln Garfield Grant Connelley sein, der diensthabende Beamte. Er ist Brite wie ich und einer von den Vertretern Seiner Majestät in entlegenen Weltteilen, aber nach seinen drei Vornamen

hat ein Amerikaner bei seiner Taufe das meiste zu sagen gehabt.“

Auf einmal kam die Sonne durch, und Humphries' Zeigefinger wies nach Norden, wo weit im Innern die Gipfel der Bergketten aus dem Nebelmeer hervortauchten. „Ei,“ rief er, wie jemand, der einen alten Freund wiedererkennt, „da ist ja der Yuleberg, der höchste Gipfel da, und nördlich und östlich vom Yule liegt unser großes Abenteuer.“

„Es muß herrlich sein, wieder alte Pfade zu gehen“, sagte ich.

Humphries wandte sich um zu mir: „Sie haben keine Ahnung von den Wegen in Papua“, sagte er. „Sie haben keinen Anfang und führen ins Nichts.“

„Die sind die besten“, unterbrach ich ihn. „Man braucht dann nicht zu einem bestimmten Ort zu gehen und kann der jeweiligen Laune folgen. Das mag ich gerade.“

„Gott segne Ihre Unwissenheit“, gab er mitleidig zurück und ging seinem Kollegen entgegen, der das Fallreep heraufgestiegen kam.

Zweites Kapitel.

Frauen und Schweine.

„Woher wollen Sie die Träger holen lassen?“ fragte Connelley, als er uns mit unseren Siebensachen in seinem Häuschen in Kairuku untergebracht hatte.

Humphries lachte. „Aus den Dörfern Waima und Rivori“, antwortete er. „So riet mir wenigstens Erzellenz. Ja, der Statthalter hat ein gutes Gedächtnis.“ Er wandte sich zu uns. „Diese Eingeborenen von Waima und Rivori sind die Kapitalisten von Neuguinea. Sie besitzen gutes Land, haben viel an die Missionen und Pflanzler verkauft und sind reicher als alle andern. Sie sind dick und faul und —“

„Können laufen wie der Teufel“, warf Connelley ein. „Vor zwei Jahren unternahm der Statthalter eine Reise ins Innere. Waima und Rivori hatten die Träger zu stellen. Sie gingen mit, bis das Gelände schwierig wurde, warfen die Lasten hin und liefen nach Hause. Erzellenz mußte mitten im Dickicht warten, während die Polizei neue Träger holte. Er hat nicht schlecht gefluht und befahl, die Ausreißer bis zum letzten Mann zusammenzutreiben und auf ein Vierteljahr ins Gefängnis zu stecken. Wer sich nämlich weigert, für eine von

der Regierung veranstaltete Reise Trägerdienste zu leisten, wird nach dem Gesetz bestraft. Meine Polizisten hatten allerhand zu tun, die Drückeberger zu bekommen.“

„Nun, diesmal sollte es nicht schwer sein, sie zu fangen“, meinte Humphries zuversichtlich. „Ich habe hier zwei Jahre Dienst getan und habe ihnen ordentlich Achtung vor der Regierung beigebracht. Sie nannten mich ‚den Mann, der uns auf die Beine bringt‘.“

„Nun gut, ich will die Polizisten nach den Trägern schicken“, sagte Connolly, ohne daß diese Zuversicht auf ihn Eindruck zu machen schien. „Wie viele brauchen Sie?“

„Einhundertundzwanzig“, antwortete Humphries ohne Zögern. „Wir geben ihnen einen Schilling und drei Mahlzeiten täglich und eine Rolle Tabak wöchentlich. Das ist Regierungssatz. Mittwoch früh erwarte ich sie hier.“

„Schön!“ sagte Connolly und verließ uns, um seinen Polizisten den Auftrag zu geben.

Montag und Dienstag verbrachten wir damit, die Lasten fertigzumachen, so daß auf jeden Träger die gesetzlich zugelassenen 50 Pfund kamen. Als wir am Dienstag spät abends zu Bett gingen, war nicht das geringste von den Polizisten zu sehen, die ausgesandt waren, die Träger zu besorgen. Der Morgen dämmerte bereits, als wir auf dem Weg vor unsern Fenstern das Trampeln nackter Füße hörten, Flüche der Polizisten — auf Pidgin-Englisch — und ärgerliche Verwünschungen der Leute, die sie in eine Art von Reich und Glied zu bringen suchten.

Wir gingen im Schlafanzug hinaus, um die Gesellschaft in Augenschein zu nehmen. Ein Polizist kam uns entgegen. Müde hob er sein Gewehr zum Gruß.

„Taubada,“ sagte er — ein Wort für „Herr“, mit dem alle Weißen begrüßt werden —, „Träger nun da, die verdammten schwarzen Schweine.“

Wenn er sich auch gegen die Dienstvorschrift verging und vor einem Vorgesetzten fluchte, so vergaben wir dem Polizisten Dengo doch gern, als er uns die beiden Tage und Nächte ausführlich schilderte, die er und seine Kameraden auf der Suche nach den Trägern hinter sich hatten.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht verbreitet, die „Morinda“ sei mit vier Weißen und einer Polizeiabteilung und vielen Kisten und Kästen gelandet, und die Kunde war wie durch Zauberkraft auch über den Hall-Sund nach Waima und Kivori gelangt. Da hatte die Männer in den Küstenstädten plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Busch ergriffen, und ihre Flucht ins Dickicht war um so eiliger, als es hieß, Humphries — „der Mann, der uns auf die Beine bringt“ — sei einer der Weißen. Später lernte ich Humphries' Vorgehen unterwegs aus eigener Anschauung kennen, seine unfehlbare Sicherheit, Bummler und Saumselige herauszufinden und auf die Beine zu bringen, seine Gabe, die zu entlarven, die ihm Krankheit oder Unpäßlichkeit vorreden wollten; und da habe ich gewußt, warum jene Eingeborenen nicht darauf brannten, uns zu begleiten.

Wie hatte sie die Polizei dann aber zusammenbekommen?

Erst ein paar Wochen später, als Polizist Dengo, der mir als Leibwache und Bursche zugewiesen wurde, auch mein Freund geworden war, hörte ich von ihm Genaueres darüber. Als Führer der Polizisten hatte er einfach die Tatsache ausgenutzt, daß ein Papua es nicht sehr lange ohne Heimweh aushalten kann, seinem Heimatsdorf fern zu sein. So hatten sich die Polizisten unmittelbar nach Waima und Kivori begeben, hatten aber keine Überraschung über die Abwesenheit der Männer verraten. In Waima hatten sie Mast gemacht, offensichtlich zum Essen. Sie streckten sich um das Feuer hin und taten so, als achteten sie nicht auf die Frauen und Kinder, die sich um sie sammelten.

„Warum schickt uns der Chef so weit nach Trägern?“ fragte einer der Polizisten nach verabredetem Plan.

„Weil wir“, antwortete ein anderer, „ins Gebirge wollen. Die Leute von der Küste sind nur für ebenes Gelände gut. In den Bergen brechen sie unter ihrer Last zusammen. Warum sollten wir sie also nehmen?“

„Und es ist noch weit zu den Mekeo-Dörfern?“ fragte ein dritter.

„Wenn wir tüchtig zugehen, können wir morgen da sein“, war die Antwort.

Dann standen die Polizisten auf und entfernten sich auf dem Pfad, der nach Mekeo führt. Sie waren nicht überrascht, als ein größerer Junge sich ihnen anschloß. Er gehe auch nach Mekeo, sagte er, und wolle die Gelegenheit benutzen, mitzukommen. Sie rasteten am Abend in einem andern Dorf, das

eine Reihe von Kilometern entfernt war, und gaben ihre Absicht kund, gleich nach dem Essen weiterzumarschieren. Sie hatten einen ziemlichen Weg hinter sich, und der Junge aus Waima entschuldigte sich, er sei zu müde zum Weitergehen. Auch das hatten sie erwartet; sie wußten, er war nur ein Spion, der ihre Bewegungen auskundschaften sollte.

Wie sie angegeben hatten, zogen sie weiter, aber sobald sie außer Sicht waren, kehrten sie wieder um, umgingen das eben verlassene Dorf und lagerten auf der andern Seite im Dickicht. Neben dem Pfad jedoch, der zurück zur Küste führte, stellten sie eine Wache aus, und richtig! Kurz nach der Dämmerung sah man den Kundschafter wieder schnell nach Hause laufen.

„Gut“, sagte Dengo. „Er erzählt nun überall, wir seien nach Mekeo weitergezogen, und die Männer von Waima und Kivori kommen in ihre Dörfer zurück. Wir wollen langsam zurückgehen, und heute nacht, wenn sie in ihren Hütten schlafen, wollen wir sie überraschen.“

Das taten die Polizisten auch, und zwar gingen sie so geschickt zu Werke, daß sie beim Aufstellen und Zählen der Leute fanden, daß sie mehr als die angeforderte Zahl von Trägern hatten. Kein Wunder, daß wir unsere menschlichen Lasttiere arg verstimmt fanden, als wir zur Besichtigung schritten.

Später, nach dem Frühstück, ließ sie Humphries antreten, hielt Musterung, um die Untauglichen auszuscheiden, schloß den üblichen Handel über Essen, Lohn und Behandlung ab, teilte Decken aus und sicherte ihnen zu, sie würden nach Hause geschickt werden, wenn die Lasten weniger geworden wären und

wir für gebirgiges Gelände besser geeignete Träger auftreiben könnten.

Zuerst lehnten sie sich heftig dagegen auf, daß es in die Berge ging, die ihnen Furcht einflößten — von der Gefahr gar nicht zu reden, die ihnen von den Menschenfressern drohte; aber schließlich ergaben sie sich stoisch in ihr Schicksal. Aber solange sie bei uns waren, krochen sie Nacht für Nacht ängstlich um die Feuer zusammen, jammerten im gleichen Ton über die Gefahren, denen sie entgegengingen, hingen schwermütigen Gedanken nach und fragten sich traurig, ob sie wohl ihre Dörfer und Frauen wiedersehen würden.

Früh am andern Morgen wollten wir aufbrechen und begaben uns daher zeitig zur Ruhe. Aber kaum war unser „Gutenacht“ verklungen, als wir das Geräusch nackter Füße auf den Stufen des Häuschens hörten, und eine Stimme ehrerbietig, aber eindringlich: „Taubada! Taubada!“ rief.

Connelley stand auf, ziemlich verstimmt darüber, aus seinem Bett mit dem Moskitoneß herauskriechen und den Kampf mit den Moskitos aufnehmen zu müssen. Er wechselte ein paar Worte mit dem Ankömmling in der Eingeborenen Sprache. Ich konnte sie nicht verstehen und hörte daher nicht aufmerksam zu, bis ich Humphries, der mir zunächst schlief, mit einem Fluch aufspringen und sich in die Unterhaltung einmischen hörte.

Dann kam er zurück und fragte, ob ich schlief. „Stehen Sie nur auf und hören Sie, was los ist“, sagte er. „Schließlich richtet es sich ja nach Ihnen, wohin wir gehen und was wir tun. Da ist etwas passiert, was uns die Möglichkeit

bietet, mit einem ganz bestimmten Ziel ins Innere zu reisen. Die Sache ist ein bißchen dunkel; aber wahrscheinlich wird es eine ziemlich aufregende Geschichte.“

„Wen hätte das nicht gereizt?“

Auf der Veranda stand ein Eingeborener mit buschigem Kopf im Licht einer großen Lampe. Er war wegmüde, und seine Dorfpolizistenuniform zeigte die Spuren des Schmutzes der Ebene und der Wellenspritzer auf seiner Bootsfahrt vom Hauptland über den Hall-Sund.

„Dieser Bursche“, sagte Connelley, „stammt aus einem Bergdorf, das ungefähr den letzten Vorposten der Kultur und des Einflusses der Regierung darstellt. Es handelt sich um einen ernsthaften Aufruhr in Kapatea, dem Bezirk, der neben dem seinen liegt. Die Leute sind außer Rand und Band und liegen im Kampf mit einem andern Bezirk, Kevezzi. Weder Kapatea noch Kevezzi unterstehen eigentlich der Regierung. Aber sie liegen unmittelbar am Regierungsgebiet, und dieser Bursche sagt, wenn die Regierung nicht eingreift, würden die Wirren sich ausbreiten und nicht nur auf seinen Bezirk, sondern noch auf andere überspringen. Er weiß nicht recht, worum es sich eigentlich dreht, aber offenbar ist die Sache ernst.“

„Seine Leute verlassen sich auf das Versprechen der Regierung, sie zu beschützen, solange sie sich nicht in gegenseitige Fehde einlassen. Die Lage ist bedenklich. Wenn wir nicht erscheinen und eingreifen, verlieren sie ihr Vertrauen zur Regierung und verfallen so gut wie sicher wieder in ihre frühere Wildheit.“

„Aber was habe ich mit der Sache zu tun?“ fragte ich.

„Sie gehen doch in die Berge nicht weit von Kapatea und Revezzi“, erwiderte Connelley. „Wie die Sache liegt, ist unser Zug eine Regierungstreife. Sie haben einen Beamten und Polizisten dabei. Wenn Sie nur Ihre Reise so weit ausdehnen, daß Sie die aufständischen Gebiete mitnehmen, tun Sie unendlich viel Gutes und entheben mich der Nothwendigkeit, selbst einen Streifzug dorthin zu unternehmen. Sehen Sie, ich bin nicht mehr der Jüngste, und eine Reise ins Gebirge ist nicht leicht, ich habe hier keinen Gehilfen und kann schon so kaum alles bewältigen. Sagen Sie also ja und nehmen Sie sich der Sache an.“

„Humphries mag entscheiden“, erwiderte ich. „Er weiß besser als ich, wie unsere Pläne davon berührt werden, und er ist der wirkliche Führer der Reise.“

„Dann“, sagte Humphries ohne Zögern, „wollen wir dir den Gefallen tun, Connelley. Schicke diesen Mann für die Nacht in die Baracken und erzähle uns alles über die Geschichte, was du weißt. Ich glaube, du sagtest, es sei nicht das erste, was du darüber gehört habest.“

Wir steckten unsere Pfeifen an und lehnten uns in die Stühle zurück, während Connelley den Dorfpolizisten wagschickte und uns erzählte, was er von Kapatea wußte.

„Sie sind ja als Neuling mit Papua noch nicht so vertraut,“ wandte er sich zu mir, „und so erkläre ich Ihnen am besten erst einiges über die Bergbewohner.“

Ich will nicht versuchen, seine eigenen Worte wiederzugeben,

sondern beschränke mich darauf, das Wesentlichste von dem wiederzugeben, was er mir erzählte.

Als die Natur Neuguinea schuf, muß sie ironischer Laune gewesen sein; denn sie schuf ein Land mit wilden, drohenden, furchtgebietenden Bergketten, wo das Leben für die Wilden ein beständiger Kampf ums Dasein ist von der Wiege bis zum Grabe. Zu jeder Stunde umschwebt sie der Schatten des Todes; denn wenn sie nicht von den Feinden, die jeden Stamm umgeben, erschlagen und aufgefressen werden, bedroht sie das Gespenst des Hungertodes als Folge der häufigen Mißernten in ihren felsigen Gärten, die mit Baumstämmen überstreut und mit Zuckerrohr und Bataten bepflanzt sind. Das Wild beschränkt sich auf ein paar Vögel, ein gelegentliches Känguruh, das kaum größer ist als eine Ratte, und vielleicht einen Emu, der sich aus dem Tiefland her verirrt hat. Es gibt kein anderes Fleisch als das erschlagener Feinde.

So schätzt man in den Bergen seine Schweine höher ein als seine Frauen. Man mag sich noch so gegen diese Rangordnung sträuben, selbst ein Weißer kann verstehen, warum es so bei den Schwarzen ist.

Die Frauen übertreffen die Männer an Zahl in den Bergen; denn die Opfer, die die Menschenfresserei fordert, entfallen zumeist auf die Männer. So umwerben die Frauen eifrig die heiratsfähigen Männer, und die Sitte will, daß die Frau dem Mann den Antrag macht. Selten wird er abgelehnt. Je mehr Frauen ein Mann hat, um so größer und ertragreicher sind seine Gärten, die sie bearbeiten. So hat

jeder Mann zwei bis sechs Frauen. Der Verlust einer Frau will wenig besagen, wo man sofort eine neue haben kann.

Aber ein Schwein zu verlieren — ach, das bedeutet ein wirkliches Unglück! Um ein neues Schwein zu bekommen, muß man das Dickicht durchstreifen und es fangen, wenn es noch klein ist; man muß es selbst aufziehen und dabei sogar die Brust seiner Frauen abwechselnd mit den Kindern nehmen lassen. So folgt dem Tod eines Schweines oft ein Mord, und der Mord führt unfehlbar zu neuen Morden, und das Blutvergießen befällt ganze Dörfer und Stämme.

„Der Dorfpolizist sagt, ein Schwein habe Kapatea auf den Kriegspfad gebracht“, fuhr Connellen fort. „Soviel entnahm er dem wilden Geschrei der Leute von Kapatea in den Dörfern auf den Bergeshängen. Es überrascht mich eigentlich, daß Kapatea anscheinend vergessen hat, daß wir erst vor ein paar Jahren eine Streife dort hinausschicken und den Leuten das Leben schwer machen mußten, bis sie sich beruhigten. Man sollte meinen, die Schufte würden danach nur allzu gern artig bleiben. Aber das ist nicht das eigentlich Rätselhafte an der Geschichte.“

„Gewöhnlich fällt es keinem Bergbewohner ein, nachts zu reisen, weil er sich vor den Gespenstern fürchtet. Darum stellen sie zwar tagsüber Wachen aus, ziehen sie aber bei Einbruch der Dunkelheit ein. Sie wissen, daß ihre Feinde sich nachts gerade so ängstigen wie sie selbst und daß keine Gefahr vorhanden ist, bis der Tag anbricht. Aus irgendeinem Grunde hat Kapatea diese Furcht abgeschüttelt, und die Krieger frei-

fen nachts umher und überfallen die Leute von Kevezzi beim Morgengrauen. Und noch ein dunkler Punkt ist da. Gewöhnlich kämpft ein Papua nur aus dem Hinterhalt und zeigt sich überhaupt nicht frei und offen. Gerade das tun aber nun die verfluchten Kerle aus Kapatea. Kein Wunder, daß die Berge in hellem Aufruhr sind. Nun, jetzt liegt es bei Ihnen, der Sache auf den Grund zu gehen und Ruhe zu schaffen. Wenn ich nur jünger wäre —“

Unvermittelt brach er ab und ging wieder zu Bett.

„Sollen wir geradeswegs auf Kapatea losmarschieren?“ fragte ich, als auch wir nun wieder unser Lager aufsuchten.

„Nein“, sagte Humphries. „Wir führen unsern ursprünglichen Plan durch und suchen den Yule-Berg auf, wenden uns von da östlich und dann nördlich nach Kapatea. Unterdessen verkünden wir unsere Absicht, dorthin zu gehen. ‚Der Buschtelegraph‘ besorgt das übrige. Kapatea und Kevezzi wissen es vor Ablauf einer Woche, da die Kunde im Innern von Mund zu Mund geht, und sie werden sich eiligst beruhigen. So ist es auch viel besser. Dieser Ansicht würden Sie auch sein, wenn sie einmal einen Strafzug mitgemacht hätten. Es ist einfach grausig. Man geht da in einen Bezirk und hegt die Leute von Dorf zu Dorf und läßt sie nicht zur Ruhe kommen; man zerstört vielleicht die Gärten oder ißt auf, was darin wächst; man hält die Leute, die sich im Busch verstecken, dauernd in Atem, bis sie müde werden und nachgeben. Dann faßt man ein paar Räbelsführer und steckt sie eine Zeitlang ins Gefängnis. Töten sie zufällig einen Polizisten und kann man einem einzelnen

die Missethat nachweisen, dann hängt das Gericht ihn gewöhnlich auf. Aber nicht oft. Wenn sie hören, daß wir kommen, ist das gerade so wirksam — vielleicht.“

Am nächsten Morgen luden wir unsere Siebensachen in das Regierungsboot, und die Polizisten legten sich in die Riemen. Wir sahen, wie unsre Träger sich in einem halben Duzend großen Kähnen zusammendrängten, und unsere Fahrt begann!

„Ah, da sehe ich ja, Tata Koa lebt noch“, rief Humphries, als wir Connelley Lebewohl zuriefen. Er winkte einem alten Eingeborenen zu, der ehrerbietig in einiger Entfernung stand und uns angrinste. „Ich erzähle Ihnen etwas von ihm und der Zauberei auf Neuguinea, während wir über den Sund fahren. Es sind fünf Ruderstunden zum Festland und den Ethelfluß hinauf nach Bioto, wo wir den Marsch beginnen.“

Drittes Kapitel.

„Puri-Puri“ auf Neuguinea.

Wer je in die Lage kommen sollte, über die acht Kilometer breite Wasserfläche fahren zu müssen, die die Pule-Insel vom Festlande trennt, der muß unbedingt die Föhre benutzen, die Tata Koa gehört. Es geht nicht anders.

Die Föhre ist nur ein Kahn aus Bambus mit einem Baumstamm als Ausleger, und sie ist uralt und neigt dazu, bei Seegang umzuschlagen und einem zu einem unfreiwilligen Bad zu verhelfen. Hat man sie dann glücklich wieder gepackt, wenn sie wieder an die Oberfläche gekommen ist, so richtet man sie wieder auf, während sich Tata Koas Lippen gräßliche — dem Wortschatz der Weissen entstammende — Flüche entringen.

Zwischen solchen Fahrten über den Hall-Sund — oft sind es nicht mehr als zwei oder drei wöchentlich — kann man Tata Koa irgendwo am Strande finden; da hoct er und zerreißt Palmblätter zu Streifen und macht Matten daraus, nach denen starke Nachfrage herrscht.

Wenn man mit Tata Koa genügend bekannt geworden ist, um ihn ein bißchen zu necken, und sich dann mit ernster Miene danach erkundigt, wie es denn mit seiner Zauberei stünde, ob

das Geschäft blühe, zuckt ein bestrickendes Lächeln um seinen fast zahnlosen Mund, und in seinen alten Augen — die im Zorn recht furchterregend starren können — leuchtet es wie sehnsuchtsvolle Erinnerung.

„Herr,“ sagt er dann wohl in überraschend gutem Englisch, „ich bin Fährmann, kein Zauberer.“

„Und dein zahmes Krokodil, das sich in einen Menschen verwandeln und die Leute verschlingen konnte? Und deine Schlange, die im Meer umherschwamm und kam, wenn du sie riefst, und den biß, den sie auf dein Geheiß beißen sollte?“

„Herr“, wehrt dann Tata Koa ab, aber er lächelt bei den Erinnerungen, die in ihm aufsteigen, „sie verschwanden, als der weiße Mann mit ‚Puri-Puri‘ kam, das größer war als das meine.“

„Puri-Puri“ ist in Neuguinea der Name für Schwarzkunst und Zauberei, für alles, was die Eingeborenen sich nicht erklären können. Tata Koa war zu seiner Zeit einer der größten Zauberer. Aber er hat die Zauberei aufgegeben, und damit ist eine Geschichte verbunden.

Neuguinea ist noch nicht lange unter der Herrschaft der Weißen — ein wenig über dreißig Jahre —, und noch heute umfaßt ihr wirklicher Machtbereich nur den Küstenstrich und ganz wenige Kilometer landeinwärts. Darüber hinaus hat die Kultur das Land überhaupt nicht berührt; der Eingeborene lebt dahin wie seine Ahnen vor ihm, in Wildheit und Roheit und Menschenfresserei, und nur einen Herrn erkennt er an — den Zauberer.



Der alte Zauberer Tata Roa.



Ein „Honorar“ für den Zauberer: Kokosnüsse.



Unsere Polizisten.
(In der Mitte Humphries.)



Marfchbereit in Bioto!

Er geht nicht auf die Jagd oder auf den Menschenfang, er bepflanzt nicht seine kümmerlichen, baumstammbejäten Gärten mit Bataten und Zuckerrohr, er gibt kein Fest, kurz, tut überhaupt nichts außer Essen und Atmen und Schlafen, ohne den Rat des Zauberers einzuholen; — die Gebühr bestimmt der Zauberer selbst. Wenn man daher ein Eingeborenendorf betritt und entdeckt einen Mann, der ein bißchen besser genährt, ein bißchen weniger sehnig und ein bißchen frecher aussieht als seine Gefährten, so weiß man gleich, es ist der Zauberer.

Das kommt daher, weil ihm der beste Ertrag der Gärten, die fettesten Felsenkänguruhs, die auserlesensten Stücke Menschenfleisch — auf glühend heißen Steinen geröstet — zufallen. Er fordert das und bekommt es auch. Sonst macht er eben „Puri-Puri“ gegen die, welche ihm etwas verweigern, und für einen Eingeborenen auf Neuguinea ist das der Anfang vom Ende.

So ein Zauberer war auch Tata Koa einst. Als der weiße Mann sich anschickte, den Bezirk, wo Tata Koa unumschränkt herrschte, zu unterwerfen — wenn möglich friedlich, nötigenfalls mit Gewalt —, ging das nicht ohne Schwierigkeiten. Denn Tata Koa, der nackte ungebildete Wilde, verstand sich immerhin auf ein paar Dinge.

Von seinem Vater, seinem Großvater, seinem Urgroßvater hatten sich auf ihn Kenntnisse vererbt, die der Nicht-Zauberer nicht besaß. Seine Ahnen waren in ihrer Art Forscher und Menschenkenner gewesen. Sie hatten entdeckt, daß es mit dem

Wetter zusammenhing, wenn der Garten gedieh und der Fisch anbiß, und durch Beobachtung der Natur konnten sie vorher-sagen, ob die Gartenarbeit oder der Fischfang von Erfolg be-gleitet werden würde.

Sie hatten auch gelernt, daß gewisse Kräuter und Pflanzen Schmerzen lindern und daß Wärme Heilwert hat. Sie be-saßen auch die gefährliche Kenntniss der Tatsache, daß die Galle eines gewissen Fisches, wenn sie in Wasser gesotten wird, den Menschen betäuben und bewusstlos machen kann; daß fast unsichtbare Bambussplinter, wenn sie in den Magen des Menschen geraten, seine Eingeweide durchschneiden und ihn töten; daß, wenn jemand sich nur eine ganz winzige Krah-wunde mit einem StocK zuzieht, dessen Spitze einige Tage in verwesendem Fleisch gesteckt hat, er unrettbar dem Tode ver-fallen ist.

Aber dieser Dinge bedienten sie sich nur, wenn sie sonst nicht zum Ziele gelangen konnten. Hypnose und Suggestion stehen ja heute bei den meisten weißen und zivilisierten Völkern in hohem Ansehen. Um wieviel mehr muß das der Fall sein bei dem eingeborenen Wilden der Dickichte von Neuguinea. Das Wort „Der Glaube hilft“ gilt dort wie bei uns, und der Zau-berer weiß es ganz besonders.

So brauchte Tata Koa in seiner Glanzzeit jemandem nur oft genug zu sagen, daß er bald sterben werde, und der Mann glaubte es, oder daß es ihm gesundheitlich bald wieder besser gehe, und der Betreffende glaubte das auch. Ließ der Tod un-gebührlich lange auf sich warten, so griff der alte Zauberer

zum Gift, das er geschickt der Nahrung oder der Kokosmilch des Opfers beimischte.

Er war viel auf Reisen, unser Tata Koa. Von den Zauberern der Nachbargebiete, die gewaltige Achtung vor seinem Können hatten, erpresste er die Geheimnisse, die er nicht besaß.

In allen Ländern und zu allen Zeiten haben die Schwarzkünstler Wert darauf gelegt, in den Besitz eines Gegenstandes zu gelangen, der in den Händen ihres Opfers gewesen war. Der Zauberer auf Neuguinea tut dasselbe. Damit nun ein Feind nicht seinerseits einen Zauber gegen ihn anstellen kann, hütet er sich ängstlich, irgend etwas, was er trägt oder berührt, im Beisein anderer wegzuerwerfen. Den Knochen, den er abnagt, den Schmuck, den er ablegt, selbst den Abfall der Betelnuß, die er kaut, behält er sorgfältig bei sich, bis er Gelegenheit hat, alles heimlich im Dickicht zu verscharren. Diese Sitte wurde besonders peinlich in dem Gebiet beobachtet, wo Tata Koa herrschte.

Der alte Zauberer war auch ein geschickter Schauspieler. Seine Litaneien und Beschwörungen, sein geheimnisvolles Drum und Dran, sein heimliches Kommen und Gehen, sein seltsames Benehmen, wenn er einen „Fall“ in Behandlung hatte, machten ihn weithin berühmt. Außerdem behauptete er, jeden plötzlichen Tod bewirkt zu haben, jeden Unglücksfall, der auf Schlangen oder Krokodile zurückging, jede Verbrühung oder jede Wunde an einem menschlichen Körper, jede Krankheit, jedes kleine Mißgeschick, das in seinem Bezirk jemanden traf. Auch war er nicht zu bescheiden, alle Glücksfälle seinen eigenen Bemühungen zuzuschreiben.

Ein schlauer Beamter hat Tata Koa das Handwerk gelegt. Er benutzte das alte Mittel, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Da er sah, daß ihm der Zauberer überall im Wege stand, ließ er öffentlich bekanntmachen, an einem gewissen Tag würden die Leute, wenn sie sich im größten Dorf einfänden, zu sehen bekommen, was der weiße Mann an „Puri-Puri“ leisten könnte. Die Eingeborenen auf Neuguinea sind überaus neugierig, und so fehlten an dem angegebenen Tage nur wenige.

Tata Koa saß in der vordersten Reihe des Halbkreises gegenüber dem Weißen. Auf einen Stein tat der Beamte ein bißchen Pulver — es sah so aus, als sei es vom Boden aufgelesener Schmutz. Er machte viel Hokusfokus und rief die Sonne an, sie möge ihm helfen, sammelte ihre Strahlen auf das Pulver durch ein Vergrößerungsglas, das die Eingeborenen für ein Stück glatten weißen Steins hielten, und erzeugte das Auflobern einer Flamme und Rauch.

Bis sich die Eingeborenen wieder zusammengefunden hatten, diesmal in achtungsgebietender Entfernung, war er zu einem neuen Kunststück bereit. Es war ihm ganz recht, daß sie weiter abstanden; sonst hätten sie vielleicht herausgefunden, daß das Gewehr, das er jetzt zur Hand nahm, nicht bloß ein Stoß war. Er richtete den vermeintlichen Stoß auf einen Vogel, rief Donner und Blitz herbei (die unverzüglich aus dem Ende des Stoßes herauskamen), und der Vogel fiel tot vor ihm nieder.

Dann kam eine dritte Überraschung. Er goß etwas, was wie Wasser aussah, aber in Wirklichkeit Alkohol war, in eine

Muschel, zündete es an und drohte, das Meer auf dieselbe Art und Weise anzuzünden, tat aber, als ließe er sich erweichen, sobald er das ängstliche Geheul hörte, das seine Worte auslösten.

Als letzten Schläger machte er seinen Mund auf, und alle sahen zwei Reihen weißer, glänzender Zähne. Dann hielt er ein Taschentuch vor das Gesicht und ließ sein künstliches Gebiß hineinfallen. Seine zahnlosen Kiefer erregten lebhaftes Entsetzen, aber es war klein gegenüber der Überraschung, als er sich umdrehte, das Gebiß unbemerkt wieder einsetzte und nun wieder alle Zähne im Munde zeigte.

„Jetzt“, rief der Beamte, „soll Tata Koa vortreten und zeigen, was er kann.“

Aber Tata Koa drückte sich seitwärts in die Büsche, so schnell er konnte. Freilich trieb ihn das Heimweh viele Wochen später nach seinem Dorfe wieder zurück, aber seine Macht war gebrochen. Als Zauberer war er erlebigt. Allmählich kam Tata Koa hinter das Geheimnis der Zauberkunst, die ihn entthront hatte, und da er selbst solch ein Gauner war, hatte er Verständnis für den Streich, den man ihm gespielt hatte. Mittlerweile hatte er freilich sein „Puri-Puri“ an den Nagel gehängt und war Fährmann geworden.

Tata Koa ist indessen eine Ausnahme. Der Zauberer auf Neuguinea ist noch eine Macht. Meist wandelt er auf den Spuren Tata Koas, von kleinen Abänderungen abgesehen, die er selbst erfunden hat. Ein Zauberer entdeckte nach verbüßter Haft in Samarai die große Funkstelle dort, und es dämmerte ihm die Einsicht, daß sie den weißen Mann instand setzte, mit

andern weisen Männern weit weg, außer Seh- und Hörbereich, zu sprechen. Heute kann man in seinem Dorf einen Funkturm in verkleinertem Maßstab finden, ein fürchterliches Durcheinander von Stöcken und Gerank und sonstigem Zeug, und von oben hängen zwei lange Ranken mit großen Muscheln an den Enden herunter. Diese Muscheln hält der Zauberer an die Ohren und kann dann angeblich hören, was jemand sagt, dessen Furcht und Achtung er gewinnen will.

Ein anderer hat eine vom Meer angespülte Glasflasche, der er geheime Kräfte zuschreibt. In seinem Bezirk halten die Eingeborenen das, was sie eine Flasche nennen — ein so gestaltetes Stück hohlen Bambus — in hohen Ehren. Eine „Flasche“ geht Geschlechter hindurch von Hand zu Hand; ihre „Kraft“ nimmt mit den Jahren zu; und wer die „kräftigste“ hat, hat das meiste Glück auf der Jagd, beim Gartenbau und Fischfang und in sonstigen Dingen. Natürlich übertrifft die Glasflasche des Zauberers sie alle.

So machen Aberglaube und Unwissenheit des Wilden die Zauberei zum einträglichen Geschäft. Er kauft Zaubermittel für alles mögliche; er glaubt ohne weiteres den Worten des „Puri-Puri“-machers; er sieht seinen Feind sterben, so wie es der von ihm gedungene Zauberer verspricht; er tritt leise auf, um sich nicht des Schwarzkünstlers Zorn zuzuziehen; und er bezahlt für seine Begriffe riesige Preise, um sich gegen die Ränke des Zauberers zu schützen, der von seinen Feinden gedungen ist. Aber er nimmt nie eine Sache selbst in die Hand — wenigstens nicht oft.

Ein Dorfpolizist erhielt den Auftrag, den Zauberer seines Dorfes festzunehmen, und lehnte ab. Der Zauberer bedrohte ihn mit einem langsamen, qualvollen Tod, wenn er gehorche. Schließlich vor die Wahl gestellt, seiner Uniform und damit seines Ansehens verlustig zu gehen oder den Befehl auszuführen, überwältigte er den Zauberer und legte ihm Handschellen an.

Als sie über den Sund zur Regierung fuhren, holte der Zauberer aus einer kleinen Tasche eine lange Schnur hervor, an der viele Stäbchen hingen. Mit seinen gefesselten Händen begann er jeden Stab zu befühlen, und jedem gab er den Namen eines verstorbenen Dorfbewohners. „Dies“, so erklärte er dem neugierigen Polizisten, „sind die Leute, die ich mit ‚Puri-Puri‘ umgebracht habe. Dieses Stäbchen ist dein Großvater, dies Stäbchen dein Vater, dies dein Oheim“, und so weiter, bis er sieben Blutsverwandte seines Begleiters genannt hatte.

„Und das?“ fragte der Polizist, auf sechs lose Stäbchen in der Hand des Zauberers deutend.

„Das“, war die Antwort, „bist du, deine Frau und vier Kinder. Eines Tages — und zwar bald — kommen sie auch an die Schnur.“

Von Verzweiflung und Furcht gepackt, kippte der Polizist das Boot im Nu um und hielt den alten Zauberer unter Wasser, bis er sein Leben aushauchte. Dann stellte er sich den Behörden und ging freudig ins Gefängnis. In den Monaten, die er dort verbrachte, hat er sich die Sache wahrscheinlich gründlich

überlegt; denn als er heimkehrte, nicht mehr Polizist, gab er an, der Zauberer, der schon ein alter Mann war, habe ihn, den Polizisten, gezwungen, ihn zu töten, und habe ihm dafür das Geheimnis seines „Puri-Puri“ verraten.

So wurde der ehemalige Polizist der neue Zauberer, und wie er ehemals des weißen Mannes Hilfe gewesen war, so ist er heute sein Hemmschuh.

Je nach dem Bezirk nimmt das Zauberwesen verschiedene Formen an. Da ist die Verehrung der Baigona oder der großen Schlange, die oben auf dem Mount Victory hausen soll. Ihr eifrigster Anhänger ist ein Alter, der eine gruselige Geschichte von seiner Einweihung erzählt, wobei ihm die Schlange das Herz herauschnitt und ihn dann wieder zunähte. Wenn man es nicht glauben will, zeigt er einem das verdorrte Menschenherz, das von einer Schnur über dem Vorbau seines Hauses herunterbaumelt. Die Baigona-Zauberer gründen ihre Macht auf zwei angeblich heilkräftige Arzneien. Durch die Arzneien haben sie, so behaupten sie, Macht über Leben und Tod; und wer nicht genug bezahlen kann oder will, bekommt den Trank nicht.

Dann sind da die Wada Tauna, die gefürchtetsten aller Zauberer. Sie wohnen im Busch, meiden gewisse Arten von Nahrung und zeigen oft Proben ihrer Macht, indem sie grausige Morde begehen.

Es spricht sich schnell herum, daß ein Wada Tauna umgeht; dann treffen die Dörfer viele Kilometer im Umkreis ihre Abwehrmaßregeln, und zwar hüllen sie sich in völliges Schweigen

und wagen sich nie von der Nähe ihrer Hütten hinweg. Tage-
lang sprechen Mann, Frau oder Kind nicht ein einziges Wort,
im Glauben, nur so könne man den Bada Tauna abwehren.

Insgesheim werden diese Badas von den Eingeborenen ge-
dungen, ihre Feinde umzubringen, und man muß den Zaube-
rern eines lassen: nie verraten sie ihren Auftraggeber.

Sonderbarerweise geben diese Zauberer nur selten vor, daß
ihre Kunst etwas gegen den weißen Mann auszurichten ver-
möge. „Das ‚Puri-Puri‘ von Neuguinea wirkt nur auf die
Leute von Neuguinea“, sagen sie. „Das ‚Puri-Puri‘ des
weißen Mannes wirkt auf den weißen Mann, aber auch gegen
die Leute von Neuguinea.“

Und doch hat ein eingeborener Zauberer trozig versucht, sich
an uns für etwas zu rächen, was er als Beleidigung empfunden
hatte.

Viertes Kapitel.

Wir erzürnen einen Zauberer.

Um von der Yule-Insel aufs Festland zu gelangen, mußten wir 24 Kilometer auf offenem Wasser, 10 über eine tiefe Meerenge und 24 den flachen, krokodilverseuchten Ethelfluß aufwärts fahren. Große Auslegerkähne waren von einigen Küstendörfern bestellt worden, und besonders warteten wir auf ein großes Boot aus dem Dorf Bioto. Aber zwei Tage vergingen, und das Fahrzeug erschien nicht. Ein Polizist wurde ausgesandt, es zu holen. Er brachte es auch, aber er war verwundet und so gründlich verprügelt, daß er kaum stehen konnte. Die Leute, die er zum Bootsdienst befohlen hatte, waren nicht viel besser dran.

Es ist von altersher Sitte bei den Küstestämmen, den Stapellauf neuer Boote und die Grundsteinlegung ihrer Häuser mit einer Festlichkeit zu verbinden, bei der Menschenblut vergossen wird. Die Behörden dachten, der Einzug der Kultur habe diese Sitte größtenteils verdrängt, und eine wäasserige rote Flüssigkeit aus Lehm und der Saft eines Baumes seien im allgemeinen an die Stelle getreten. Insbesondere hätte niemand vermutet, daß bei den Leuten von Bioto die alte

Wildheit wieder durchbrechen würde; denn es war eins der ersten unterworfenen Dörfer, und ein eingeborener Missionar hatte da viele Jahre lang gewohnt.

Aber so tief ist überlieferter Aberglaube bei den Schwarzen auf Neuguinea eingewurzelt, daß Bioto des Beamten Gestellungsbefehl für den Bootsdienst zwei ganze Tage lang nicht beachtete, während die Leute ein Opfer suchten, dessen Blut in althergebrachter Weise bei der Feier der Taufe versprigt werden konnte. Die Kunde, ein Polizist sei unterwegs, um dem Gestellungsbefehl Geltung zu verschaffen, trieb die Leute zu sofortiger Tat. Einige Kilometer von Bioto liegt das Dorf Kapa. Zwischen ihnen besteht eine Fehde, die vor Geschlechtern ihren Anfang nahm, und wenn auch die Furcht vor dem weißen Mann eine Art Waffenstillstand herbeigeführt hat, so lebt die alte Feindschaft doch noch und bricht bei der geringsten Veranlassung wieder offen aus.

So überfielen Biotos Krieger Kapa und ergriffen ein Opfer. Der Polizist kam zu der Stelle, wo das Boot am Flußufer lag, gerade zur rechten Zeit, um in die Schlacht zwischen den Biotoleuten und einer Schar Kapaleuten einzugreifen, die Rache nehmen wollten — aber zu spät, um den Gefangenen zu retten, dessen Schädel man bereits über dem Bug des Bootes gespalten hatte. Als man die Leiche über Bord geworfen hatte — den Krokodilen zum Fraß —, schob man das Boot ins Wasser, und die Biotoleute wandten alle Kräfte daran, den Feind zurückzutreiben.

So klebte an unserm Zug schon gleich zu Beginn Menschen-

blut. Die Sache wäre zwar auf alle Fälle so gekommen, aber wir wurden ein unbehagliches Gefühl nicht los, und wir hatten uns noch nicht wieder beruhigt, als Humphries herausfand, daß ein gewisser Zauberer auf unser Unternehmen den „bösen Blick“ geworfen habe und daß alle Träger es wußten.

Vor zwei Jahren hatte Humphries einen Zauberer — Mira-Da mit Namen — wegen verbotener Zauberei ins Gefängnis gesteckt. Als Humphries nun die von uns angeforderten 120 Träger unter den Leuten aussuchte, die die Polizei zusammengetrieben hatte, und Mira-Da darunter fand, war der Alte in fürchterlicher Wut. Die Polizei hatte sich um sein Ansehen in seinem Heimatdorfe nicht gekümmert, hatte ihn überwältigt und ihn mit dem gemeinen Volk zusammen mitgebracht.

„Ich will nicht mit; ich will nicht mit“, schrie Mira-Da, noch ehe man etwas zu ihm gesagt hatte. Bei seinem Alter ist es zweifelhaft, ob man auf ihn in erster Linie zurückgegriffen hätte, aber sein Troß machte es nötig, ihm einen Denkartel zu geben und den andern Achtung einzulößen, wenn wir einer späteren Meuterei vorbeugen wollten. Die Regierung läßt nicht zu, daß die Beamten die Eingeborenen schlagen; so wies Humphries die Polizei nur an, den alten Zauberer herauszugreifen und ihn mit bei den Leuten antreten zu lassen, die mitgehen sollten.

Mira-Da schäumte vor Wut. Er fiel auf den Rücken und schrie und heulte wie ein unartiges Kind. Das machte sichtlichen Eindruck auf die Eingeborenen, aber wir taten, als

ginge es uns nichts an, und ließen ihn weitertoben. Als der letzte der Träger ausgesucht war und die andern in ihre Dörfer zurückgeschickt waren, war Mira-Da unter denen, die die Polizei am Ufer sammelte, um ihnen eine Mahlzeit Reis, Büchsenfleisch, Bananen und Kokosnüsse zu verabfolgen. Mira-Da stand in verletztem Stolz abseits und wollte nichts von dem Essen anrühren, das wir reichten, sondern aß behutsam ein paar Leckerbissen, die seine runzlige, zahnlose alte Frau vom Dorf gebracht hatte.

Wir wollten früh am andern Morgen aufbrechen und begaben uns daher zeitig zur Ruhe. In der Nacht weckte uns indessen ein Polizist mit der Nachricht, Mira-Da habe seine Genossen durch Ausmalung der Gefahren, denen sie entgegengingen, aufgewiegelt, habe den fürchterlichsten Fluch, den er auf Lager habe, auf uns geschleudert und sei noch eben mit allerhand Gaukelei beschäftigt, um den Fluch wirksam zu machen.

Als wir uns zum Strande begaben, fanden wir den Zauberer über ein Feuer gebeugt; er betete seltsame Vitaneien her und strich mit der Hand über ein Stück Bambusrohr. Humphries sprang in den Kreis von Eingeborenen, die den Zauberer umstanden, warf den Alten auf den Rücken und nahm ihm den Bambusstock weg. Das eine hohle Ende war mit Lehm verstopft; und der Zauberer hatte einen Zigarettenstummel hineingetan, den ich weggeworfen hatte, ferner einen Bleistift, den Humphries verloren hatte, und ein bißchen Stanniol von einem Film von Downings photographischem

Apparat. Der Alte hatte sorgfältig von jedem von uns einen Gegenstand aufgelesen, den wir in Händen gehabt hatten, damit der Fluch uns alle treffe.

Die Sache erschien uns natürlich sehr spaßig, und Humphries warf den ganzen Zauber ins Wasser. Dann sagte er dem alten Mira-Da, er müsse den Nest der Nacht im Gefängnis zubringen. Da gebärdete sich der Zauberer wie toll.

„Schön“, sagte Humphries. „Ich wollte dich nicht mitnehmen, sondern dich nur lehren, deinen Mund zu halten. Aber wo du uns jetzt verflucht hast, bekommst du deine Last, und wenn an deiner Zauberei wirklich etwas Wahres ist, so zauberst du am besten so, daß du den Fluch wieder aufhebst; sonst mußt du mit uns leiden.“

Als Mira-Da ins Gefängnis abgeführt wurde, wandte er sich um und machte ein paar Striche mit der Hand gegen uns. Was es auch bedeutete, Schrecken ergriff seine Genossen; sie fielen zu Boden und gaben ihrer Angst in wildem Schluhen Ausdruck.

„Der alte Narr wird uns Ungelegenheiten schaffen“, prophezeite Humphries, als wir wieder ins Bett gingen. „Ich werde ihn ein paar Tage bei uns behalten und dann nach Hause schicken.“

Wir sollten bald erfahren, wie berechtigt seine Worte waren.

Den ersten Krach mit Mira-Da hatten wir, als wir Bioto erreichten, am Ende des Wasserweges unserer Reise. Da luden wir Verpflegung und Ausrüstung aus den Booten und stapelten alles in einer Reihe auf — in Lasten zu je 50 Pfund

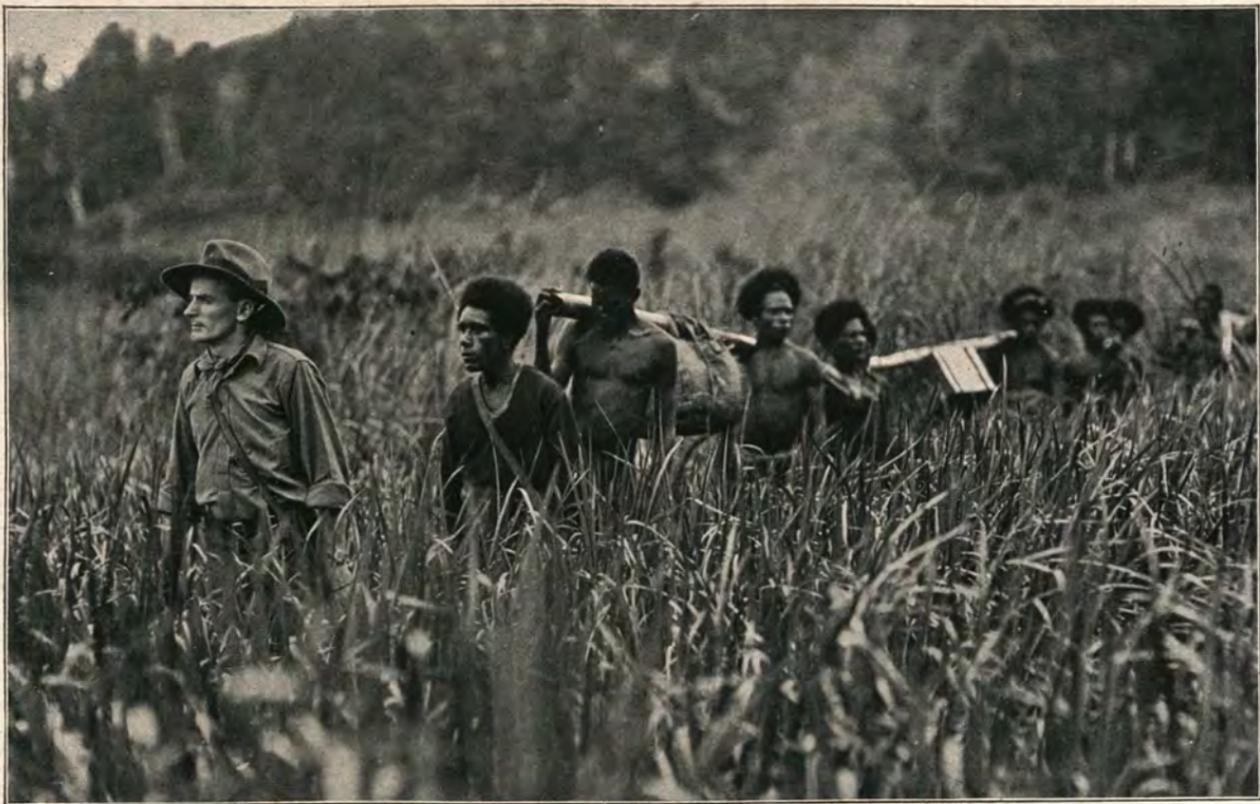
Gewicht abgeteilt. Neben jede Last stellten wir einen Träger, der den Befehl abwarten sollte, sie aufzunehmen und den Pfad entlang zu der Stelle zu bringen, — fünf Kilometer entfernt —, wo wir die erste Nacht in einem halbzivilisierten Dorf bleiben wollten.

Seit man den Zauberer am Morgen aus dem Gefängnis geholt und ihm Essen gereicht hatte — das er zurückwies —, hatte er kein Wort über die Lippen gebracht. Er saß verdrossen abseits am Bug eines Bootes, als wir über die Meerenge fuhren und uns mit Stangen den Ethelfluß hinaufstießen, und runzelte die Stirn zu den Scherzen seiner Genossen. Der helle Tag hatte ihre Angst von der vergangenen Nacht so gut wie zerstreut, dazu kam, daß die Polizisten in aller Ruhe verbreitet hatten, Zauberkünste seien gegen einen Weißen unwirksam, und die schwarzen Kästen — die photographischen Apparate —, die wir mithätten, enthielten einen Zauber von solcher Kraft, daß Mira-Das Fluch aufgehoben sei. Der Eingeborene von Neuguinea ist im Grunde wie ein Kind, das sorglos in den Tag hineinlebt, und solange uns nichts passierte, war es nicht wahrscheinlich, daß der Zauberer viel Unheil anrichten konnte.

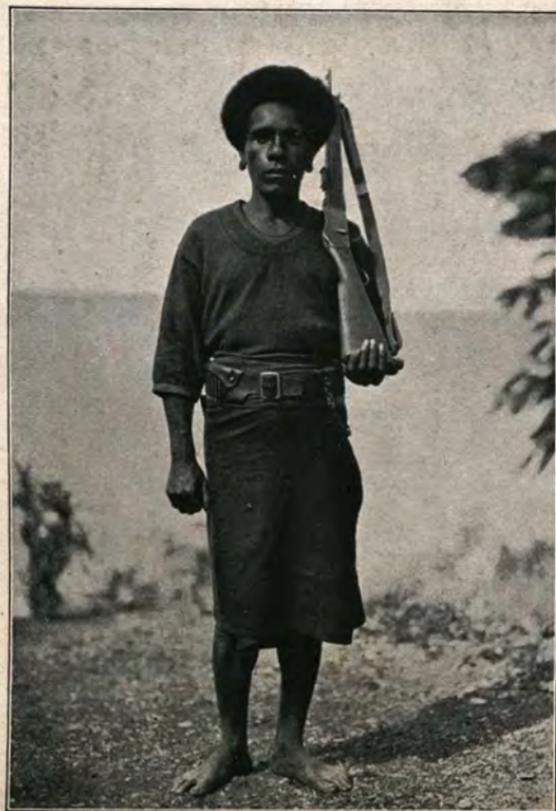
Indessen mußte Mira-Da etwas tun, wenn er nicht bei den Seinen um alles Ansehen kommen wollte. Als der Befehl erging, die Lasten aufzuladen, stand er da, die Arme über seine nackte Brust verschränkt, und blickte starr vor sich hin. Er knurrte, als ein Polizist ihm einen Puff mit dem Stoß gab, sah sich aber nicht um.

Ein Papua-Polizist überlegt indes nicht lange, und so ergriffen zwei den guten Mira-Da, warfen ihn flach auf den Bauch und banden ihm einen Sack Reis von 50 Pfund auf die Schultern. Dann halfen sie ihm auf, reichten ihn wieder ein und stellten sich mit einem Seitengewehr hinter ihn. Als Humphries das Zeichen zum Aufbruch gab, warf Mira-Da einen einzigen Blick auf das Seitengewehr und setzte sich dann von selbst in Bewegung, ohne abzuwarten, daß man ihn vorwärts stieß.

Aber der Blick, den er uns zuschleuderte, als er an uns vorbeikam, war haßerfüllt und rachgierig.



Humphries an der Spitze unseres Zugs.



Polizist Dengo.



Der alte Fornier, Dorfpolizist von Karai.

Fünftes Kapitel.

Mira-Da's Rache.

„Taubada,“ sagte Dengo, der Polizist, der mein Bursche und meine Leibwache sein sollte, und deutete auf den Zauberer, „ich dies schwarze Schwein verstehen. Er ‚Puri-Puri‘ gegen dich versuchen; ich seinen verfluchten Schädel spalten.“

Dengo konnte dies Versprechen leicht geben. Er stammte aus den Bergen, aus Mambara, Hunderte von Kilometern entfernt, und hatte keine Achtung vor der Schwarzkunst dieses Zauberers aus einem Küstendorf. Aber als es so weit war, daß er seinen Mut erweisen sollte, da brauchte Mira-Da das einzige Mittel, das meinen Burschen zum Feigling machen konnte: eine Schlange. Denn im Mambarabezirk herrscht der seltsame Baigonakult, und als höchstes Wesen gilt dort eine riesige Schlange. Diese soll oben auf einem Berg hausen, und ihr geringster Wunsch — von denen verkündet, die sich als ihre Stellvertreter ausgeben — muß bei Todesstrafe erfüllt werden. Ein Eingeborener von Mambara geht jeder Schlange aus dem Weg und sieht in eine andere Richtung weg, damit es nicht etwa so scheine, als wolle er neugierig das Ziel und die Bewegungen seines Gottes erspähen.

Fünf Tage lang ging unser Weg durch düstere, mit Sago-
palmen bestandene Sümpfe; wir watenen bis zum Knie in
Schmutz und Wasser, oder wir arbeiteten uns durch dichtes
Allang-Allang-Gras, das uns bis über den Kopf reichte. Die
Sonne brannte fürchterlich, und wir litten sehr unter den
Strapazen, da wir noch marschungewohnt waren. Sobald wir
dann das Tiefland verließen und in die ersten Berge kämen,
würde die Kultur hinter uns liegen, und wir würden schnell in
unerforschtes Gebiet kommen, wo die Leute noch genau so ur-
sprünglich dahinleben wie einst ihre Ahnen vor Hunderten von
Jahren.

Noch waren wir in keiner Gefahr. Die Furcht vor der Po-
lizei und den Gefängnissen des weißen Mannes hält den Me-
keobezirk, den wir durchzogen, in Unterwürfigkeit.

Der alte Mira-Da schien sich in sein Geschick ergeben zu
haben, wenigstens dem äußeren Anschein nach. Es war nicht
länger notwendig, ihn zu Boden zu werfen und ihm eine Last
aufzuschütten, und er aß genau so munter wie nur irgendeiner
seiner Kameraden. Aber er ließ sich nicht viel mit ihnen ein,
sondern saß abseits, in die Decke gehüllt, die wir jedem Träger
geliefert hatten. Wenn es ihm einfiel, nachts im Lager um-
herzugehen, traten die andern Eingeborenen ehrerbietig zur
Seite, und er schritt mit zusammengekniffenen Lippen durch
sie hindurch. Aber sein Blick verrät ihn. Wenn er uns an-
sah, loberte in seinen Augen ein giftiger Haß, der unverkenn-
bar war.

Da er aufs tiefste vor denen gedemütigt war, die er durch

die Furcht beherrschte, welche er ihnen einsagen konnte, und da er gezwungen war, eine Last zu schleppen, ohne daß man ihm die geringste Vergünstigung einräumte, fühlte er sich bitter gekränkt und sann auf Rache.

An den Raftstellen lagerte sich der Alte nicht wie die andern; er ruhte sich nicht aus und rauchte nicht oder kante auch nicht Betelnuß wie die andern Träger. Statt dessen stöberte er in den Büschen neben dem Pfad herum oder in dem langen Gras, wo die Sonne am heißesten war. Wir merkten wohl, daß er offenbar etwas suchte, doch er unterdrückte das, was in ihm vorging, sobald wir hinsahen.

Wir glaubten schon, er gebe sich geschlagen, und Humphries wollte ihm schon die Last abnehmen, ihm eine Vorlesung über die nutzlose Torheit halten, sich gegen den Willen des weißen Mannes aufzulehnen, und ihn wieder heimschicken. Da geschah etwas, was die große Verschlagenheit des Zauberers an den Tag brachte.

Api und Kauri, unsere Köche, waren mit der Zubereitung der Abendmahlzeit beschäftigt, gerade vor dem Zelt aus Segeltuch, in dem wir nachts schliefen, als der alte Mira-Da vorbeigeschliffen kam. Er hielt einen Augenblick an, schleuderte uns einen finstern Blick zu — wir zogen uns gerade um und vertauschten unsere schweißtriefenden Kleider mit dem Schlafanzug — dann trat er näher und erbot sich auf motuanisch (der im Verkehr zwischen Eingeborenen des Küstenstrichs und Weißen üblichen Mundart), unsere Kleider zum Trocknen aufzuhängen.

Das war erstaunlich und fast unbegreiflich, aber wir warfen ihm die Kleider zu, und er hing sie oben auf das schräge Dach des Zeltcs zum Trocknen. Dann verließ er uns ohne ein Wort. Als unsre Burschen uns am andern Morgen die Kleider brachten, machte jeder von uns drei Weissen eine Entdeckung. Die großen Khaki-Taschentücher, die wir um den Hals trugen und mit denen wir uns den Schweiß vom Gesicht wischten, waren weg. Während der Nacht hatte sie jemand entwendet.

Zunächst brachten wir Mira-Da nicht mit dem Diebstahl in Verbindung, dachten auch nicht im Traum daran, daß sein Anerbieten, unsere Kleider aufzuhängen, und der Diebstahl der Taschentücher einen wesentlichen Teil seines Racheplans bilden könnten. Auch argwöhnten wir nicht im mindesten, daß der alte Zauberer für jene Rache die entsehrlichste Todesart ausgesucht hatte, die sein verruchter alter Kopf ersinnen konnte. Daß sein Plan fehlschlug, verdankten wir nur der Tatsache, daß treue Ergebenheit über überlieferten Aberglauben triumphierte — im Gehirn eines Schwarzen, der noch vor fünf Jahren ein so wilber und unbezähmter Menschenfresser gewesen war, wie man sich nur denken kann.

Der erste Anschlag erfolgte in der Nacht, wo wir im Dorf Oviro Petana rasteten. Sobald der Alte seine Last abgeworfen hatte, eilte er zum äußersten Ende des Dorfes und trat in eine Hütte, die für sich allein stand, von einem kleinen Zaun umfriedet. Daran erkennt man sofort die Wohnung des Dorfzauberers. Wir sahen ihn hineingehen, und Humphries lachte; er ließ noch eine Bemerkung fallen, der Alte suche eine mit-

leidige Seele, der er sein Leid klagen könne. Dann vergaßen wir Mira-Da über den vielen Lagerobliegenheiten.

In einigen Dörfern nimmt die Regierung einen der Häuptlinge und macht ihn zum Dorfpolizisten. Er bekommt eine Uniform, ein großes Messingschild, das er sich um den Hals hängt, und ein Paar Handschellen. Meist besteht seine Tätigkeit darin, das Dorf sauber und die Wege zwischen den Dörfern in Ordnung zu erhalten, und im Fall ernstlicher Vorkommnisse die Missetäter festzunehmen und sie vor die Behörde des Bezirks zu bringen.

In Drivo Petana war der Polizist ein würdevoller Alter, namens Kiali; er machte sich riesig wichtig und jagte seine Dorfgenossen gehörig herum, um uns für die Nacht unterzubringen. In Wirklichkeit waren seine Vorstellungen von dem, was wir brauchten, ziemlich unklar, und so fiel er uns eigentlich etwas auf die Nerven.

Wir hörten, wie er gerade vor unserm Zelt einen kleinen Jungen anfuhr und zur Rede stellte; Humphries, der aufmerksam geworden war, ging hinaus. Kiali hielt in der Hand drei geöffnete Kokosnüsse und versuchte, aus dem Jungen herauszubekommen, wer sie uns geschickt hatte. Aus bestimmten Gründen übernimmt es der Dorfpolizist immer selbst, Weiße mit Kokosnüssen zu versorgen, daß sie sich an der Milch laben. Dabei hat der Polizist Gelegenheit, sich militärisch aufzubauen, mit der rechten Hand zu salutieren und dann mit einem raschen Messerhieb die Nüsse zu öffnen und seinen Gästen zu reichen.

Kiali war bei unserer Ankunft nicht daheimgewesen und war so darum gekommen, sein Vorrecht auszuüben. Natürlich verdroß es ihn, als nun der Knabe mit drei geöffneten Nüssen zum Zelt kam. Der Junge schien vor Schrecken gelähmt, und Kiali war noch nicht weit mit seinem Verhör gekommen, als Humphries dazukam.

„Gib mir eine Nuß“, befahl er. „Der Knabe, der sie bringt, verdient Lob und keine Scheltworte.“

Kiali stand im Licht einer Sturmlampe, die an einem Zeltpfosten hing, und hielt die Nüsse so, daß er im Licht sehen konnte, welche die meiste Milch enthielte. Wahrscheinlich wollte er dem Beamten die beste Nuß geben. Aber plötzlich wurde er ganz aufgereggt und schleuderte die Nüsse zu Boden.

„Warum tust du das?“ rief Humphries zornig. Es sah wie Gehorsamsverweigerung aus, und wenn das der Fall gewesen wäre, hätte es Kiali schwere Strafe eingebracht.

Der Alte schlug die Hacken zusammen, stand stramm, und seine Finger fuhr an die Stirn. „Herr,“ sagte er, „die Nüsse waren vergiftet!“

Seine Behauptung erwies sich als wahr. Wir lasen die Nüsse auf, klopften sie entzwei und nahmen das Fleisch genauer in Augenschein. Winzig kleine Stückchen Bambusfaser, fast zu Pulver zerstoßen, klebten daran. Das ist die beliebteste Methode des papuanischen Zauberers, einen Mord zu begehen. In Nahrung oder Getränk gemischt, durchstechen die Splitter die Eingeweide, rufen Entzündung und als Folge davon hohes Fieber hervor und haben in einigen Tagen den Tod zur Folge.

„Mira-Da“, rief Humphries, der sofort den Schuldigen erriet, und schickte den Polizeiunteroffizier aus, um den alten Zauberer zu ergreifen und uns vorzuführen. Aber Mira-Da war verschwunden, und als wir am andern Tag weitermarschierten, mußte ein anderer seine Last tragen.

Kialis scharfe Augen hatten die Splitterchen oben auf der Kokosnußmilch schwimmen sehen und uns vor gräßlichen Qualen, wenn nicht vor dem Tod bewahrt. Dafür erhielt er als Belohnung fünf Rollen Tabak, jede etwa einen Groschen wert. Hätten wir ihm mehr gegeben, so hätte er das nicht zu schätzen gewußt, sondern in seinem schwarzen Sinn uns wahrscheinlich für arge Narren gehalten.

Downing und mich hatte der Vorfall gehörig erschreckt, aber Humphries tat ihn mit einem Achselzucken ab. Wer zehn Jahre auf Neuguinea Dienst getan hat, wird Fatalist und rechnet mit solchen Dingen.

„Wenn wir nach der Yule-Insel zurückkommen, melde ich die Angelegenheit und schicke einen Polizisten in Mira-Das Dorf und lasse ihn verhaften“, sagte er. „Der alte Bursche wird sich wahrscheinlich eine Zeitlang im Dickicht versteckt halten, aber dann wieder heimkommen. Ich will ihm einen ordentlichen Schrecken einjagen und es dabei bewenden lassen. Wir können ihm die Täterschaft nicht klipp und klar beweisen — wenn wir auch gewiß sind, daß er der Schuldige ist.“

Wir konnten dem alten Zauberer auch nicht klipp und klar beweisen, daß er hinter jenem andern Anschlag stand, der etwa zwölf Stunden später stattfand, aber mit Rücksicht auf das

Vorangegangene scheint die Annahme unabweisbar, daß wieder er der Missetäter war.

Oriro Petana liegt am Ostufer eines Flusses, und am Abend beschlossen wir nach eifrigem Studium einer dürftigen Karte, ihn am andern Morgen dort zu überschreiten.

„Das Land auf der anderen Seite wird unangenehmes Gelände sein,“ sagte Humphries, „aber es ist für uns das Beste, was wir tun können. Wir kommen so auf geradem Weg dahin, wohin wir wollen. Ziehen Sie sich leicht an, denn in dem hohen Gras wird es ganz mörderisch heiß werden.“

Als wir uns in den paar verfügbaren Booten hatten übersetzen lassen, wurde die Marschordnung für den Tag bekanntgegeben. Die Polizisten Dengo und Waimura sollten die Führung übernehmen und Humphries und mich begleiten; es waren ja unsere Diener. Die anderen Polizisten waren im Zuge verstreut, um die Träger in Bewegung zu halten, und Unteroffizier Sonana und zwei Mann sollten die Nachhut bilden. Downing sollte mit seinem photographischen Apparat marschieren, wo er wollte. Solange wir nicht in feindlichem Gebiet waren, mußte sich diese Verteilung durchaus bewähren. Sie gestattete uns Weißen, den schwerbeladenen Schwarzen voranzueilen, wenn wir wollten.

Als wir daher sahen, daß der Zug sich in Bewegung setzte, eilten wir vorwärts. Waimura ging mit schnellen Schritten voran, unmittelbar hinterher Humphries, ich und Dengo.

Plötzlich sprang Waimura über etwas auf dem Pfad zwischen dem hohen Gras, das uns auf allen Seiten umgab, und

stieß einen Schrei aus. Ich kannte die Bedeutung des Wortes nicht, das er immer wieder schrie, aber noch ehe Humphries einen Warnungsruf von sich geben konnte, hatte Dengo mich an der Schulter gepackt, mich schnell hinter sich geschoben und war vor Humphries gesprungen.

Da erst sah ich — eine Schlange geradeswegs auf uns zukommen. Sie war etwas über einen Meter lang und befand sich offensichtlich im Zustand äußerster Gereiztheit. Sie wich nicht ängstlich zur Seite, sondern es schien, als ging sie zum Angriff auf uns vor.

„Um Gottes willen, schnell weg“, schrie Humphries, packte mich am Handgelenk und begann zu fliehen. Mir schien es recht kindisch, vor einer so kleinen Schlange wegzulaufen, aber sein fester Griff riß mich mit. Seine Augen und die der Polizisten hatten etwas geschaut, was ich als Neuling auf Neuguinea übersehen hatte.

Wir flohen, und Humphries wandte sich um und rief Dengo zu, er solle die Schlange töten.

„Jo, Taubada (ja, Herr)“, antwortete der Polizist, und einen Augenblick später hörten wir den Knall seines Gewehrs. Welchen seelischen Kampf der Schuß für Dengo bedeutete, kann man leicht erraten; denn die Schlange bedeutete für ihn das allerhöchste Wesen. Aber Humphries war sein Herr, und er gehorchte dieses Herrn Befehl. Doch zweifle ich nicht daran, daß er ernste Besorgnis über die Strafe hegte, die sein Los werden würde.

Es spricht das Bände für die Ausbildung, welche die

Regierung von Papua ihrer Polizei angebeihen läßt. Dengo hatte vor der Einstellung noch ungebunden als Wilder dahingelebt, jeder schweren Arbeit ledig, war in einem halben Jahr zu einer zuverlässigen Stütze des Gesetzes und der Ordnung geworden, und nun hatte er in einem einzigen Augenblick die von Geschlechterreihen von Ahnen überkommene Überlieferung verlegt, einfach, weil ein Weißer es ihm befohlen hatte.

Dengo kauerte neben dem Reptil am Boden und murmelte etwas in der Mundart seines Volkes vor sich hin. Was, weiß ich nicht, aber als wir dazutraten, richtete er sich auf und stand unbeweglich da, weitere Befehle erwartend.

„Ich habe es mir gedacht“, sagte Humphries, als er die tote Schlange mit der Stiefelspitze umdrehte. Mir wies er eine Ranke, die hinter dem Kopf der Schlange angebunden war. Das lose Ende der Ranke war ein paar Meter lang.

„Mira-Da“, sagte er. Es war mir allerdings rätselhaft, wie er darauf kam. Aber er weigerte sich, meine Neugierde zu befriedigen und bestand darauf, weiterzugehen, nachdem Dengo die tote Schlange behutsam vom Pfad entfernt und ins Gras gelegt hatte.

„Wenn mich nicht alles täuscht, kann ich es Ihnen besser zeigen als erzählen“, sagte Humphries. Ein paar Meter weiter fanden wir hinter einer Wegbiegung den andern Polizisten bei einem Haufen glühender Kohlen stehen. Auf dem Feuer stand ein tiefer irdener Topf und daneben ein Stück Holz und ein Stein, offenbar der Topfdeckel und das Gewicht, das ihn herunterhielt. Neben dem Feuer im Sand

sah man die Spuren nackter Füße. Auf einer Seite war ein Pflock tief in die Erde gesteckt, und daran befestigt war ein Stück derselben Ranke, die wir an der Schlange gefunden hatten.

Ich wußte nicht, was ich aus alledem machen sollte.

„Schauen Sie in den Topf“, sagte Humphries, obwohl er es selbst noch nicht getan hatte. Mit meinem Stock drehte ich das heiße Geschirr um und stöberte darin herum. Was ich hervorholte, war ein Taschentuch, khakifarben und unverkennbar eins der unsrigen, das vor zwei Abenden verschwunden war, als der alte Zauberer unsere Kleider zum Trocknen aufgehängt hatte.

„Ich erkläre es Ihnen im Weitergehen“, versprach Humphries; er befahl, den Topf ins Gras zu werfen, das Feuer auszumachen, alle Spuren davon zu verwischen, sowie den Pflock herauszuziehen und wegzuworfen, und dann marschierten wir weiter.

„Wären die Träger dicht hinter uns gewesen, so hätten wir eine schöne Meuterei erlebt“, sagte der Beamte zu mir. „So geht ein Zauberer am liebsten zu Werke, um einen Feind zu beseitigen, den er nicht vergiften kann und dem er nicht offen gegenüberzutreten wagt. Der alte Mira-Da hat also doch unsere Taschentücher gestohlen. Wahrscheinlich war das im Topf das meinige, da er mich vor allem aus dem Weg räumen wollte.“

„Es ist nicht schwer zu erraten, wie sich alles abgespielt hat, wenn man die Eingeborenen so kennt wie ich. Mira-Da ist

gestern abend aus dem Dorf geflohen, als er seinen Anschlag mit dem zerstoßenen Bambus entdeckt sah, und ist dann über den Fluß gegangen. Frühmorgens hat er das Taschentuch genommen und mit der Schlange in den Topf gesteckt; vorher hat er die Schlange an eine Schlinge gelegt und das andere Ende der Ranke an den Pflock gebunden. Dann hat er den Deckel auf den Topf getan, ihn mit dem Stein beschwert und schließlich ein Feuer unter dem Topf angelegt.

„Die Schlange wurde von der Hitze gemartert und brachte ihre Qualen mit dem Geruch in Verbindung, der ihr am nächsten war, also mit der Ausdünstung des Taschentuchs, mit dem ich mir den Schweiß getrocknet hatte. Als wir uns näherten, nahm der Zauberer den Topfdeckel ab und ließ die Schlange heraus. Dann schnitt er die Ranke entzwei, denn er wußte, die Schlange würde, rasend vor Schmerzen, geradeswegs auf den Gegenstand losgehen, der genau so roch wie das Taschentuch, das sie für ihren Schmerz verantwortlich machte. Mit anderen Worten, die Schlange ging zum Angriff gegen die Person vor, deren Ausdünstung das Taschentuch enthielt. In diesem Falle, glaube ich, war ich es; aber Sie konnten es auch sein; als ich daher weglief, zog ich Sie mit.“

Damals schien mir das unglaublich. Und noch heute klingt es ungereimt, wenn ich auch in amtlichen Berichten der Regierung von Neuguinea ähnliche Fälle gelesen habe.

Aber jedenfalls ist dies das letzte, was von Mira-Da zu berichten ist, wenigstens soweit es uns betrifft. Wir erkun-

digten uns nach ihm, als wir Wochen später wieder an die Küste kamen; aber er hatte sich einige Tage nicht blicken lassen. Wahrscheinlich war die Kunde von unserer Rückkehr zu ihm gedrungen, als wir noch eine ziemliche Strecke entfernt waren. Solche Nachrichten verbreiten sich schnell auf dem Weg der „Buschtelegraphie“, und Mira-Da war zweifellos der Ansicht, daß eine kurze Verbannung aus seinem Dorf einer Begegnung mit uns vorzuziehen sei.

Sechstes Kapitel.

„Die Leute mit Schwänzen.“

In Karai, einem Dorf des Mekeobezirks, hörten wir wieder Näheres über die Unruhen, die in Kapatea in den Bergen ausgebrochen waren. Einige Tage lang waren wir durch das sumpfige Küstengebiet gezogen, immer in Richtung nach dem Innern. Der Marsch durch das ebene Gelände war langweilig, und die Dörfer, durch die wir kamen oder in denen wir übernachteten, hatten nur wenig Reiz für uns oder wir für sie.

Es waren die gewöhnlichen Anlagen, — eine Reihe von strohbedeckten Hütten auf Pfählen, jedes Dorf von einem Zaun umfriedet, um die wilden Schweine draußen und die zahmen drinnen zu halten; dazu eine Fülle von Kokospalmen. Die Nachricht von unserm Kommen eilte uns stets viele Stunden voraus, so daß immer der Dorfpolizist, der mit offensichtlichem Stolz seine Uniform zur Schau trug und dem sein Amtsschild vom Hals an einer Kette herunterbaumelte, zur Stelle war, uns willkommen zu heißen.

Hacken zusammen, in tabelloser strammer Haltung, riß er die Hand vor jedem von uns Weißen zum Gruß empor, hieb

dann das Ende einer Kokosnuß mit einem großen Messer ab und reichte jedem von uns eine, daß wir uns an der Milch erfrischten.

Gewöhnlich gingen die Eingeborenen unbekümmert ihren Angelegenheiten nach und beachtetten uns wenig. Regierungstreifen waren für sie nichts Neues. Manchmal standen die Kinder — mit von allzu vielem Essen aufgetriebenen Leibern — neugierig herum, während wir unser Lager auf der breiten Dorfstraße aufschlugen. Meistens tauchten ein paar Frauen auf, warfen schüchtern Bananenbüschel oder Bataten oder Kokosnüsse vor uns hin und eilten wieder davon.

Wir Weißen waren in jenen Tagen viel zusammen. In diesem halbzivilisierten, friedlichen Gebiet hielten die Polizisten die Träger in Bewegung, überwachten die gleichmäßige Verteilung der Lasten, stellten die Zelte auf und legten sie wieder zusammen und taten ihren gewohnten Dienst ruhig und gewissenhaft, und nur gelegentlich war von uns aus ein Befehl nötig.

So kam es, daß wir zusammen auf dem Wege vorangehen konnten, oft dem Haupttrupp weit voraus. Humphries verbreitete sich über die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen, die Neulingen wie Downing und mir sehr merkwürdig vorkamen. Während einer solchen Plauderstunde fragte ich ihn nach den geschwänzten Männern, die nach einem hartnäckigen Gerücht auf Neuguinea leben, obwohl dieser Fabel schon geraume Zeit die Grundlage genommen ist.

„Spaßig, daß Sie danach fragen“, sagte Humphries.

„Denn zufällig kommen wir eben jetzt in den Mekeobezirk; da ist die Geschichte von den geschwänzten Menschen entstanden — und verklungen. Ich will sie Ihnen erzählen.“

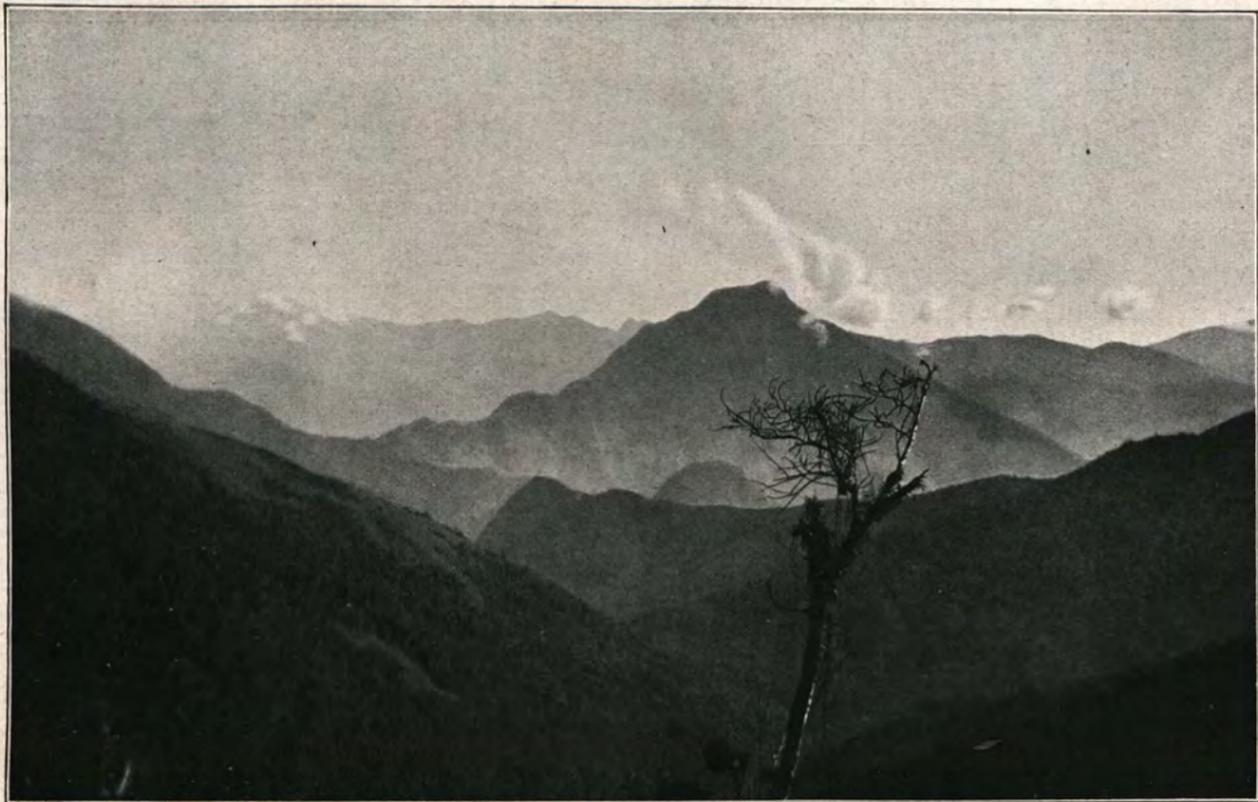
„Jahrelang litten die Dörfer an der Küste und im Westen von Mekeo unter den Einfällen von Wilden, die unvermutet einbrachen, die Männer niedermegelten, ihre Leichen zum Verspeisen mitschleppten, die Dörfer anzündeten und die Weiber entführten. Die Überlebenden berichteten stets, die Räuber seien geschwänzte Menschen, was ganz besonders dazu angetan war, den Schrecken noch zu erhöhen.

„Schließlich war es so weit gekommen, daß ein Dorf fast die ganze wehrfähige Mannschaft verloren hatte und keinen ernstlichen Widerstand mehr leisten konnte. Als daher die Mekeoleute wieder erschienen, fanden sie im Dorf nur die schönsten Mädchen und auf den Feuern nur erlesenste Speisen. Sie, die zum Sengen und Brennen gekommen waren, blieben nun zum Essen, zum Bewundern, zum — Freien. So wurde das Dorf von weiteren Überfällen verschont, und die Bewohner wurden — äußerlich — die Freunde der einstigen Feinde. Dabei kam man auch dahinter, daß die vermeintlichen Schwänze nur die langen Enden der Lendenschurze waren, die die Mekeokrieger aus der weichen Bastfaser eines Baumes angefertigt hatten.

„Unter der scheinbaren Freundlichkeit der Dorfbewohner glomm der Funke des Grolls und des Rachedurstes. In offener Schlacht kannten sie die Tapferkeit der Mekeoleute nur zu gut. Zudem waren sie nur wenige gegen viele. So griffen



Die nebelumrauten Berge Neuguineas.



Die „Hauptfette“.

sie zur List. Eine besondere Rolle in ihrem Racheplan spielten die einst so gefürchteten Schwänze.

„Die Mekeokrieger waren zu einem großen Fest im Gemeinschaftshaus geladen, das der Versammlungsraum des Dorfes war. Wie alle Hütten auf Neuguinea, die auf Pfählen stehen, bestand der Boden des Gemeinschaftshauses aus in der Mitte gespaltenen Bambusstäben, die durch Ranken mit dem Gerüst des Hauses verflochten waren. Zwischen den Bambusstäben waren Öffnungen, damit in kalten Nächten die Feuer darunter den Insassen Wärme spenden konnten.

„Als die Mekeoleute sich um die Eßtöpfe niedersetzten, ließen sie die Enden ihrer Schwänze behutsam durch die Zwischenräume hinab, damit sie ihnen nicht im Wege seien. Unter dem Gemeinschaftshaus sammelten sich ein paar verwegene Gefellen und knoteten die Schwänze zusammen. Dann überfielen die Dorfbewohner die Mekeoleute mit Steinkulen und mekelten sie, die vergebens aufzustehen suchten, mit Leichtigkeit nieder. Sie wanderten bald in die Speckkammern ihrer Feinde. Deshalb lassen die Mekeoleute jetzt nicht mehr die Bänder ihrer Lendenschurze frei hängen. Sie schneiden sie ganz kurz ab.“

Wir sahen, daß die Mekeoleute kleiner und in ihrer Hautfarbe etwas dunkler als die Küstenbewohner waren. Wir fanden später, daß das in zunehmendem Maß der Fall war, je weiter wir ins Innere kamen; die Bergbewohner sind ganz schwarz. Man führt das darauf zurück, daß die Bewohner der Berge wahrscheinlich die einzigen wahren Papua sind; ihr

Blut wurde nicht vor Jahrhunderten mit dem melanesischer Eindringlinge vermischt.

Die Mekeoleute hatten nicht die buschigen Köpfe, wie man sie an der Küste findet. Dafür kräuselt sich ihr Haar in dichten Lösschen über ihrem Kopf, während es die Frauen dicht über dem Schädel abschneiden. Die Frauen besorgen die grobe Arbeit und schleppen die Lasten, während die Männer nur die Herren spielen.

„Dies“, sagte Humphries, als wir durch eine Öffnung in einer schweren Umzäunung kamen, „ist Karai, ungefähr das letzte der wirklich zivilisirten Dörfer auf unserm Weg. Sieh, da ist ja der alte Fornier, der Dorfpolizist. Er ist nun schon viele Jahre im Dienst, vielleicht länger als sonst jemand, und er ist willig und zuverlässig. Ich werde ihn mitnehmen. Sobald wir uns gelagert haben, wollen wir bei der katholischen Mission vorsprechen und sehen, wer da ist.“

Wir fanden den Priester, Vater Gonzales, einen großen, härtigen Mann, der ein drittel Jahrhundert auf Neuguinea zugebracht hatte — einer jener Pioniere, die auf ihrer leidenschaftlichen Suche nach solchen, die sich bekehren lassen, weit ins Innere vordringen. Er selbst brachte die Rede auf Kapatea. Ich glaube, er war es, der Connelley in Kairuku zuerst von der Angelegenheit in Kenntnis gesetzt hatte.

„Erzählen Sie uns alles, was Sie darüber wissen, Vater“, bat Humphries. „Jrgend etwas scheint da nicht zu stimmen.“ Vater Gonzales ließ durch seinen Diener eine Flasche Wein holen und sprach mit gedämpfter Stimme, damit kein Eingeborener ihn belauschen und verbreiten konnte, er sei ein Verräter.

„Du hast an vielen Orten Dienst getan, mein Sohn, und kennst die Leute wohl“, redete er Humphries in dem untadeligen Englisch an, das er mühsam erlernt hatte, um dem Umstand Rechnung zu tragen, daß er mit der britischen Regierung Hand in Hand arbeiten mußte. „Aber du hast nicht viel mit den Leuten der Hauptkette zu tun gehabt. Sie sind listig, schlau und verschlagen; und ihre Sitten, ach, übersteigen die Fassungskraft eines Weisen. Zweiunddreißig Jahre arbeite ich nun schon in Neuguinea, doch im Verständnis des Bergvolkes bin ich nicht ein bißchen weitergekommen. Meine tägliche Umgebung, ja, die verstehe ich; aber schon die Leute des Nachbarstammes in den Dörfern auf dem nächsten Berg — nein.“

Er hielt inne und schlürfte bedächtig seinen Wein. „Vor allem ist mir immer Kapatea, das geheimnisvolle, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Und doch ist dort in diesem Lande der Widersprüche zu meiner Zeit nichts Sonderbareres vorgefallen als dieser Aufruhr. Nicht, daß eine Fehde wegen eines Schweines etwas Neues wäre,“ flocht er hastig ein, damit Humphries nicht glaube, er übertreibe, „aber die Art, wie der Kampf geführt wird. Es ist, als ob ein Weiser ihn leitet: die Nachmärsche, die offenen Angriffe. Und doch ist dieser Yapiße, wenn mich nicht alles täuscht, ein Sohn der Berge, im Dorf Tavivi geboren. Er muß eine starke Persönlichkeit sein, um solchen Einfluß auf sein Volk auszuüben, daß er sie dazu bringt, jahrhundertealte Überlieferungen und Sitten nicht zu achten. Er soll eine Zauberpfeife besitzen; ihre Piffen

lenken die Krieger beim Angriff und beim Rückzug; und dann sehen sie sich ihm zu Füßen und hören ihm andächtig zu. Sie kämpfen jedenfalls mit Löwenmut. Ich möchte ihn gern einmal sehen. Du mußt mir versprechen, mein Sohn, wenn du ihn gefangennimmst, wieder an meiner Station auf dem Rückweg vorbeizukommen, daß ich ihn mir ansehen kann. Welch Werkzeug, wenn man ihn dazu bringen könnte, seinen Einfluß dem Guten statt dem Bösen zuzuwenden!“

„Sie wissen demnach nichts Näheres über Yapike?“ fragte der Beamte.

„Nur das, mein Sohn, was ich dir erzählt habe. Aber er ist derjenige, den du zu Boden werfen mußt, wenn du Kapatea zur Vernunft bringen willst. Vergib mir, wenn ich dir meinen Rat aufzudrängen scheine, aber ich bin hier länger als du.“

„Ein guter Rat, nur schwer zu befolgen“, sagte Humphries später, als wir zum Zelt zurückgingen. „Einen Bergbewohner auf Neuguinea zu finden, wenn er sich nicht finden lassen will, ist kein Kinderspiel. Zunächst kann man ein Eingeborenendorf nicht überraschen, das man Tage vorher sehen und mit dem man Tage vorher reden kann, ehe man die Bergspitze erklettert hat, auf der es liegt. Und es ist ganz unmöglich, einen Mann der Berge in seinen vertrauten Verstecken einzuholen. Er klettert fast senkrechte Hänge in einem Sak hoch und läßt sich an Stellen wieder herunter, wo ein Weißer nicht im Traum daran denken kann, ihm zu folgen.“

Der alte Fornier, der Dorfpolizist, hockte vor dem Zelt, als wir anlangten. Downing hatte ihn photographiert, und wir

sahen, wie er dem Alten etwas in die Hand drückte. Dieser nahm es ernst entgegen, ohne eine Miene zu verziehen.

Humphries runzelte die Stirn. „Hoffentlich haben Sie ihm keinen Tabak für die Aufnahme gegeben?“ fuhr er ihn an.

„Nur zwei Rollen“, lachte Downing.

„Warten Sie, bis ich ihm sage, daß er mitkommen soll, und ihm seine Arbeit anweise; dann will ich mit Ihnen ein ernstes Wort reden“, versprach Humphries.

„Nun sehen Sie, Heini, was habe ich Ihnen gesagt, Sie sollen mir die Eingeborenen nicht verziehen?“

„Schon richtig,“ war die Antwort, „aber ich bin in dem Punkt anderer Meinung.“

Es war nur die Fortsetzung einer Meinungsverschiedenheit, die schon ein paar Tage alt war. Sie zeigte sich zuerst, als wir entdeckten, daß Downing zu jenen gehörte, die keine Scheidelinie zwischen Weißen und Schwarzen sehen wollen, sondern glauben, der Kulturmensch und sein wilder Bruder zeigten die gleichen Gemütsbewegungen, und zwar auch in gleicher Stärke. Er urteilte abfällig über den rauhen, schroffen Ton, den Humphries den Eingeborenen gegenüber anschlug, und gefährdete durch seine weiche Art ernstlich die Achtung, die die Eingeborenen uns bezugten.

„Sie machen es mir schwer, lieber Freund“, wies ihn Humphries zurück. „Ein Eingeborener hat keinen Sinn für Güte und Liebe. Er betrachtet das nur als Schwäche, die er ausnutzen kann. Und von Dankbarkeit findet sich im Herzen des Eingeborenen keine Spur.“

Downing wollte sich nicht geschlagen geben: „Aber der Statthalter vertritt in seinem Buch den entgegengesetzten Standpunkt. Er sagt —“

„Ich habe es gelesen,“ unterbrach ihn Humphries, „und bei aller schuldigen Achtung vor Erzellenz, der es ja besser wissen sollte — er hat unrecht. Hier, ich will es Ihnen veranschaulichen.“ Er rief Api, den ersten Koch, der sich gerade draußen zu schaffen machte.

„Api,“ fragte er, „wenn weiser Mann dir etwas geben, was du sagen?“

„Danke, Herr.“

„Wie du sagen auf Neuguinea-Art?“

Einen Augenblick legte sich Apis Stirn in Falten, dann schüttelte er den Kopf und zog sich auf bezeichnende Weise aus der Verlegenheit:

„Taubada,“ entschuldigte er sich, „lao diba lass.“

„Herr, ich weiß nicht“, übersetzte Humphries. „Natürlich weiß er es nicht. Es gibt eben nichts Entsprechendes in der Eingeborenenensprache für ‚Danke‘, und so wenig ein Wort für ‚Dankbarkeit‘ in ihrer Sprache ist, so wenig ist die Sache in ihrem Herzen.“

„Und wie steht’s mit Dengo?“ forschte Downing, mit der Miene eines Mannes, der seinen besten Trumpf ausspielt. Mein Bursche hatte sich erkältet. Downing hatte sich stundenlang bemüht, ihm einen Schmerz in der Lungengegend zu lindern.

„Da hat man Sie schön ablaufen lassen“, lachte Humphries. „Erst heute morgen wollte Dengo wissen, warum Sie

ihn so oft fragten, wie er sich fühle. Und als ich ihm sagte, Sie hätten ihn in ärztlicher Behandlung und nähmen natürlich Anteil an seinem Befinden, da sagte er, seine Gesundheit ginge nur ihn etwas an, nicht Sie, und hoffentlich ließen Sie weiteres Fragen.“

„Er ist ein undankbarer Schuft“, brauste Downing auf.

„So ist es. Nicht nur er, sondern jeder einzelne von ihnen. Es liegt eben in ihrer Natur, aber es sollte mich nicht weiter wundern zu hören, daß einer von den Kerls, die Sie pflegen und verbinden, von Ihnen Geld dafür gefordert hätte, daß er sich behandeln läßt. Es wäre nicht das erstemal.“

Da zeigte sich der alte Fornier am Zelteingang und machte der Erörterung ein Ende. Ein seltsames Zusammentreffen wollte es, daß er uns auf etwas aufmerksam machte, was nach vielen Wochen die Frage nach der Dankbarkeit der Eingeborenen wieder aufs Tapet brachte.

„Daka?“ fragte Humphries. „Was ist los?“

„Ich habe Sorge, Taubada.“ Der Gram hatte in des Alten Stirn tiefe Furchen eingegraben. „Gern komme ich mit, aber ich habe hier einen Neffen, einen kleinen Jungen aus den Bergen, und ich möchte ihn nicht allein zurücklassen. Kann er nicht mitgehen?“

„Was tut er hier, und warum kann er nicht zurückbleiben?“

Da trug ihm Fornier auf motuanisch die Geschichte von Pahye vor, und später erzählte sie Humphries uns wieder, und so wurden wir in die weitreichenden Wirkungen der Blutrache auf Neuguinea eingeweiht.

Siebentes Kapitel.

Blutrache auf Neuguinea.

Wenn ein Eingeborener aus den Bergen erschlagen wird — es macht keinen Unterschied, ob in offenem Kampf oder aus feigem Hinterhalt —, so folgt die Blutrache der That auf dem Fuß. Ein nicht gerächter Mord ist ein Flecken auf dem Stolz und der Ehre eines jeden Verwandten des Toten, und nur durch neues Blutvergießen kann er getilgt werden. Die Schande liegt nicht in dem Tod an sich, sondern darin, daß die Knochen des Toten, wenn sie sorgfältig abgeleckt sind, den Bastardhunden vorgeworfen werden, die jedes Dorf unsicher machen.

Der wirkliche Täter ist nicht immer bekannt, aber über sein Dorf ist man nie im Zweifel. Während der Leiche die Haut abgezogen wird und die Köpfe in einem Feuerloch erhitzt werden, schreien es Leute mit kräftigen Lungen vom Gipfel, auf dem das Dorf steht, aus, bis viele Kilometer im Umkreis weder Freund noch Feind darüber im unklaren sind.

So lenken die Verwandten des Toten, durch diese Hohnrede aufs empfindlichste gekränkt, die Blutrache gegen das Dorf des Täters und nicht gegen den Mann selbst. Wenn er



Der Zuleberg.



Ein Trunk aus einer Bambus„flasche“.



Der Willkommentrunk,
der uns in den Dörfern gereicht wurde.

oder jemand von seinen Verwandten für seine That mit dem Leben büßt, so jubeln die Rächer desto mehr, und um so mehr rasen deren Feinde; doch sonst genügt auch das Blut eines seiner Freunde.

Eine Blutrache führt unvermeidlich zu einer anderen — mit vertauschten Rollen —, und so streng wird das Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ beobachtet, daß Fehden, die vor vielen Geschlechtern ihren Anfang nahmen, noch immer ausgetragen werden, obwohl der ursprüngliche Anlaß längst vergessen sein mag. Ferner ist der Mord auch untrennbar mit dem Pflichtgesetz verbunden, das einem Jüngling die Heirat untersagt, der nicht durch Vergießen von Menschenblut das Recht erworben hat, einen Federschmuck auf dem Kopfe zu tragen. Wieder läßt das Gesetz den Wilden weiten Spielraum. Ein erwachsener Mann, eine altersschwache Frau oder ein hilfloses Kind können in gleicher Weise das Opfer sein.

Zahllose Dörfer sind infolge der Blutrache so gut wie ausgestorben; die Überlebenden sind von andern Dörfern aufgenommen worden; ihre eigenen Hütten und Bambusumzäunungen sind verfault und verfallen und wurden schließlich vom Dickicht überwuchert. So erging es auch dem Dorf Dro-Lopiku, in dem Pahye geboren war. Seine eigene Familie war infolge der Blutrache so dahingeschmolzen, daß er im Alter von 15 Jahren nur noch allein übrig war. Ohne Vater oder älteren Bruder, der ihn hätte anleiten und beraten und in die Pflichten eines Erwachsenen einweihen können, war er übel daran, als sein Dorf sich aus Menschenmangel auflöste.

Da war es natürlich, daß er an den einzigen Blutsverwandten dachte, von dem er etwas wußte — Fornier, den Dorfpolizisten in Karai im fernen Mekeolande. Denn Payehes Mutter war keine Frau aus den Bergen gewesen. Sein wilder Vater hatte sie bei einem Überfall fortgeschleppt, und sie hatte mit der Gleichgültigkeit einer Papuafrau schicksals ergeben die Verbannung von ihrem eigenen Volk auf sich genommen, hatte die Gärten bebaut und dem, der sie geraubt, Kinder geschenkt. Fornier war ihr Bruder, und einmal hatte er eine Regierungstreife in die Berge begleitet, so seine Schwester wiedergefunden und so auch Payehye zum erstenmal gesehen.

Verwaist und gezwungen, selbst sein Schicksal in die Hand zu nehmen, hatte sich Payehye allein auf den Weg über die Berge nach Karai gemacht. Ängstlich mied er alle Dörfer, versteckte sich im Busch, wenn er jemanden kommen sah, und lebte nur von den paar Jamswurzeln und Bataten, die er mitgenommen hatte oder aus Gärten stahl, deren Besitzer abwesend waren. So hatte er das zivilisierte Mekeoland sicher erreicht und erfragte sich den Weg zum Dorf seines Onkels, indem er ganz einfach zu jedem, den er traf, „Karai“ sagte und der Richtung folgte, die ihm gewiesen wurde.

Fornier nahm Payehye freundlich auf; denn das Blut seiner Mutter gab ihm nach dem allgemein unter den Wilden auf Neuguinea geltenden Gesetz Anrecht auf einen Teil von seines Onkels Besitz. Aber die Knaben und Mädchen Mekeos und Payehye blieben einander fremd. Er verstand ihre Sprache nicht

und sie verstanden nicht die feinige, und zwischen sie schob sich eine — unsichtbare, aber darum nicht minder mächtige — Schranke, der Haß der Stämme, der daher rührte, daß in längst verflungenen Tagen ihre Ahnen hatten sterben müssen, um den Bauch seiner Ahnen zu füllen, und die „Regierung“ ihnen nun die Blutrache verbot. Selbst Forniers Kinder konnten das nicht vergessen; denn ihre Mutter hielt die Erinnerung daran bei ihnen lebendig.

Allmählich wurde sich Papeye dieser Tatsache bewußt. Er merkte, daß er in Mekeo nur eben geduldet war. Mehr und mehr zog es ihn nach den heimatlichen Bergen, und die Verlassenheit und Einsamkeit seines täglichen Lebens vermehrten nur noch die Sehnsucht nach den nebelumbranten Gipfeln, die er täglich von ferne sah. In seinem Heimatdorf wäre er nun schon zum Manne geweiht; vielleicht hätte er sich schon das Recht erworben, das Zeichen des Mordes zu tragen. In dem kleinen Netzbeutel, der ihm von der Schulter hing, bewahrte er sorgfältig eine Handvoll Kakadufedern auf, aus denen sein Kopfsuß angefertigt werden sollte. Er wußte, solange er in Karai blieb, würden sie nie ihren eigentlichen Zweck erfüllen; denn Mekeo hatte sich der geheimnisvollen Regierung ergeben, die sich fürchterlich aufregte und die bestrafte, die töteten — sie wegschleppte und nie wieder zurückbrachte.

Alles das wußte Fornier natürlich, und so wollte er den Jungen nicht gern zurücklassen, wo er allen möglichen Grausamkeiten ausgesetzt war, die seine Erbfeinde ausklügeln konnten. Konnte der Junge indessen mit uns gehen, so war die

Frage gelöst; wir hätten für das Land von Oro-Lopiku einen Dolmetscher; und bei der Rückkehr wäre der Junge sicher ein gut Theil zufriedener.

„Das bedeutet einen Esser mehr“, sagte Humphries. So ist es immer im Innern Neuguineas. Man muß stets zuerst das Essen bedenken, denn ein Träger reicht mit seiner Last von 50 Pfund Reis höchstens einen Monat, und mit jedem Nichtträger schmelzen die Vorräte erschreckend schnell weiter zusammen. Indessen sagte er Fornier, er solle den Jungen holen.

Payehye aufzutreiben war nicht so leicht. Sowie er gehört hatte, die „Regierung“ sei da, war er in den Busch geflohen, und erst als der Hunger ihn wieder hinfen herum in seines Onkels Hütte trieb, konnte Fornier ihn fassen. Dann mußte er einen Polizisten zu Hilfe rufen, ehe er den Jungen — der wie wild biß, um sich stieß und krachte — zum Eingang des Kasthauses schleppen konnte.

Payehye war ein schwächtiger Bursch mit den auswärts gebogenen Füßen des Bergbewohners, und sein Rücken zeigte jene unverhältnismäßig starke Krümmung, die vom häufigen Besteigen steiler Höhen herrührt. Er stand vor uns, nackt bis auf ein Basttuch, das seine Hüften verdeckte; wie Espenlaub zitternd, senkte er den Kopf, und alles an ihm verriet seine Angst. Downing muß wohl schneller als wir den Knaben richtig eingeschätzt haben, nämlich mehr als ein kleines wildes Tier denn als ein menschliches Wesen; denn er stand auf, legte seinen Arm um Payehyes Schultern und redete

besänftigend auf ihn ein. Und nach einer Weile hörte Payehy auf zu zittern, aber als er wieder den Kopf hob, verstärkte sein schielender Blick noch den ängstlichen Ausdruck seines Gesichts.

„Er ist viel zu klein als Träger, essen wird er aber soviel wie ein Erwachsener“, murmelte Humphries, der nur an das einzige dachte, worum sich die Entscheidung drehte. Mitgefühl mit Fornier oder mit dem Knaben hatte keinerlei Einfluß darauf.

„Könnte er denn nicht als Kamera-Boy mitkommen?“ fragte Downing, und wir lachten laut heraus. Das war immer seine Lösung für eine Schwierigkeit dieser Art. Jedesmal, wenn er glaubte, Humphries oder ich behandelten einen Träger allzu streng, empfand Downing dringendes Bedürfnis nach einem weiteren Kamera-Boy, obwohl Kitsi-qua, der Missionszögling, und Immanuel, ein Mischlingsproßling eines Mannes von Manila und einer Frau von der Thursday-Insel, für die in Frage kommenden Obliegenheiten vollkommen genügten.

„Schön“, sagte Humphries. „Er gehört von nun an Ihnen; aber lassen Sie es sich nicht einfallen, ihn mir wiederzugeben!“ Eins der wenigen Male, daß ich je Payehy den Mund zu einem breiten Lächeln verziehen sah, war, als Fornier ihm sagte, er solle uns begleiten. Er war im allgemeinen ein mürrischer, verdrießlicher Laugenichts, mit dem Humphries oder ich wenig anfangen konnten. Vor den Polizisten hatte er gewaltige Angst, und mit den Trägern wollte er sich nicht einlassen, obwohl es Burschen von der Küste waren, die den Haß

der Mekeoleute auf die Bergbewohner nicht teilten. Aber sie nannten ihn „*mero miraki*“, d. h. kleiner Junge, was freilich Pahye, der sich schon erwachsen vorkam, tödlich beleidigte.

Downings Zuneigung zu dem Jungen war keine flüchtige Laune. Er zog Pahye allen seinen anderen Lieblingen vor, steckte dem Knaben Leckerbissen von seinem eigenen Teller zu, schenkte ihm teure Zigaretten, paßte auf, daß er von den andern nicht zu sehr gehänselt wurde, und ging sogar so weit, daß er ihn eines Abends in unser Schlafzelt hereinnahm. Humphries und ich hatten noch eine Besprechung am Lagerfeuer gehabt und kamen erst später. Wir stolperten in der Dunkelheit über Pahye; er erwachte jäh und biß als Vergeltung Humphries ins Bein. Als er dann sah, was er getan hatte, rollte er sich unter dem Rand der Zeltleinwand hinaus, machte sich aus dem Sack, in den er sich gewickelt hatte, frei und floh hinaus in die Nacht. Danach mied er uns beide ständig.

Downings Güte jedoch belohnte er mit hündischer Ergebenheit, folgte ihm von der Zeit an, wo wir uns im Morgenrauen vom Lager erhoben, bis wir am Abend unsere Sturmlampen löschten und ihn wegjagten. Er kauerte sich auf den Boden in der Nähe, wenn der Weiße stehenblieb, und schien begierig, jeden seiner Wünsche zu erraten, obwohl keiner ein Wort sprechen konnte, das der andere verstand. Zunächst trug Pahye nur das Wasser in das tragbare Dunkelkammerzelt und sah zu, wie Immanuel die Negative wässerte, die Downing abends entwickelte; schließlich rückte er selbst zum Platten-

wässerere auf. Es ärgerte ihn indessen über die Maßen, daß Immanuel und Aitsi-qua sich im Zelt aufhalten durften, während er draußen bleiben mußte. Sein Wildenschädel konnte die Geheimnisse der Lichtbildkunst nicht fassen, und nicht einmal ein scharfes Negativ, auf dem er einen Gegenstand oder eine Person hätte wahrnehmen müssen, brachte die leiseste Spur eines Erkennens auf sein Gesicht.

Dies war für Downing eine große Enttäuschung; denn Payehye war unleugbar klug und geweckt. Als daher eines Tages eine Neuverteilung der Lasten eine Schachtel Lichtbildpapier zum Vorschein brachte, ergriff Downing die Gelegenheit zu einem neuen Versuch, Payehye vor Augen zu führen, wobei er eigentlich half.

An jenem Abend vergaß er die Tatsache, daß die Bergpapua einen eigentümlich starken Geruch an sich haben — eine Folge ihrer Abneigung gegen das Baden —, und ließ Payehye in die Dunkelkammer herein. Vor den Augen des Knaben entnahm er dem Apparat den Filmstreifen und legte die Films in den Entwickler, tat sie dann in das unterschwefligsaure Natron und wässerte sie. Payehye sah höflich zu; doch schien alles auf ihn keinen Eindruck zu machen. Er hatte nie einen anderen Weißen gesehen als den härtigen Priester in Karai, und so war ihm das meiste, was wir taten, völlig unverständlich.

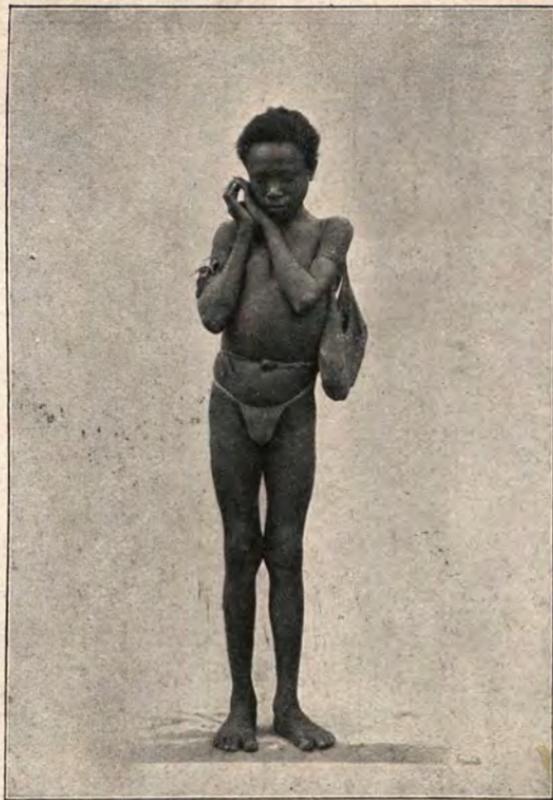
Als indessen am folgenden Abend die Negative getrocknet waren, ging Downing zum Abziehen über. Er ließ Payehye dicht daneben stehen, als das lichtempfindliche Papier mit dem Negativ zusammengebracht und dann in den Entwickler

getan wurde. Als die Lösung zu wirken begann, wurde Pahye aufmerksam. Da merkte er plötzlich, daß er zusah, wie etwas nachgebildet wurde, was er am Tage vorher gesehen hatte, und mit einem Entsetzensschrei stürzte er zum Zürvorhang, verwickelte sich in dessen Falten und krach! riß er das ganze Zelt mit um.

Am andern Tage fanden wir, daß der Knabe aus seinem kleinen Negbeutel, den er als Tasche um die Schulter trug, alles, Stanniol, Filmspulen, schwarzes Papier und anderes entfernt hatte, was Downing weggeworfen und was er früher aufgelesen und wie einen Schatz gehütet hatte. Er schien auch plötzlich keinen Wert mehr auf die Gesellschaft des Photographen zu legen; statt dessen heftete er sich an die Sohlen des alten Fornier. Downing schien es nicht zu bemerken. Er schenkte dem Jungen weiter kleine Gegenstände, die Pahye einst eifrig gesammelt hatte. Aber statt sie aufzuheben, verscharrte sie Pahye, wenn er sich unbeobachtet glaubte.

Alles dies trug sich aber erst später zu, nachdem wir ins Gebirge gekommen waren.

Als wir Narai verließen, wurde das Gelände hügelig. Wir waren in die Vorberge gekommen und wandten uns nun westlich zum Aikaso-Fluß, dem wir stromaufwärts folgen wollten, wo der Puleberg sein Haupt 3000 Meter über dem Meeresspiegel erhob. An den Ufern des Aikaso liegt das Dorf Maipa, und da schlug Humphries vor, unsre letzte Abteilung Träger einzustellen. Diejenigen Leute aus Waima und Kivori, die sich der Arbeit nicht gewachsen gezeigt hatten,



9
Pahye, wie wir ihn zuerst sahen.



Das arme Opfer der photographischen Säuren.



Das Tal des Uifafoa.

Die Stelle, wo wir den Fluß verließen, um den Aufstieg nach Kopolipoli zu beginnen;
im Hintergrund Mount Zule.

hatten wir mittlerweile durch die stämmigeren, zuverlässigeren Mekeoleute ersetzt.

In Maipa sollten wir freilich eine arge Enttäuschung erleben. Selbst halbe Bergbewohner, waren die Männer und die meisten Frauen ins Gebirge gegangen, um einen Festschmaus mit Tanz mitzumachen.

„Wir gehen auf jeden Fall weiter; wir treffen sie sicher auf ihrem Heimweg“, sagte Humphries.

Eher als wir erwarteten, meldete uns indessen unser Vortrupp, eine große Schar Männer und Weiber käme uns entgegen. Es waren, wie sich herausstellte, die Leute aus Maipa, die eilig heimwärts strebten. Man sah ihnen an, daß sie aus einem Kampf kamen.

Offenbar haben die Menschenfresser keinen Sinn für Gastfreundschaft. Die Bergbewohner hatten die üblichen Schweine zum Schmaus geliefert; aber dann hatte sich in ihnen der Wunsch geregt, ihre Schlemmerei mit etwas Menschenfleisch zu krönen. So hatten sie einfach einen der Gäste angefallen. Sein Leben wurde zwar von seinen Dorfgenossen gerettet, und die Bergbewohner hatten, obwohl sie arg enttäuscht waren, darauf bestanden, daß der Schmaus seinen Fortgang nähme. Als sich aber ihre Gastgeber bewusstlos gefressen hatten, schlichen die Maipaleute fort. Die Bereitwilligkeit, mit der sie mit uns zurückkommen wollten, war verdächtig.

In Neuguinea liegen alle Bergdörfer oben auf den Gipfeln solcher Berge, die einen guten Fernblick auf die Umgebung gewähren, so daß unser Herankommen lange gesichtet wurde,

ehe wir nach Kepolipoli kamen, wo der Schmaus abgehalten worden war. Natürlich dachten die Leute von Kepolipoli, eine so große Schar sei ein Nachzug von Maipa, und wir liefen in einen regelrechten Hinterhalt. Der Empfangsausschuß bestand nicht nur aus den Kepolipolikriegern, sondern noch dazu aus allen ihren Freunden aus den Nachbardörfern.

Wir waren eine kleine Schlucht heruntergestiegen und folgten einem gut erkennbaren Wege durch sie, als die Falle zuschnappte. Eben noch waren wir allein im Dickicht. Im nächsten Augenblick wimmelte es um uns von bewaffneten Schwarzen. Zum Glück griffen sie uns nicht ohne Warnung an; sonst wäre unsere Lage hoffnungslos gewesen. Wahrscheinlich lähmte der Anblick von Weißen ihren Arm. Die Wilden hielten Kriegsrat ab, in Wirklichkeit nur ein paar Sekunden; aber uns schienen sie wie Ewigkeiten. Ich denke schauernd daran, welches Schlächthaus aus der Schlucht geworden wäre, wenn die Entscheidung gegen uns ausgefallen wäre.

Plötzlich drängte sich aus der Schar ein großer Kerl vor; er war hochaufgeschossen und kräftig gebaut. Sein Haar hing in Strähnen vom Kopf und war über und über mit den Federn durchflochten, die den Schmuck eines Mannes bilden, der ein anderes menschliches Wesen getötet hat. Er war nackt bis auf ein weiches Hüfttuch aus Baumrinde, und seine Hände waren leer. Mit einem Satz übersprang er den Raum zwischen uns, nahm Humphries in die Arme und murmelte ihm voll Entzücken etwas ins Ohr. Sie waren sich irgendwie schon vorher begegnet, und die Umarmung war das Zeichen der Freundschaft.

Als er den Beamten losließ und auf mich zuging, blieb ich ruhig stehen. Ich wußte damals nicht, daß alle Eingeborenen aus den Bergen das Baden verabscheuen, daß sie in niedrigen Hüttchen wohnen und sich nachts der Wärme halber an ihre Schweine und Hunde anschiegen, und daß der schmierige Schmutz und Ruß ihrer Feuer sich an alles und an jeden festsetzt. So umarmte mich der Häuptling von Repolipoli, und es war das erste- und letztemal, daß ein Eingeborener dazu die Gelegenheit bekam. Denn mir wurde zum Erbrechen schlecht und schwindlig, als sein Leib sich eng an meinen schmiegte, und künftig überließ ich die Begrüßung und das Abschiednehmen anderen.

Eines freilich gewährleistete uns die Umarmung — Essen in Hülle und Fülle. Denn als wir ins Dorf einzogen, schickte der Häuptling die Frauen in die Gärten, und sie kehrten alsbald zurück, reich mit Zuckerrohr und Bataten für uns beladen, und wir gaben ihnen dafür ein paar Löffel Salz und eine Handvoll Glasperlen, die sie köstlicher dünkten als großer Reichtum.

Achtes Kapitel.

Warum die Träger zurückkamen.

Die Träger von der Küste aus Waima und Kivori hatten schon einige Tage, ehe wir Kepolipoli erreichten, einen gewissen Mißmut an den Tag gelegt. Der Vertrag, den wir mit ihnen in Kairuku abgeschlossen hatten, hatte ihre Dienstzeit auf „einen Mond“ — einen Monat — festgelegt. Sie wußten, wenn sie sich weigerten, weiter Trägerdienste zu leisten, oder gar wegliefen, wenn wir uns einmal auf dem Marsche befanden, so hatten sie mit mehreren Monaten Gefängnis zu rechnen. Aber selbst das spielte in ihren Augen keine Rolle gegenüber der Angst, die ihnen die Berge einflößten. Auch litten sie zweifellos an Heimweh.

Die anfängliche Haltung der Leute von Kepolipoli gab ihrer Geduld den letzten Stoß, besonders da obendrein am Nachmittag ein fürchterliches Gewitter einsetzte, das mit seinen zuckenden Blitzen allerdings kein Beruhigungsmittel für die Nerven darstellte.

Die Träger ergriff wilder Schrecken; sie wollten sich gar nicht beruhigen. Sobald wir unser Zelt im Dorf aufgeschlagen hatten, ließen sie uns durch zwei aus ihrer Mitte sagen, sie

wollten nicht weiter mit uns ziehen, die Gefahr sei zu groß, und sie gingen wieder heim. Wir konnten sehen, wie sie ihre Sachen zusammensuchten und zu Bündeln zusammenschnürten. Unsere Lage war verzweifelt.

Wir befanden uns inmitten von wenigstens hundert Wilden aus den Bergen, die mit Bogen und Pfeilen und Speeren bewaffnet waren. Wenn die Träger abzogen, bedeutete das, daß wir mit ihnen zurückgehen mußten, wenn wir nicht alle Verpflegung und Ausrüstung verlieren wollten. Mit unsern zwölf Polizisten dazubleiben und zu versuchen, die Bergbewohner zu bewegen, uns Trägerdienste zu leisten, hieß, bei der ersten günstigen Gelegenheit eine Mekelei heraufbeschwören. Wir mußten unbedingt unsere Träger halten, sonst war die Reise aus. Humphries versuchte, einen Zeitausschub zu erlangen.

„Die Nacht bricht herein“, sagte er zu dem Sprecher der Träger. „Es ist euch unmöglich, euern Weg im Dunkel zu finden, und ihr habt nichts zu essen. Außerdem habt ihr heute einen weiten Weg hinter euch. Ihr seid müde. Wartet bis morgen, und wenn ihr dann noch gehen wollt, wollen wir die Sache bereden. Wenn ihr geht, bedeutet das natürlich, daß jeder von euch ins Gefängnis wandert, weil er ein Regierungsunternehmen im Stich gelassen hat. Ich hole mir Polizisten und nehme euch alle in euern Dörfern fest.“

„Herr, Gefängnis ist schon besser als die Berge“, antwortete der Mann. „Wir sind bisher nie dort gewesen. Die Leute werden uns umbringen und auffressen. Nein, wir gehen zurück und brechen beim Morgengrauen auf.“

Dicht dabei stand ein Mann aus Maipa, einer der wenigen aus seinem Dorf, der die motuanische Sprache verstand, in der Humphries und der Träger verhandelt hatten. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als der Träger den Entschluß seiner Kameraden kundtat, sie wollten heimkehren. Als die Verhandlung zu Ende war, schlenderte der Mann aus Maipa mit gut gespielter Gleichgültigkeit fort. Er begab sich zu der Schar der Krieger aus den Bergen, und wir beobachteten, wie er eindringlich auf die Dorfhäuptlinge einredete. Dann gaben sie ihrerseits ihren Kriegern irgendwelche Anordnungen. Sie waren alle sichtlich erregt.

Was sie planten, wußten wir noch nicht; aber ihr Verhalten ließ uns nichts Gutes ahnen. Es war auch bezeichnend, daß die Frauen und Kinder wieder im Dickicht verschwunden waren. Ihre Abwesenheit machte es zur Gewißheit, daß die liebevolle Umarmung des Dorfhäuptlings — überall im Gebirge ein Freundschaftsgelübde — nicht ohne Hintergedanken erfolgt war.

„Ich stelle heute nacht die doppelte Zahl Wachen aus“, sagte Humphries. „Ich werde selbst Wache halten und ständig nachsehen, ob die Posten auch aufpassen; nur bitte ich Sie, mich von Zeit zu Zeit abzulösen. Schlafen Sie in den Kleidern und halten Sie die Waffen schußbereit.“

An diese Nacht werde ich mein Leben lang denken. Selbst wenn ich abgelöst war, konnte ich nicht schlafen, sondern nickte nur dann und wann ein. Jedes leiseste Geräusch in der Nacht — schon ein Knistern des Holzes im Lagerfeuer —

ließ mich vom Lager auffahren oder aufspringen, den Revolver schußbereit. Meine Nerven waren aufs äußerste gespannt. Die Träger schliefen nicht, sondern hockten an den Feuern zusammen und unterhielten sich leise. Unten im Dorf loderte ein riesiges Feuer, um welches sich unsre Gastfreunde und ihr Anhang versammelt hatten.

Ich hatte um vier Uhr die einzelnen Wachen noch einmal nachgesehen und kehrte eben zu meinem Lager im Zelt zurück, als die Bergbewohner zu singen begannen. Es klang grausig und unheimlich und wurde wilder und wilder. Ich hielt an und lauschte; ich muß gestehen, ich habe mich in diesem Augenblick gefürchtet!

Payehé, der Knabe aus den Bergen, lag auf einem Sack und schlief. Neben ihm saß sein Onkel, der Dorfpolizist, gegen einen Zeltposten gelehnt. Ich konnte sehen, wie in ihm Schläfrigkeit und der Entschluß, wachzubleiben, miteinander kämpften. Neben sich hatte er eine Art, auf seinen Schoß ein riesiges Messer gelegt.

„Fornier,“ sagte ich, auf ihn zugehend, „weck’ Payehé und frag’ ihn, was die Männer singen.“

Der Knabe rieb sich den Schlaf aus den Augen, hob den Kopf und lauschte gespannt. Dann verzog er seine Lippen zu einem Grinsen und sprach mit dem Alten.

„Herr“, übersekte Fornier des Knaben Rede. „Er sagen, sie singen, sie hungrig auf Menschenfleisch, und hohe Zeit, sie essen.“

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Wenn ihr

Verlangen nach Menschenfleisch so stark geworden war, daß sie davon sangen und sich Hoffnung auf eine baldige Mahlzeit machten, waren wir in höchster Gefahr. Ihr wilder Sang sollte sie zur Raserei aufstacheln, die sich wahrscheinlich in einem Angriff Luft schaffen würde. Von der hohen Umzäunung eingeschlossen, die das Dorf umgab, waren wir in einer ernststen Lage.

Indessen hatte ich keine Veranlassung, etwas zu unternehmen, um die Dinge nicht zu überstürzen. Als ich mich daher davon überzeugt hatte, daß die Polizisten auf der Hut waren, ging ich ins Zelt zurück. Ich vertiefte mich in Eintragungen in mein Tagebuch, und die regelmäßigen Schritte der Wachen draußen wiegten mich in ein Gefühl, daß vielleicht meine Phantasie überreizt sei.

Da kam es mir unangenehm zum Bewußtsein, daß das Singen schon eine Zeitlang eingestellt war. Ich stand auf und ging nach draußen. Kiai, ein großer knochiger Rekrut der bewaffneten Polizei, kam gerade auf seinem Postengang vorbei, und ich fragte ihn, ob er etwas bemerkt habe.

„Mein, Herr“, gab er fröhlich zur Antwort. „Die Leute aus dem Dorf haben sich durch die Umzäunung davongemacht.“

Ich verwünschte ihn heimlich dafür, daß er mir das Vorkommnis nicht gemeldet und mir so Gelegenheit gegeben hatte, ihre Bewegungen zu beobachten; dann eilte ich zum Thor in der Umzäunung, durch das sie abgezogen waren. Aber so sehr ich auch meine Augen und Ohren anstrengte, ich konnte weder etwas sehen noch hören. Es war noch dunkel — jene tiefe

Dunkelheit, die gerade vor dem Morgenrauen am schwärzesten erscheint. Meine Uhr zeigte auf fast fünf, daher weckte ich die Köche und ging ins Zelt zurück. Die lange Nacht war fast vorbei, und uns war kein Leid geschehen.

Im nächsten Augenblick stürmte ein Polizist ins Zelt.

„Herr, Herr,“ rief er, „die Träger ziehen ab.“

Während Humphries und Downing vom Lager aufsprangen, stürzte ich hinaus. Mein erster Blick zeigte mir, daß die Träger in einem Haufen auf das Tor zustürmten. Ich schrie und lief quer zu ihnen hinüber, um ihnen den Weg zu verstellen. Ihr Führer, ein großer mürrischer Störenfried, wandte sich nach mir um, und ich sah, daß er einen Knüppel in der Hand hatte. Dann flog mir etwas — ich glaube, ein Stück Holz — zwischen die Beine und brachte mich zu Fall. Im nächsten Augenblick ramnte ich dem Führer meinen Kopf wie einen Sturmbock in die Rippen, und wir fielen beide hin. Die Meute der Träger sauste über uns hinweg, und als ich mich mühselig aufrichtete, liefen sie in wildem Durcheinander den Abhang hinunter in der Richtung, aus der wir gekommen waren.

„Nun,“ bemerkte ich, als Humphries herankam und mein Opfer mit dem Fuß stieß, „einem Träger habe ich jedenfalls das Weglaufen versalzen. Warum haben die Polizisten die andern entwischen lassen?“

„Die Träger haben die Zeltleinen durchgeschnitten, so daß das Zelt über den Polizisten zusammengefallen ist. Als sie wieder herauskrabbelten, waren die Kerls schon fort.“

Es blieb nichts übrig, als uns hinzusetzen, zu frühstücken und unsern nächsten Schritt zu überlegen. Wir hatten gerade unsere Hafsergrüße verzehrt, als ein wahrer Höllenlärm in den Bergen losging, und als wir das Thor erreicht hatten, sahen wir schon unsere Träger viel schneller noch zurück-eilen, als sie weggelaufen waren. Für Küstenleute, die nur ebenes Gelände gewöhnt waren, legten sie beim Heraufklettern eine geradezu auffallende Schnelligkeit an den Tag. Wie sie näher kamen, konnten wir sie keuchen hören, und ihre Gesichter waren schreckensbleich.

Und sie hatten guten Grund zu solcher Angst; denn knappe fünfzig Meter hinter ihnen kamen die Bergbewohner angestürzt; sie schwingen ihre Waffen und stießen die grausigsten Schreie aus!

Die Polizisten stürzten mit uns vor und warfen sich zwischen die Träger und ihre Verfolger. Die Leute aus den Bergen hielten inne, als sie uns abwehrbereit erblickten. Es ist fraglich, ob sie wußten, was unsere Gewehre und Revolver bedeuteten, aber einer war unter ihnen, der es wußte. Es war der Mann aus Maipa, der in der vergangenen Nacht sich so eingehend mit den Häuptlingen unterhalten hatte. Er kam nun auf uns zu und lachte wie über einen herrlichen Witz.

„Herr,“ rief er, „ich hörte, wie die Träger sagten, sie wollten weglaufen, und ich habe mit den Leuten aus den Bergen einen Plan erfunden, sie in Angst zu fagen und zurückzutreiben.“

Die Wilden waren nun auch herangekommen, und auch sie grinsten verbindlich. So lachten wir mit ihnen und begaben

uns wieder zu unserm unterbrochenen Frühstück. Die Träger waren ganz geknickt und machten sich daran, mit demütiger und reuevoller Miene wieder ihre Lasten zusammenzustellen.

Und doch ist mir die Sache bis auf den heutigen Tag nicht klar. Plante der Mann aus Maipa wirklich, sie mit Hilfe der Leute aus den Bergen zur Vernunft zu bringen, oder hat er uns nur ein Märchen erzählt? Es sah doch sehr nach einem Hinterhalt aus, um einige der Träger umzubringen und sie zum Verspeisen fortzuschleppen! Wenn ich daran denke, daß sie in der verflochtenen Nacht davon gesungen hatten, daß sie hungrig seien „auf Menschenfleisch, und hohe Zeit, sie essen“, neige ich zum Glauben, daß der Mann aus Maipa einfach so geistesgegenwärtig war, uns etwas einigermaßen Glaubwürdiges vorzuschwindeln.

Man kann sich denken, daß wir gehörig auf unserer Hut waren, als wir unsern Weg fortsetzten. Die Leute aus Repolipoli und ihre Freunde gaben uns das Geleit bis zu dem Fluß in dem Thal, der ihr Gebiet von dem des Stammes auf dem nächsten Berg trennt. Dann verabschiedeten sie sich, denn kein Mann aus den Bergen wagt sich aus seinem eigenen Bezirk, aus Furcht, von lauernden Feinden erschlagen zu werden. Als wir jenseits des Flusses den Abhang auf der anderen Seite emporstiegen, hörten wir ihre Rufe und sahen, wie sie uns mit den Armen winkten; dann machten sie kehrt und gingen zurück.

Einige hundert Meter bergauf kreuzten wir einen deutlich erkennbaren Pfad, der zwar nur ein paar Zentimeter breit

war, dem man aber ansah, daß er stark begangen wurde. So machten wir eine Wendung und folgten ihm. Zwei der Polizisten gingen voran und verschwanden hinter einer Biegung. Als wir sie einholten, saßen sie auf einem am Boden liegenden Schwarzen und reinigten ihre Uniformen. Der Mann war den Pfad entlang geschlichen, hatte sie aber nicht rechtzeitig gesehen; sie hatten ihn überrannt und nach kurzem Kampf gefangengenommen.

Der Gefangene war in großer Angst. Seine Augen waren weit aufgerissen vor Schreck, und er schlotterte, als ob ihn ein Krampf erfaßt hätte. Als er uns erblickte, vielleicht die ersten Weißen, denen er in seinem Leben begegnete, versuchte er, sich loszureißen und zu fliehen. Daher legten ihm die Polizisten Handschellen an und bedeuteten ihm, er solle den Weg zu seinem Dorf zeigen. Lange ehe wir wußten, daß wir uns der Stelle näherten, begann er, etwas zu rufen, und als wir schließlich die Umzäunung des Dorfs durchschritten, war kein menschliches Wesen zu sehen.

Wir ließen uns zur Ruhe nieder und gaben den Polizisten Befehl, ihren Gefangenen freizulassen. Dann nötigten wir ihm ein Messer als Geschenk auf und beachteten ihn nicht weiter. Wie wir vermutet hatten, stürmte er in die Freiheit hinaus, aber als er sah, daß niemand sich die Mühe nahm, ihn anzuhalten, verlangsamte er seine Schritte und verließ das Dorf ohne besondere Eile. Offenbar wollten seine Genossen uns indessen nicht besuchen, wie wir hofften; daher standen wir auf und zogen weiter.

Es war heiß, und der Marsch strengte an. Als wir daher etwas später an ein kühles Bächlein kamen und zur Mittagsmahlzeit rasteten, konnten Downing und ich der Versuchung nicht widerstehen zu baden. So gingen wir flussaufwärts, bis uns die Träger nicht mehr sehen konnten, streiften die Kleider ab und wateten ins Wasser. Wie gewöhnlich, waren unsere Burschen uns gefolgt und saßen nun am Ufer; sie lachten, als wir uns im erfrischenden Wasser gegenseitig untertauchten. Ihre Flinten lagen schußbereit auf ihren Knien.

Ich stand Downing gegenüber, der mich gerade wieder-gespritzt hatte. Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht, und seine Augen nahmen einen Ausdruck des Entsetzens an. Ich wandte mich und sah nach der Richtung, wohin er starrte, und auch ich wurde schreckensbleich. Aus den Büschen am Wasser starrten uns ein Duzend oder noch mehr Wilde an; sie holten mit den Armen aus, um die schweren Speere, die sie trugen, auf uns zu schleudern!

Wir waren in höchster Not. Downing und ich waren mehrere Meter weg von unsern Waffen am Ufer. Die Gewehre, die die Polizisten trugen, waren alte einschüssige Knarren. Das hieß also, daß wir nur zwei Kugeln hatten, um den Kampf aufzunehmen, wenn es dazu kommen sollte.

Wenn wir wirklich in Gefahr waren, so hat uns ein Schwein gerettet. Die kleine Schar, die uns überraschte, war ein Teil einer Jagdgesellschaft aus dem Dorf, die das Schwein bis hierher gejagt hatte. Die andern waren noch weiter drinnen im Dickicht und hatten keine Ahnung, daß unser großer Zug

auf ihrem Berge war. Gerade im Augenblick, wo wir einen tüchtigen Hagel von Speeren erwarteten, brach das Schwein aus dem Busch hervor und kam am Ufer des Bachs zum Vorschein.

Es mag eine Erleuchtung des Polizisten Dengo gewesen sein. Es kann sein, daß der Anblick eines wilden Schweins auf der Flucht sein Blut — er stammte aus den Bergen — in Wallung gebracht hat. Wie dem auch sei, jedenfalls riß er sein Gewehr in Anschlag und gab Feuer. Die Kugel streckte das Schwein nieder; es lag auf der Seite, sich im Todeskampfe windend.

In der felsigen Schlucht, in der wir uns befanden, bröhnte der Knall fürchterlich. Er jagte unsern unliebsamen Gästen einen heillosen Schrecken ein; dazu kam noch der Feuerstrahl aus der Gehwehrmündung. So fielen ihre erhobenen Arme wie gelähmt herab. Es war eine Rettung des Himmels, und Downing und ich krabbelten ans Ufer und griffen nach unsern Revolvern. Jetzt waren wir im Vorteil, zumal wir hinter einem großen Felsblock Deckung nahmen. Dann stürmte Humphries mit den andern Polizisten heran, und die Wilden ergriffen die Flucht.

Eine Stunde später sichteten wir ihr Dorf, das wir in zwei weiteren Stunden erreichten. Im Gegensatz zu vielen solchen Bergsiedlungen hatte es einen flachen Platz, und wir beschloßen, dort unsere Zelte aufzuschlagen und zu lagern. Natürlich war es völlig verlassen, aber wir entdeckten bald, daß die Bewohner nicht fern waren und uns aus dem sicheren

Dickicht beobachteten. Einer der Polizisten winkte einen Krieger heran und lockte ihn allmählich nahe genug herbei, um ihn zu umarmen und so unserer friedlichen Absichten zu versichern.

Das Schwein, das wir getödet hatten, hatten wir mitgebracht. Wir reichten es dem Krieger, der sich daran machte, ein Feuer zu schichten, um es zu braten. Die ganze Zeit über brüllte er seinen Genossen etwas zu, wohl um sie in Kenntniss davon zu setzen, daß wir Freunde seien. Als wir ihm schließlich ein großes Buschmesser gaben, kannte seine Freude keine Grenzen; er schwang es hoch empor. Sein Vertrauen zu uns war endlich von Erfolg begleitet; ein paar andere wagten sich herbei, und schließlich kam der Häuptling selbst.

So viel Geschrei und Lärm hatte natürlich die andern Dörfer in Hörbereich nicht ruhig gelassen. In den Bergen pflanzte sich der Schall besonders gut fort, und in recht kurzer Zeit hörte man fragende Rufe von allen Richtungen. Einer unserer neuen Freunde wurde nicht müde zu antworten und machte dann einem andern Platz, der sich auf einem dem Tale gegenüberliegenden Abhang aufstellte und bis in die Nacht hinein schrie und heulte.

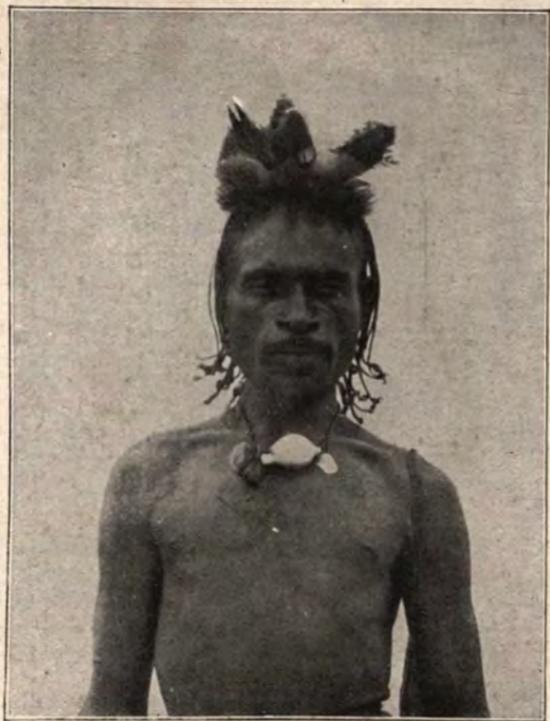
Die Nacht verbrachten wir in Sicherheit, und als wir am andern Morgen weiterzogen, waren wir nicht überrascht, eine neue Schar von Wilden auf dem Pfad anzutreffen. Einige aus der Nachbarschaft waren uns entgegengekommen, um uns in ihr Dorf zu führen.

Neuntes Kapitel.

„Langes Schwein.“

Ein Mann stellte sich vor, indem er auf seine Brust deutete und wiederholt sagte: „Abaridi.“ Es ergab sich, daß es der Häuptling war. Humphries unterdrückte einen Ausruf. „Dies ist also Abaridi“, sagte er auf englisch. „Er ist fast eine Berühmtheit in den Bergen. Sein Stamm ist jetzt nur klein. Er hat mit den Nachbarn ringsumher im Krieg gelegen und schwer unter der Blutrache gelitten. Aber die Leute sehen so aus, als hätten sie sich auch an ‚langem Schwein‘ sattgegessen.“ „Langes Schwein“ ist der Ausdruck der Wilden für Menschenfleisch.

Abaridi war ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Er hatte prächtige Muskeln. Sein Gesicht umspielte ein grausamer Zug und es hatte etwas Raubvogelartiges. Seine Lippen waren zusammengekniffen, sein Kinn sprang angriffslustig vor. Solange wir mit ihm zusammen waren, habe ich ihn nicht ein einziges Mal lächeln sehen. Wohl habe ich ihn anderseits in einer wahnsinnigen Wut erblickt, die den Dorfbewohnern, welche die Ursache seines Zornes waren, nichts Gutes verkündete.



Kannibalen mit Kopfschmuck von Kakadufedern, dem Zeichen des Mörders.



Kannibalen mit Kopfschmuck von Gras.



Mekeofrau bei der Herstellung von Töpfen.



Mekeos Hauptprodukte: Töpferwaren und — Kinder.



Auf dem Marsch durch ein Mekeodorf.



Wenn möglich, schlugen wir unser Lager in Dörfern auf.

Unter seiner Führung hatten wir einen steilen Abhang erklettert, und ich vergaß, welche Anstrengung mich dieser Aufstieg kostete; denn ich konnte die Behendigkeit und Geschmeidigkeit nicht genug bewundern, mit der dieser Häuptling der Wilden den Hang hinauf lief. Er verschmähte die Hilfe herausragender Wurzeln und Stämmchen, an denen wir uns mühsam hochzogen.

Unsere Träger hatten es nicht leicht, und zwei kleine Kerlchen mühten sich mit unserem Eßkorb ab, als Abaridi ihnen zu Hilfe kam. Er streckte seine mächtige Hand aus, griff die Stange, an welcher der Korb befestigt war, und mit einem einzigen Ruck zog er sie auf die Spitze der Anhöhe.

Ein paar Minuten darauf kamen wir an eine zwölf Meter tiefe gähnende Kluft. Sie war nur von einem Baum überbrückt, den man so gefällt hatte, daß er sich genau darüber gelegt hatte. Selbst unsere Polizisten zögerten, als sie herankamen. Abaridi stand mitten auf dem Baumstamm und wippte auf den Ballen seiner Füße; ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Endlich wagte sich ein Polizist hinüber. Vorsichtig setzte er seine nackten Füße mit jedem Schritt über den Baumstamm vor. Die andern Polizisten und die Träger folgten wie die Schafe hinterdrein. Humphries hatte die Schuhe ausgezogen und war sicher hinübergekommen, und Downing hatte sich an jeder Hand von einem Polizisten halten lassen, als er an die Reihe kam. Ich gehörte zum Nachtrab und kam so hinter Dengo, meinem Leibwächter.

Ich bin an sich nicht schwindelfrei, und als ich mir nun die Schuhe auszog, wünschte ich mich sehnlichst weit weg von dem Ort, wo ich nun vor der Nothwendigkeit stand, über jenen Stamm zu müssen. Als ich aufblickte, sah ich, wie Abaridi zu mir herüberkam. Ich bin fast ein Meter achtzig groß und wiege etwa 160 Pfund, aber der Wilde nahm mich in den Arm und spazierte mit mir über den Baumstamm, als wäre ich nur eine Spielpuppe. Das bloße Gefühl seiner Arme, mit denen er mich umschlungen hielt, und der sichere Griff, mit dem er mich packte, verrieten gewaltige Stärke.

Wir erreichten ein Dorf, in dem wir übrigens die einzige Hütte ihrer Art auf Neuguinea fanden, die den Wigwams der amerikanischen Indianer ähnelt.

„Die Leute haben ein Vogelnest im Wald gesehen und beschlossen, genau so ein Haus zu bauen“, erklärte Abaridi durch einen Dolmetscher. Sein eigenes Dorf lag auf einem anderen Berg, und er schien es eilig zu haben, uns dahin zu bringen. Als sich die Reihe der Träger in Bewegung setzte, sah ich, daß wir noch vier Mann für die Lasten brauchten. Abaridi ersuchte die Leute aus dem Dorf, die Träger zu stellen. Sie rührten sich nicht.

Abaridi stand neben Humphries am Abhang, wo der Weg sich vor dem Dorf in Kehren weiter hochschlängelte. Plötzlich begann er, den Leuten im Dorf etwas zuzubrüllen. Er knirschte vor Wut, als er sie so ausschalt. Noch immer machte man keine Miene, uns zu helfen. Abaridi lief den Hang herunter. Mit einem Satz sprang er über den Dorfzaun und

stürmte auf die versammelten Dorfbewohner los. Sein Gesicht war zornentstellt, und seine Augen funkelten. Sie wichen vor ihm zurück wie vor einem wütenden Stier. In der nächsten Minute hatte er vier Leute herausgegriffen, sie zu der Stelle getrieben, wo die Lasten lagen, und sie den Trägern hinterhergesagt.

Vielleicht war die hochmütige Art, daß er in dieser Weise in einem Dorf handelte, das ihm nicht unterstand, der Grund dafür, daß wir in der nächsten Stunde in äußerster Gefahr kamen. Ich führte mit drei Polizisten die Nachhut, und wir kamen gerade aus den Bäumen heraus zu einem Hang, der mit mannhohem Grase bewachsen war. Der Zug stand vor einer Schlucht. Hinunter- und die andere Seite wieder hinaufzuklettern war äußerst mühsam. Es muß wohl eine innere Stimme gewesen sein, die mich noch einmal mit meinen drei Polizisten etwa hundert Meter zurückgehen ließ, und zwar gerade noch zur rechten Zeit.

Uns waren wenigstens hundert vollbewaffnete Wilde auf den Fersen!

Wir vier liefen zu einer kleinen Lichtung im Grase und riefen unsere Verfolger an. Sie hielten an und bargen sich im Gras, aber alle paar Minuten tauchte ein spähender Kopf für einen Augenblick auf, und wir konnten ab und zu die Spitzen ihrer Speere glänzen sehen. Sie schienen haltgemacht zu haben. Da tönnten von der anderen Seite der Schlucht zwei Pfiffe zu uns herüber, und nun wußten wir, daß die Träger sicher hinüber waren. So gab ich Befehl, daß die Nachhut wieder aufschließen sollte.

Als wir weiterschlenderten, hörten wir einen Schrei der Enttäuschung nicht zwanzig Meter von der Stelle entfernt, wo wir gestanden hatten, und etwa zwanzig Wilde erschienen aus dem Gras und schwangen drohend ihre Waffen hinter uns her. Noch ein paar Minuten, und sie hätten uns umzingelt gehabt. Selbst mit unseren Schusswaffen wäre unser Schicksal besiegelt gewesen!

Abaridis Dorf bestand in Wirklichkeit aus drei verschiedenen Siedlungen. Jede war von einem eigenen Verhau umzäunt, und alle standen miteinander durch Wege in Verbindung, die auch durch hohe Zäune geschützt waren. Abaridis Haus stand auf einem kleinen Hügel auf der höchsten Stelle des Berges, und von dort konnte man meilenweit nach allen Richtungen blicken. Wir sahen da auch zum erstenmal eine merkwürdige Anlage mit zehn Meter hohen Wänden aus Gestrüpp, die kreisrund verlief und ein Duzend Häuschen umschloß, die wie Hundehütten aussahen. In der Einfriedigung trieben sich drei fünf oder sechs Jahre alte Knaben herum. Ihre Bäuche waren stark aufgetrieben; sie schienen beständig zu essen. Später erfuhren wir, daß dies eine der großen Berg-„Pilitas“ war, in denen man die Knaben einige Wochen lang einsperrt und mit Essen vollpfropft, im Glauben, sie so recht kräftig zu machen.

Gegen Abend fiel uns Unruhe in einem der drei Dörfer auf. Alle Eingeborenen liefen zum Außentor und starrten auf den ins Tal führenden Weg. Unsere eigenen Leute waren alle in einem anderen Dorf beisammen, denn die Sache kam uns

nicht recht geheuer vor, und Humphries hatte jedes Herumbummeln streng untersagt. Wir Weißen und ein paar Polizisten standen vor Abaridis Haus, obwohl wir alle Einladungen, einzutreten, abgelehnt hatten.

Abaridi selbst forderte uns nicht auf, zu der aufgeregten Menge im anderen Dorf hinüberzugehen; daher blieben wir natürlich, wo wir waren, obwohl wir vor Neugier brannten. Aber der Platz, wo wir saßen, überragte das Dorf, und von einer Stelle ein paar hundert Meter weiter konnten wir sehr gut sehen, was vorging.

Weit unten kam eine kleine Schar von Kriegerern eilig den Weg zum Dorf herauf. Im Näherkommen schrien sie und schwenkten ihre Speere und Bogen; zwei trugen etwas auf einer Stange zwischen sich. Ich schaute auf Abaridi. Seine Augen waren weit geöffnet, und sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Ich sah, wie Humphries allmählich merkte, was vorging, und plötzlich wußte auch ich, was geschah.

Was man da wie ein Schwein an eine Stange gebunden hatte und nun schnell zum Dorf brachte, war ein menschliches Wesen, und ein Menschenfressermahl bereitete sich vor!

Als der Zug sich dem Dorf näherte, nahm ich mein Fernglas zur Hand. Ich konnte deutlich sehen, wie das Opfer mittels starker Ranken mit dem Rücken an die Stange gebunden war. Die Arme hingen schlaff herab. Der Mann war offenbar schon tot. Hätten wir ihn nur für betäubt gehalten, so hätten wir wohl sicher eingegriffen und es auf einen Kampf

ankommen lassen, selbst wenn wir uns dadurch die Feindschaft unserer Wirte zugezogen hätten. Ich glaube, ich verstand, welchen Kampf Humphries innerlich durchmachte. Eben hatten wir hier mit Abaridi und seinen Wilden Freundschaft geschlossen. Sollten wir sie gleich verwirken, indem wir uns einer jahrhundertealten Sitte widersetzen? Dem Toten konnte es doch nichts nützen, wohl aber uns in die allergrößte Gefahr bringen. Wir haben später nie darüber gesprochen, aber ich meine, wir haben gut daran getan, unsere Hände aus dem Spiel zu lassen, so fürchterlich der Gedanke auch war, daß so etwas in unserer Nähe vorging.

Als die Frauen sahen, daß die Jäger mit „Wild“ heimkehrten, machten sie sich daran, ein großes Feuer zu schichten, auf das sie Steine warfen. Während diese zum Glühen gebracht wurden, stürzten sie auf die Leiche. Was sie damit taten, konnten wir nicht sehen, aber wir wußten es.

Die Papua-Wilden — mit Ausnahme von ein paar Küstenstämmen — sieden ihre Opfer nicht. Sie ziehen ihnen die Haut ab und rösten sie auf glühenden Steinen, wobei sie die Leiche andauernd mit langen Stöcken wenden.

Übrigens ist nicht weit von der Stelle, wo wir uns damals befanden, ein Goldgräber aufgefressen worden, der letzte Weiße, den bis zur Niederschrift dieser Zeilen solch Schicksal ereilte.

McIntosh hatte in den Bächen mit Sprengschüssen gearbeitet und ihre Fische getötet. Der Strafzug, der Nachforschungen anstellte, konnte noch deutliche Spuren feststellen.

Die Eingeborenen glaubten, er könne den Donner machen und ein Gewitter herabkommen lassen, das ihre Gärten zerstöre. Die Wilden haben sogar, da ihnen die Dinger unbekannt waren, McIntoshs Stiefel mit der Leiche geröstet und auch sie zu verzehren gesucht!

Wir aßen dann wie gewöhnlich Abendbrot in unserm Zelt. Aber der Gedanke an die Mahlzeit so ganz anderer Art, die man in der Nähe zubereitete, ließ bei mir keinen rechten Hunger aufkommen. Wir pflegten unter dem Leinwandzelt zu essen; ein Polizist in der Nähe hatte die Aufgabe, neugierige Eingeborene zu verschrecken. Die forschenden Blicke, mit denen sie alles, was wir taten, dauernd verfolgten, waren schon sonst gerade genug für unsere Nerven; da wollten wir wenigstens beim Essen unbeobachtet sein.

So merkten wir es nicht, daß unsre Wache einer kleinen Abordnung aus einem der Dörfer den Zutritt verwehrte. Die Wilden ließen ein Paket zurück, das die Wache uns geben sollte. Es war in Blätter gehüllt. Als wir nach dem Abendbrot unsere Pfeifen rauchten, kam der Posten heran und erzählte uns von dem Geschenk. Einen Augenblick rauchte Humphries ruhig weiter, dann sagte er trocken: „Zu' es weg und verscharre es, aber so, daß niemand dich dabei sieht!“

Es ist unter den Wilden Sitte, die gerösteten Körper ihrer Feinde mit allen Freunden zu teilen. In jedes Dorf, mit dem sie auf gutem Fuß stehen, wandert ein Teil. Die Häuptlinge erhalten eine Hand oder einen Fuß, und niemand sonst bekommt von diesen Stücken etwas ab, denn in den Armen

und Beinen steckt nach dem Glauben der Wilden die eigentliche Kraft.

„Was geschieht denn nun, wenn jemand anders als ein Häuptling eine Hand oder ein Bein ist?“ erkundigten wir uns in einem anderen Dorf, aber eine Antwort haben wir nie bekommen. Von der Verletzung eines Tabus ist uns nie etwas zu Ohren gekommen.

Spät in der Nacht trug die Luft über das Thal herüber seltsame, langgezogene Klagelaute, die bis zum Morgengrauen anhielten. Sie kamen aus dem Dorf des Erschlagenen.

Auf einem hohen Punkt vor dem Dorf versammelten sich unsere Wirte und schrien den Klagenden etwas zu. Wir konnten ihre Worte nicht verstehen, aber im Ton lag unverkennbar etwas Kränkendes. Raiva, der Dorfpolizist von Maipa, sagte uns, sie verhöhnten ihre Feinde.

Ich weiß nicht, welches Verhältnis vorher zwischen den beiden Dörfern bestand, aber sicher konnten sie nach dem Gesetz der Blutrache nun nie wieder Freunde sein; denn dieses Gesetz wird von nun an zuerst von dem einen und dann von dem andern Dorf ein Leben als Vergeltung für den vorangegangenen Mord fordern.

Ehe wir das Dorf am andern Morgen verließen, verteilten wir eine Handvoll bunte Perlen unter die Eingeborenen. Es war unser Gegengeschenk für ihre grausige Gabe. Abaridi erhielt ein Messer, denn wir dachten, wir würden uns nun trennen. Wir merkten aber bald, daß er andere Pläne hatte. In der Nacht hatten unsere Träger aus Maipa den Leuten



Im hohen Allang-Allang-Gras.



„Die Leute haben ein Vogelnest im Wald gesehen
und beschloffen, genau so ein Haus zu bauen.“



Ein Gebirgsdorf in Abaridis Bezirk.



Sumphries (rechts) und der Verfasser (links) vor Abaridis Hütte.

aus den Bergen davon erzählt, daß der weiße Mann nichts von Menschenfresserei und gegenseitiger Befehdung der Stämme wissen wolle; sie hatten ihnen auch eine Vorstellung von dem friedlichen Leben zu geben versucht, das den anderen Stämmen unter dem Einfluß und dem Schutz der „Regierung“ des weißen Mannes beschieden war. So fing Humphries geschickt an, Abaridis Leute zu erziehen, um sie später wenigstens teilweise der Kultur zuzuführen.

Aber selbst ein so heller Kopf wie Abaridi kam nicht dahinter, was wir nun von ihm erwarteten. Er sah in den Weissen und den Polizisten nur Bundesgenossen, die er gebrauchen konnte, um seine Feinde niederzuwerfen. So ist es Brauch in den Bergen. Auf die Hilfe aller befreundeten Wilden konnte Abaridi bauen, wenn es zum Kampf kam. Mit unserer großen Schar als Rückendeckung träumte er von einem Nachzug gegen den einzigen Stamm, den er nicht besiegen konnte — die Amenoso jenseits des Kunimaipa-Flusses.

Als wir zu unserem nächsten Lager kamen — an den Kuefahängen, die vom Fuße des Yule-Berges zu den Schluchten am Kunimaipa niedergehen —, rückte er mit seinem Plan heraus.

Er deutete über das Thal auf die Gebirgsvorsprünge, auf denen wir die Amenoso-Dörfer sehen konnten. Da, sagte er, wohnten seine schlimmsten Feinde. Sie kämen immer über den Fluß herüber auf sein Gebiet, und im Dickicht am Ufer lägen sie im Hinterhalt, um seine Krieger zu überfallen. Zwei seiner Brüder seien kürzlich durch Amenosoleute umgebracht worden.

Auch seinerseits hatte er auf der Lauer gelegen, aber die Amenoso paßten gut auf. Sie liefen nicht in seinen Hinterhalt. Jetzt aber, mit Hilfe der Weißen, der Polizisten und der Träger, schlug er vor, die Kuefakrieger über den Kuni-maipa zu führen und seinen Feinden eine Schlappe beizubringen, von der sie sich noch lange, lange nicht erholen würden.

Wir waren schon immer erstaunt gewesen, daß so viele von Abaridis Leuten mitgezogen waren, und daß sie alle eine Unmenge Bogen und Pfeile und Keulen und Speere mitgenommen hatten. Uns war sogar schon etwas unbehaglich zumute geworden. Jetzt hatten wir des Rätsels Lösung.

Humphries traf seine Entscheidung ohne Zögern. Er weigerte sich sofort, auf Abaridis Plan einzugehen. Die „Regierung“, so sagte er, sei in gleichem Maß allen Stämmen freundlich gesinnt. Die Weißen und die Polizisten kämpften nur, wenn ihnen ein Kampf aufgenötigt werde. Händel suchten sie nicht, und sie könnten nicht das Unrecht rächen, das einem Stamm zugefügt sei, der nicht willens sei, von Menschenfresserei abzulassen und mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben. Er suche allerdings Amenoso auf, und zwar weil vor zwei Jahren die Amenosoleute eine Expedition von Weißen am Fluß angegriffen hätten; die Stöcke des weißen Mannes, die Feuer und Tod spien, hätten da einen Häuptling getötet.

Trotzdem sei die „Regierung“ bereit, mit Amenoso Freundschaft zu schließen, und sie wolle versuchen, sie zu Freunden der Kuefaleute zu machen und die Feindschaft zu beenden, die nun schon so lange zwischen ihnen bestünde. Wenn Abaridi und

seine Leute unter diesen Bedingungen mitkommen wollten, so sei es recht. Wenn nicht, möchten sie zu Haus bleiben. Wenn sie aber mitkämen und einen Kampf vom Zaun brechen wollten, so würden die Polizisten ihre Gewehre auf sie richten und Amenoso helfen.

Abaridi konnte das nicht fassen. Wenn kein Kampf in Aussicht stand, bei dem er in Vorteil war, wollte er nicht nach Amenoso gehen. Der weiße Mann könne gehen, wenn er Lust habe, aber es sei so gut wie sicher, daß er nie zurückkommen werde. Er, Abaridi, und seine Leute würden sich an den Hängen von Kuesfa lagern und zuschauen, und wenn die Weißen nicht wiederkehrten, würden sie über den Verlust ihrer Freunde trauern. Aber nie und nimmer gingen sie in friedlicher Absicht über den Kunimaipa.

„Schön,“ sagte Humphries, „morgen nehme ich einige Leute mit und gehe hin. Ich lasse das Lager und den größten Teil der Expedition hier.“

Als Abaridi das hörte, leuchteten seine Augen gespannt. Der Blick, den er dabei über unser Lager gleiten ließ, sprach Bände.

Zehntes Kapitel.

Wir klopfen bei den Menschenfressern an.

Als wir unsere Sachen auf der Yule-Insel ausluden, hatte es uns köstlichen Spasß bereitet, daß Downing ein Tesching mitgebracht hatte, einen von den Kleinkaliberstutzen, zu denen ein Knabe greift, wenn er der Luftbüchse entwachsen ist.

Unterwegs hatten wir den Photographen gehänselt, weil er den Stutzen noch außer dem tadellosen Revolver trug, mit dem er bewaffnet war.

„Wenn Sie jemals einen Eingeborenen mit dem Ding schießen und er merkt es, könnte er Ihnen ernstlich böse werden“, spottete Humphries.

„Ich habe den Stutzen mitgenommen, um Vögel zu schießen,“ entschloß sich Downing endlich grollend zu entgegnen, „und eines Tages werden Sie froh sein, daß wir wenigstens einen Mehrlader mit uns führen.“

Wie prophetisch seine Worte waren, sollten er und ich an jenem Nachmittag an den Kuefa-Hängen erfahren, als der Häuptling Abaridi übler Laune wurde, weil Humphries nicht auf seinen Plan einging, nach Amenoso hinüberzugehen und seinen Feinden ordentlich eins auszuwischen.

Abaridi und seine Krieger lagen gerade vor unserm Lager und sprachen miteinander. Drohende Blicke flogen zu uns herüber. Augenscheinlich hatte der Häuptling der Wilden Humphries die Weigerung übelgenommen.

Gerade da kam Downing aus dem Zelt, seine kleine Flinte in der Hand.

„Kommen Sie,“ schlug er vor, „wir wollen etwas nach der Scheibe schießen. Ich habe tausend Patronen für die Büchse mit, und ich glaube nicht, daß es so viele Vögel auf Neuguinea gibt. Ich bin ein guter Schütze. Wir wollen ein Wett-schießen veranstalten.“

Wer hätte die Forderung nicht angenommen? Fünfzig Meter entfernt stellten wir ein paar Stöcke auf und legten oben leere Kondensmilchbüchsen darauf. Dann schossen wir von der Zelttür aus munter darauflos. Wir hatten zufällig alle drei unsern guten Tag, und die Milchdosen tanzten nicht schlecht. Das dauernde Knallen der kleinen Büchse erregte schließlich die Aufmerksamkeit Abaridis und seiner Leute, und ihre Neugier überwand ihren Groll. Sie kamen zum Zelt heran und lagerten sich zu unsern Füßen. Wir warnten sie durch einen Dolmetscher, sich vor das Gewehr zu stellen, und bedeuteten ihnen, wenn der merkwürdige Stoß des weißen Mannes Feuer gäbe, werde alles, worauf er gerichtet sei, genau so sicher verwundet oder getötet werden, wie wenn es ein Pfeil oder ein Speer getroffen hätte.

Dann fuhren wir mit dem Schießen fort. Die Eingeborenen wurden immer aufgeregter. Bei jedem Treffer riefen sie einstimmig „Ah!“

Dann kreiste, eine Seltenheit in jenen Höhen, ein Vogel über dem Lager und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Er war anscheinend sehr müde, denn er flog immer niedriger und setzte sich schließlich — auf die eine der Dosen, nach denen wir schossen. Downing nahm ihn aufs Korn, drückte ab, und der Vogel flatterte zu Boden. Dann ging er hin und nahm ihn auf, während sich den Lippen der Wilden entsetzte „Ahs“ entstrangen.

Abaridi starrte einen Augenblick auf die zerfetzte und blutige Masse von Federn, dann zog er sich zurück, Bestürzung im Antlitz. „Zauber“, sagte er, so wurde es uns verdolmetscht, und „Zauber“ wiederholten seine Leute.

Den Rest des Tages gingen sie jedem, der ein Gewehr trug, sorgfältig aus dem Weg, und die Polizisten, die ums Lager herumstreiften, hielten sie auf den Beinen. Man trifft einen bewaffneten Papuapolizisten nie ohne sein Gewehr an. Die Regel, nie die Waffe aus der Hand zu geben, wird ihnen vom ersten Tag, an dem sie vereidigt werden, eingepaukt, besonders seitdem eine Abteilung, die ein paar Mörder festnehmen sollte, durch die freundliche Haltung einiger Leute im Dorf getäuscht wurde, die Waffen ablegte und in dem sofort einsetzenden Gemekel elend umkam.

Abends verließen uns die Wilden, aber mit dem Morgen grauen fanden sie sich wieder bei uns ein. Nach Sonnenuntergang wird es in den Bergen bitter kalt, und selbst diese Leute, so Kältegewohnt sie sind, verbringen nicht gern eine Nacht im Freien, wo sie allzusehr leiden müßten.

Humphries war bereit, nach Amenoso aufzubrechen. Downing und ich waren zu sehr herunter, um ihn begleiten zu können. Wir waren nur allzu froh, die Frage nach dem Lagerwächter so lösen zu können, daß wir uns zum Zurückbleiben bereit erklärten.

Noch einmal kam Abaridi mit seinem Plan.

„Schießen und Kämpfen gibt es nicht“, ließ ihm Humphries durch einen Dolmetscher sagen; „wenn du mitwillst und dich ruhig verhältst und mit Häuptling Inawaia gut Freund sein willst, nehme ich dich gern mit. Aber Kampf ist ausgeschlossen. Wenn sie uns feindlich empfangen, ziehen wir uns zurück, ohne einen Schuß abzufeuern.“

„Das wäre eine Schande für mich und mein Volk“, brauste Abaridi auf. „Ich gehe nicht.“

Humphries zückte die Achseln und folgte seinen Polizisten, die schon unterwegs zum Flusse waren. Abaridi warf ihm einen gehässigen Blick nach, teilte dann seine Krieger in zwei Abteilungen, ließ eine von ihnen hinter unserm Lager Aufstellung nehmen und führte die andere selbst den Hang hinunter hinter Humphries' Zug her. Es war eine so bezeichnende Bewegung, daß ich schnell unsere Verteidigungsmöglichkeiten überschlug und fand, daß unser Lager ernstlich gefährdet war, wenn es Abaridi einfiel, uns anzugreifen.

Nicht nur die Leute, die Humphries ausgewählt hatte, waren mit ihm gegangen, sondern auch alle andern Polizisten — mit Ausnahme von zweien — hatten sich dem Zug angeschlossen. Sie brannten auf ein Gefecht und zogen den

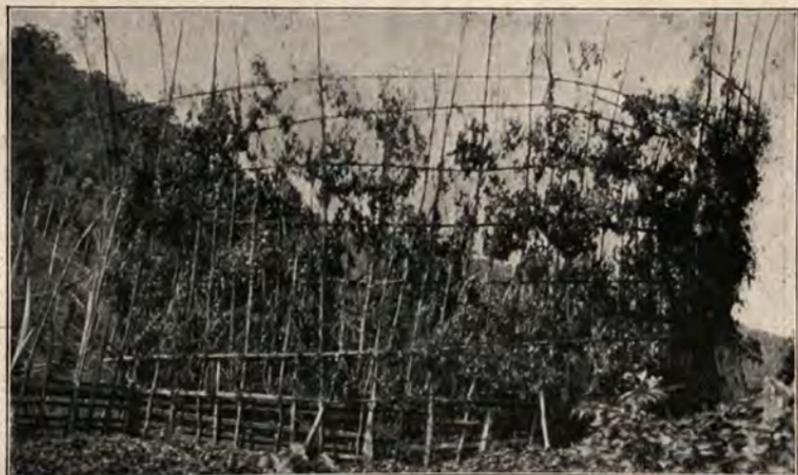


gefährvollen Abstecker nach Amenoso dem Wachdienst im Lager vor. Die zwei Polizisten, die zurückgeblieben waren, waren so gut wie unbrauchbar. Der eine war ein Rekrut, der mitgeschickt war, um sich im Patrouillendienst auszubilden, der andere klagte schon mehrere Tage über heftige Kopfschmerzen und war durch Schlaflosigkeit so heruntergekommen, daß nicht viel an seinem völligen Zusammenbruch fehlte. Ich holte sie aber aus ihrem Zelt und stellte sie als Wachtposten an eine Stelle, von der aus sie auf beide Abteilungen Abaridis ein wachsameres Auge werfen konnten. Mein eigener Revolver befand sich in meinem Gürtel, aber Downings Revolver und seine Büchse hatten wir zwei Dorfpolizisten in Humphries' Abteilung mitgegeben. Ich glaube, Abaridis Plan ging dahin, uns zu überfallen, und wenn er das Lager glücklich im Besitz hatte, wollte er Humphries und die Polizisten bei der Rückkehr in einen Hinterhalt locken. Aber unsere beiden Posten zeigten ihm, daß wir uns nicht überraschen lassen wollten, und so muß er sich widerstrebend dazu entschlossen haben, sich ruhig zu verhalten. Vielleicht gaben die Gewehre der Posten den entscheidenden Ausschlag.

Von dem Augenblick an, wo Humphries uns verließ, bis zu seiner Rückkehr kamen die Vorgänge Downing und mir so vor, als säßen wir mehrere Stunden im Kino. Wir konnten wohl sehen, was vorging, aber wir konnten nichts hören. Und dabei handelte es sich um schreckliche Wirklichkeit, und Menschenleben — einschließlichs unserer eigenen — standen auf dem Spiel.



Abaridis Dorf, im Hintergrund eine der „Pilitas“.



„Eine der großen Berg-„Pilitas“, in denen man die Knaben einige Wochen lang einsperrt und mit Essen vollpfropft, im Glauben, sie so recht kräftig zu machen.“



Mekeohütte.



In dem verlassenem Dorf Mikili.

(Wenn wir uns für eine Aufnahme aufstellten, waren die Träger stets bemüht, mit auf das Bild zu kommen, obwohl nur selten einer imstande war, sich auf dem Lichtbild wieder zu erkennen.)

Vor unserem Lager bis zum Hauptdorf der Amenoso, über die tiefe Schlucht, durch die der Kunimaipa fließt, sind es vielleicht keine zwei Kilometer in Luftlinie. Unsere Ferngläser zeigten uns Dinge, die Humphries und seine Leute nicht sehen konnten, als sie den Kuefa-Hang mühsam hinunterstiegen, den Fluß durchschwammen und den Bergvorsprung wieder hochzogen, auf dem Amenoso liegt. Schwere Stunden folgten für sie, aber ich kann wohl sagen, daß wir noch mehr ausstanden, wie wir alle Vorgänge mitansahen und doch machtlos waren, unsere Kameraden zu warnen oder ihnen zu Hilfe zu eilen.

Humphries war kaum abgezogen, als wir sahen, wie von allen Seiten kleine Abteilungen bewaffneter Eingeborener in das Hauptdorf der Amenoso zusammenströmten und sich der dort bereits befindlichen Gruppe anschlossen. Es müssen mehrere hundert gewesen sein, und aus ihrem beständigen Umherschwärmen ging ganz klar hervor, daß sie nicht in friedlicher Absicht zusammenkamen. Sonst hätten sie sich nach der Sitte der Berge um den mächtigsten Häuptling gedrängt und sich bis zur Ankunft der Gäste zu seinen Füßen gelagert.

Wir beobachteten, wie etwa dreißig oder vierzig das Dorf verließen und den Pfad herunterliefen, der den Kamm des Berges entlang zum Fluß hinführt. Dann folgte eine größere Abteilung und zerstreute sich in dem hohen Allang-Allang-Gras neben dem Pfad. Von Zeit zu Zeit lösten sich einzelne Leute von der ersten Abteilung ab und eilten nach dem Dorf zurück. Es waren offenbar Späher, die Meldungen brachten. Wenn Häuptling Inawaia beabsichtigt hatte, unsern Leuten

am Fluß einen Hinterhalt zu legen, so schlug sein Plan deshalb fehl, weil Humphries den Fluß nicht auf einer Brücke zu überqueren beschloß, sondern seinen Leuten befahl, ihn zu durchschwimmen. Wir schlossen das daraus, daß die erste Abteilung der Amenoso-Krieger sogleich wieder umkehrte und sich der zweiten Abteilung anschloß. Fast im selben Augenblick sahen wir Humphries und die Polizisten vom Fluß aus den Bergvorsprung emporklettern.

Aus irgendeinem Grund wählte Inawaia seinen Hinterhalt am Rand des Dorfs und nicht dort, wo seine Vorhut sich zuerst versteckt hatte. Ein Bote eilte vom Dorf zu ihr und rief die Krieger aus ihrem Versteck heraus. Eilig fluteten sie den Pfad entlang ins Dorf zurück. Angstvoll sahen wir allem dem zu. Hätten wir noch den leisesten Zweifel über die Absichten der Wilden gehegt, so wäre er uns durch die Entdeckung genommen worden, daß die Kinder und die Frauen ihr Hab und Gut in schweren Lasten auf die Rücken luden, das Dorf verließen und im Dickicht verschwanden.

Als Humphries und seine Leute nur noch 400 Meter vom Dorf entfernt waren, hielten sie an, und Downing und ich sahen erst jetzt, daß an jenem Punkt ein kleiner Pfad vom Hauptweg abbog und auf einem Umweg ebenfalls ins Dorf einmündete. Humphries konnte das nicht sehen; während er und sein Polizeiuinteroffizier sich überlegten, welchen Weg sie einschlagen sollten, versteckte Inawaia seine Wilden rechts und links vom Hauptweg, und zwar nur ein paar hundert Meter weiter. Das konnte Humphries freilich auch nicht wissen.

Im Augenblick vergaß ich, daß man mich ja nicht hören konnte, suchtelte wild mit den Armen herum und schrie: „Den kleinen Pfad, Richard, den kleinen Pfad!“ Als ich mir dann meiner Ohnmacht bewußt wurde, die Entscheidung zu beeinflussen, sank ich ermattet zu Boden. Aber ich konnte das Glas nicht von den Augen bringen, und ich hörte Downing immer wiederholen: „O Gott, gib, daß sie den kleinen Pfad gehen! O Gott! gib, daß sie den kleinen Pfad gehen!“

Gott erhörte das Gebet. Denn als Humphries sich wieder in Bewegung setzte, schlug er den kleinen Pfad ein, und Inawaia hatte vergebens im Hinterhalt gelegen. Ehe der alte Menschenfresser es gewahr wurde, waren unsere Leute schon ins Dorf eingezogen und hatten eine solche Aufstellung genommen, daß ihre Gewehre den Ort beherrschten.

Inawaia merkte bald, daß man ihn genasführt hatte, er rief seine Leute aus ihren Verstecken hervor und schickte sie durch das hohe Gras vor, um das Dorf zu umzingeln. Erst als er unsere Leute mit seinen Kriegern völlig eingeschlossen hatte, zeigte er sich. Wie uns Humphries später erzählte, tauchte der Alte plötzlich ganz dramatisch auf und stellte sich am Eingang des Dorfs auf; er war von einer Schar Bewaffneter umgeben und begehrte zu wissen, wer seine Gäste seien und was sie wollten.

„Wir sind Freunde“, antwortete Humphries durch einen Dolmetscher, und ließ eine lange Rede über die Macht des weisen Mannes vom Stapel, die auf Inawaia sichtlich Eindruck machte.

„Wenn das, was du sagst, wahr ist, so laß den weißen Mann allein zu mir herantreten“, antwortete der Häuptling. „Und er soll seine Waffen zurücklassen“, fügte er listig hinzu. Humphries stand nur ein knapper Augenblick zu seinem Entschluß zur Verfügung. Hätte er sich geweigert, so hätten höchstwahrscheinlich die Wilden, die das Dorf umzingelt hatten, ihm und seinen Leuten den Garaus gemacht, ohne das Versteck im hohen Grase überhaupt zu verlassen. Man bedenke, daß keiner der Unsrigen vermutete, daß sie umstellt waren! Zum Glück wählte Humphries das Richtige. Er ließ sein Gewehr fallen und ging über den Platz, der ihn von Inawaia trennte. Seinen Polizisten rief er noch über die Schulter eine Verhaltensmaßregel zu. Der alte Inawaia war in dem Augenblick dem Tod so nahe wie nie vorher. Denn die beiden besten Schützen unter den Polizisten, Leute, die treffen konnten, wen sie wollten, ohne das Gewehr an die Schulter zu heben, hielten die Mündung ihrer Gewehre auf sein Herz gerichtet. Auch hatte Humphries seinen Revolver in seinem Leibgurt stecken lassen, denn er nahm mit Recht an, daß Inawaia nicht wußte, daß es eine Waffe war.

Einige Meter von dem Häuptling entfernt blieb Humphries stehen und streckte beide Arme aus. Es war eine aufregende Sekunde. Nahm Inawaia die angebotene Freundschaft an, öffnete auch er seine Arme und kam dann zur Umarmung näher, überzeugt, daß der Weiße wirklich ein Freund war, dann war die Gefahr vorbei, wenn nicht ein unvorhergesehener Zwischenfall die Eingeborenen in Zorn brachte.

Wenn der alte Häuptling aber in Trotz verharrte und Argwohn schöpfte, so stand ein Kampf auf Tod und Leben bevor.

„Mir war es, als stand ich da stundenlang und suchte in Inawaia's Zügen seinen Entschluß abzulesen“, erzählte uns Humphries später. „Ich sah, wie Zweifel und Mißtrauen in ihm mit der Hoffnung und dem Wunsch kämpften, Freundschaft mit uns zu schließen. Dann kam Inawaia langsam auf mich zu, die Augen starr auf mich gerichtet, und schlang seine Arme um meinen Leib. Und ich drückte und herzte ihn wieder wie einen Bruder.“

Im gleichen Augenblick ließen auf der anderen Seite des Tales Downing und ich unsere Gläser mit einem Freudenschrei sinken und führten in unserem Zelt einen Freudentanz auf — zur Verwunderung und Erheiterung von Abaridis Kriegern.

Über die Erlebnisse in Amenoso ist wenig mehr zu erzählen. Die übliche Feier folgte, der Austausch von Nahrung und von Geschenken und eine lange Unterredung, in der Humphries den Wilden von der Regierung erzählte und davon, was sie für die tun könne und wolle, die sich ihr unterstellten und ihren Brauch aufgäben, die Feinde zu töten und zu verspeisen. Inawaia war durchaus bereit, mit der Regierung zusammenzuarbeiten, aber an ein Versprechen, seine Leute von der Menschenfresserei abzubringen, wollte er nicht recht heran. Es ist sogar so gut wie sicher, daß am selben Abend einige von seinen Feinden die Tafel bei dem Festschmaus schmückten, den er seinem Volk zur Feier des Friedens mit dem weißen Mann gab. Denn wir hörten in unserem Lager die Berge von

wilden Rufen aus Amenoso widerhallen, und die Kuefaleute sagten uns, es seien die Lieder ihrer Feinde, die so verkündeten, daß sie gemordet hätten und nun beim Schmaus säßen.

Jedenfalls steht nun das Thor nach Amenoso halb offen. Ob seine Flügel sich in Zukunft weit aufthun werden, hängt von dem Verhalten des nächsten Weissen ab, der den Kuni-maipa überschreitet.

Elftes Kapitel.

Zu Gast bei den Leuten der Berge.

In Kuefa befanden wir uns mitten im Gebirge, etwa 2650 Meter über dem Meer. Wir hatten so große Anstrengungen und Gefahren hinter uns, daß wir glaubten, jetzt zu wissen, wieviel Ungemach der Mensch ertragen kann, so daß wir überzeugt waren, das, was uns noch bevorstand, würde nicht schlimmer sein als das, was wir hinter uns hatten.

Es ist gut, daß man nie weiß, was die Zukunft bringt. Wir sollten noch erfahren, was es heißt, sich durch die Hauptkette einen Weg zu bahnen. Manchmal kamen wir nur ein paar Kilometer am Tage vorwärts, wurden von den fast senkrechten Strahlen der Mittagssonne bei lebendigem Leib gebraten, so daß selbst die allerleichteste Kleidung zur Qual wurde; der nachmittags mit tödlicher Sicherheit einsetzende Guf durchnäßte uns bis auf die Haut, und nachts froren wir entseßlich; da bewahrten selbst dicke Wollkleider, viele Decken und ein prasselndes Feuer im Zelt uns nicht davor, daß wir am ganzen Leibe schlotterten und daß unsere Zähne vor Kälte klapperten.

Noch stand uns die Folter bevor, von unzähligen Tausenden

von Blutegehn gebissen zu werden, die in dem Sumpfboden des Dickichts gedeihen und sich vermehren und die trotz unserer Stiefel, Gamaschen, wollenen Strümpfe und Kleider doch an unser Fleisch herankamen. Wir sollten noch die Bekanntschaft der von Eingeborenen und Weißen gleich gefürchteten Buschkrähe machen — kleiner Tierchen, die in die Haut eindringen und Jucken und Eiterung hervorrufen und Geschwüre hinterlassen, die nur wochenlange sorgfältigste Behandlung zu heilen imstande ist. Dann war da die Gefahr, sich eine Sehne zu verzerren oder sich Arme und Beine zu brechen; denn die Wurzeln der großen Bäume im Wald sind mit jahrhundertealtem Moos überwachsen, das meter-tiefe Löcher und Höhlen trügerisch verdeckt. Das ewige Stolpern über Wurzeln, Felsblöcke und Baumstämme, das ständige Hinauf- und Wiederherunterklettern ohne eine ebene Strecke zum Ausruhen der Glieder nahm wahrlich Beine und Füße schlimm mit.

Das Wetter in den Bergen auf Neuguinea ist unbeständig. In allen Jahreszeiten geht die Sonne mit einer Glut auf, die die Haut auszudörren scheint. Der Nachmittag bringt sicher Regen in gewaltigen Güssen, die es zur gebieterischen Notwendigkeit machen, noch vorher Deckung zu suchen, und die nächtlichen Nebel sind gewöhnlich von schneidend kalten Winden begleitet.

In den Vorbergen waren die Dörfer noch groß gewesen; denn in der Gegend, aus der wir kamen, war die Menschenfresserei fast völlig erloschen, so daß die Leute in den Bergen

keine Feinde hatten, gegen die sie sich zu wehren nötig gehabt hätten. Aber als wir den Yule-Berg hinter uns hatten und uns nach Osten wandten, änderte sich die Art der Dörfer und mit ihnen die Wesensart ihrer Bewohner. Wir sahen diese Dörfer, die auf den höchsten Spitzen angelegt waren, lange, ehe wir sie erreichten.

Immer lagen sie auf den unzugänglichsten Gipfeln, und das Dickicht war Hunderte von Metern im Umkreis niedergelegt, damit es Feinden keine Möglichkeit zum Versteck gewähren konnte. Der Mittelpunkt dieser Lichtung war von einem engverflochtenen Verhau aus Stangen oder Bambusrohr eingezäunt; und zwischen diesem — drei bis fünf Meter hohen — Verhau und den Hütten war ein Stück Land mit nach außen gerichteten spitzen Stöcken besetzt, damit die Feinde, die sich den Eingang über den Zaun erkämpften, sich aufspießten oder doch wenigstens so aufgehalten würden, daß die Dorfbewohner unterdessen ihr Heil in der Flucht suchen konnten. Die Dörfer hatten immer zwei Eingänge auf gegenüberliegenden Seiten, damit die Bewohner durch den einen fliehen konnten, wenn ein übermächtiger Feind den andern berannte.

In den Bergen stellt man am Tage bis zum Hereinbrechen der Abenddämmerung Wachen aus, und zwar an einer Stelle, wo sie den Pfad nach allen Richtungen beobachten können. Sie stellen sich gern auf Felsen oder hochgelegene Punkte, wo sie kilometerweit im Umkreis sehen können, besonders aber dorthin, von wo sich die feindlichen Dörfer überblicken lassen.

In der Nacht stellt man keine Posten aus, denn kein Mann aus den Bergen wagt sich nach Einbruch der Dunkelheit aus seinem Dorf. Nur ein Bergstamm, die seltsamen Kufukufus von der Albert-Kette, bilden eine Ausnahme, und ihre Leute künden ihr Kommen durch große Fackeln an, die sie aus hohlen, mit Harz gefüllten Bambusrohren bereiten.

Selten zählen die Dörfer mehr als ein Duzend Hütten. Einmal ist das Gelände nur selten groß genug, um mehr zu fassen. Dann können die Gärten nicht eine große Bevölkerung auf einer Stelle ernähren. Dazu gestattet die Anlage verschiedener befreundeter Dörfer auf ebenso vielen verschiedenen Spitzen den Eingeborenen, den Feind besser zu überwachen und einem heimlichen Überfall auf eins der Dörfer zuvorzukommen. Wenn mehrere Dörfer unter den Kriegswirren zu arg gelitten haben, tun sie sich manchmal zusammen und verschmelzen zu einem einzigen Dorf in der stärksten Feste.

Die Hütten selbst sind armselig und klein; ihr Erdboden liegt bis zu einem Meter unter der Oberfläche der Umgebung. Die Wände beginnen am oberen Rand der Vertiefung; sie bestehen aus verschnürten Stöcken oder Stangen, die mit einem Dach aus Schraubenbaumblättern, Zweigen oder Allang-Allang-Gras bedeckt sind. In diesen Hütten essen und schlafen Männer, Frauen und Kinder — nebst ihren Hunden und Schweinen. Oft ist die nackte Erde ihre einzige Lagerstätte, und Menschen und Tiere kriechen um das rauchende Feuer zusammen, das ständig brennt. Manchmal baut eine fleißigere Familie auch eine niedrige, schräge Pritsche

aus Stangen an einem Ende der Hütte, und da schlafen sie dann, die Füße dem Feuer zugewandt. Die Hütten haben keine Fenster; die einzige Öffnung ist eine kleine rechteckige Thür an der Seite, kaum groß genug, einen Menschenleib durchzulassen. Der Rauch zieht, so gut er kann, ab — durch die Lücken des Dachs und der Wände. Das Dach ist selten so hoch, daß es eine andere als eine kriechende Stellung der In-fassen gestattet; und nur, daß über dem Boden frische Luft eindringt, verhindert die Eingeborenen am Ersticken.

In Miliki, einem verlassenem Dorf, lernten wir die Begräbnissitten des Gebirgsvolkes kennen. Sie bestatten ihre Toten auf Schaugerüsten, die auf sieben Meter hohen Stangen in die Luft ragen. Dort bleiben die Leichen, bis die Zeit und die Naturkräfte sie zersetzt haben; dann nimmt man die Gebeine herunter und weist ihnen bei einem zu Ehren des Toten abgehaltenen Festschmaus den Ehrenplatz an. Die Familie mästet für diese Gelegenheit ein Schwein, dessen Blut man sorgfältig aufhebt, um in einer besonderen Feier den Schädel des Verstorbenen damit zu beschmieren. Nach dem Schmaus und dem Tanz wandert der Schädel in die Hütte eines Familienangehörigen, gewöhnlich des ältesten Sohnes; die Finger- und Zehenknochen und noch einige von den übrigen kleineren Knochen werden als Andenken verteilt — man trägt sie an einer Schnur um den Hals oder in einem kleinenbeutel; und die großen Knochen verscharrt man unter den Felsen des Gebirges, wo man annimmt, daß sie ungestört ruhen.

Das Bestattungsgerüst besteigt man auf einer einfachen

Leiter. Ein männlicher Verwandter klettert oft hinauf, um zu sehen, wie weit die Verwesung schon vorgeschritten ist. Während der Wochen, in der die Leiche in ihrer luftigen Bahre aus Stöcken liegt, beobachten die Dorfgenossen die eckle Sitte, sich unter das Gerüst zu setzen und die Verwesungsflüssigkeit auf sich herabtropfen zu lassen; sie glauben, die Stärke, für die der Abgeschiedene nun keine Verwendung mehr habe, gehe so in ihren eigenen Körper über.

Die Eingeborenen sammeln viele Menschenschädel, nicht nur von ihren Verwandten, sondern auch von ihren Feinden. Es ist nichts Ungewöhnliches, überall zwei oder drei bis ein Duzend Schädel in einer Hütte zu finden, und manchmal ist auch der kleine Zaun, der das Bestattungsgerüst umgibt, mit Schädeln verziert.

Aus dem geringfügigsten Grund verlegt man ganze Dörfer — mit Mann und Maus, Kind und Kegel. Da befürchten die Bewohner etwa, die Lage sei nicht günstig, um Angriffe abzuwehren, und verlassen ihr Dorf, so daß es allmählich verfällt und vom Dickicht überwuchert wird. Oder das Gartenland in der Nähe ist ganz ausgebeutet, und da die Gärten immer in der Nähe liegen müssen, damit die Frauen und Kinder schnell das Dorf erreichen können, kann es schwierig sein, ein anderes Fleckchen fruchtbaren Bodens auf demselben Bergkegel zu finden.

Es ist so gut wie unmöglich, sich unbeobachtet einem Dorf zu nähern, wenn es keine zahlreiche Bevölkerung hat und nicht lange von Überfällen verschont gewesen ist. Jeder Zwei-

fel, ob man vorher gesehen worden ist und nun erwartet wird oder nicht, wird sofort zerstreut, wenn man das Dorf betritt und feststellt, wer daheimgeblieben ist. Sind die Frauen und Kinder ins Dickicht geflüchtet und nur die Männer zurückgeblieben, so halten sie sich für zahlreich genug, es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Dann muß man auf der Hut sein. Wird man von den Frauen und Kindern erwartet, so hat ein befreundetes Dorf für die Neuankömmlinge Gewähr geleistet — und zwar durch das schon erwähnte Rufen und Singen, das den Nachrichtendienst in den Bergen darstellt.

Die Waffen des Mannes aus den Bergen sind einfach und roh. Bogen und Pfeile, ein Speer, der lediglich ein langer zugespitzter Stock ist, ein Holzknüppel mit einer eisförmigen Verdickung an einem Ende, eine Art mit einem Stück scharfen Steins als Klinge — das sind die Gegenstände, deren er sich bedient. Ein spitzer Stock dient sowohl als Pflug wie als Egge bei der Gartenarbeit.

Feuer macht man mittels einer Abart des Reibverfahrens, das in der ganzen Welt bei den Wilden üblich ist. Ein Bambusstreifen wird auf der Unterseite eines Stückes weichen Holzes, das man mit den Füßen gegen den Boden drückt, schnell hin und her gezogen. Etwas weiche Faser wird so unter den Stock gelegt, daß sie die Funken auffängt, die durch die Reibung entstehen; und die glimmende Glut der Faser wird durch Blasen zur Flamme entfacht.

Der Tabak wächst in den Bergen wild, und der Papua

genießt das Nikotin mittels eines Stückchens Bambusrohr, in dem zwei Löcher angebracht sind. Eins ist von der Seite eingebohrt; hier hinein steckt er eine angezündete „Zigarette“, die er so hergestellt hat, daß er ein trockenes Blatt mit Tabakstreifen vollgestopft hat. Durch das andere Ende zieht er dann, bis das Bambusstück voll Rauch ist, nimmt die Zigarette ab und zieht den Rauch in seine Lungen durch das Loch, in dem die Zigarette steckte. Betelnuß kann man überall pflücken, aber der Mann aus den Bergen kaut sie nicht so gern wie der Küstenbewohner. Im Gegensatz zu ihren schwarzen Zähnen sind die seinigen sauber und weiß. Aber diese Enthaltbarkeit ist nicht etwa auf Jugendhaftigkeit zurückzuführen. Vielmehr liegt es daran, daß in den Bergen nur selten Kalk zu bekommen ist, und ohne Kalk und die richtige Art Rinde und Blätter ruft die Betelnuß nicht die Mauthvergiftung hervor, die der einzige Grund ist, weshalb man sie kaut.

Die Kochkunst steht auf der denkbar niedrigsten Stufe. Bataten und Jamsurzeln werden in heißer Asche geröstet. Vögel und Schweine hängt man an Stöcken über das Feuer. Gelegentlich wandert auch ein Stück Geschirr aus der Ebene und den Vorbergen ins Gebirge, und genau so gelangt Salz aus dem Meere von den Küstenstämmen in die Ebenen und Vorberge und gelegentlich auch ins Gebirge; der Gebirgsbewohner tauscht es für sein Zuckerrohr ein.

Die Eingeborenen sind einfältig, aber nicht dumm. Die Zeichensprache erfassen sie schnell, und die gewöhnlichsten Kleinigkeiten bestaunen sie in kindlicher Neugier. Papierschnitzel

oder Stanniolfeszen heben sie begierig auf, rollen sie zusammen und stecken sie in die Ohrläppchen oder durch die durchbohrte Nasenscheidewand, wo gewöhnlich ein Knochen oder ein Stöß oder sogar ein zusammengerolltes Blatt getragen wird. Die geringste Kleinigkeit kann den Eingeborenen aus den Bergen solchen Spas machen, daß sie sich in die Arme fallen und laut vor Lachen kreischen, bis sie zu Boden sinken, wo sie sich rein toll vor Heiterkeit herumwälzen. Wer ihnen etwas schenkt, dem reichen sie ein Gegengeschenk, und sie hüten sich peinlichst, das Hab und Gut eines andern zu stehlen, obwohl sie nichts dabei finden, ihm verräterisch einen Weg zu weisen, der in ein feindliches Dorf führt oder am Rand eines Abgrundes endet. Sie tun äußerst freundlich und legen dann doch derselben Person, die ihnen nur mit Liebe und Güte begegnet ist, einen abgefeymten Hinterhalt. Das sollten wir am eigenen Leibe erfahren.

Die Wachtposten erspähten uns Stunden, ja Tage, ehe wir zu ihren Hütten gelangten, und die Bevölkerung verschwand bei unserem Nahen mit allen ihren Habseligkeiten im Wald. Wenn wir weitergezogen waren, konnten wir oft sehen, wie die Leute wieder in die Dörfer zurückkehrten, und gelegentlich konnten wir einen besonders Mutigen in unsere Mitte locken, ihm durch ein geringfügiges Geschenk — ein Messer, eine Art, eine Schnur bunter Perlen — beweisen, daß wir Freunde waren, und ihn so dazu bringen, daß er seine Genossen zu uns heranrief. Wenn wir dann von ihnen Abschied nahmen, führten sie uns wohl in ein anderes Dorf oder

empfohlen uns ihren Freunden auf den Nachbargipfeln durch lautes Rufen und Singen.

Abaridi und seine Leute folgten uns von Kuefa, bis wir den Bach erreichten, der sie von dem nächsten Stamm im Osten trennt. Weiter wollten sie nicht gehen, aber sie legten offenbar ein gutes Wort für uns ein; denn der Häuptling von Kaiwala und alle seine Leute kamen uns entgegen, sobald wir ihr Gebiet betreten hatten. Mit einiger Überraschung erfuhren wir, daß die beiden Stämme, obwohl sie befreundet sind und ihre Gebiete aneinandergrenzen, nie zusammengekommen waren.

So etwas ist nur auf Neuguinea möglich. Denn der Papua wird auf seinem Berge geboren und lebt und stirbt auch dort; und so selten sind zwei Stämme befreundet, daß sie häufig zwei verschiedene Sprachen sprechen und das eine Dorf wohl sehen und hören kann, was in dem anderen Dorf jenseits des Tals vorgeht, daß aber die beiden Bevölkerungen einander nie von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten.

Aber das Rufen und Singen von den Felsen geht weiter, und es kommt wohl vor, daß sich im Lauf der Zeit eine neue Sprache ausbildet, die sie beide verstehen, die aber keine Ähnlichkeit mehr mit einer der eigenen hat. Dies gegenseitige Verstehen beschränkt sich dabei nicht immer allein auf befreundete Stämme. Wie oft, so haben auch Feinde eine gemeinsame Sprache. Wie könnten sie sich auch sonst verhöhen, was doch ihr größtes Vergnügen ist?

Die Wilden von Kaiwala waren bei unserem Kommen

außerordentlich erregt. Vielleicht waren wir die ersten Weißen, die sie zu sehen bekamen. Unsere weiße Haut war überhaupt oft der Gegenstand lebhaftester Aufmerksamkeit. Zuerst war es ziemlich spaßig, sich von den Eingeborenen umringen zu lassen und ihren erstaunten Ausrufen zu lauschen, wenn wir uns zum Waschen auszogen; dann kamen wohl ein paar besonders Waghalsige heran, berührten uns vorsichtig, strichen über unsere Arme oder umfaßten unser Handgelenk. Aber als das den Reiz der Neuheit verloren hatte, wurde es uns lästig; und die endlose Beobachtung, der wir ausgesetzt waren, fiel uns schließlich auf die Nerven. Ich gewann auf diese Weise ein gewisses Mitgefühl für die Tiere im Käfig, die auch den starrenden Blicken der Gaffer nicht enttrinnen können. Ich weiß, wie es ist.

An jenem Abend war es kalt und regnerisch in Kaiyala, und wir freuten uns, daß wir so die Stunden vor dem Schlafengehen für uns sein konnten. Aber wir entdeckten schnell, daß unsere Wirte sich nichts aus dem Regen machten. Als wir vom Abendbrot aufschauten, erblickten wir sie; sie lagerten vor dem Zelt und sahen über das große, von den Polizisten entfachte Feuer gespannt zu uns herüber. Sie waren so leise gekommen, daß wir sie nicht gehört hatten. Wir waren nicht weiter beunruhigt; denn sie hatten sich bei unserer Ankunft recht freundlich gezeigt, und ihre Frauen und Kinder waren aus dem Gebüsch zurückgekehrt und gingen gleichgültig ihren gewohnten Obliegenheiten nach.

Wir machten gute Miene zum bösen Spiel, saßen im Zelt

und versuchten, sie zu unterhalten; wir holten aus unseren Reisetaschen allerhand Sachen hervor und gaben sie herum: Magnesiumlicht, eine blaue Brille, einen Kompaß, eine Sphäre, eine Pfeife und ähnliche Sachen. Als das keinen Reiz mehr hatte, beachteten wir sie nicht weiter und begannen, altvertraute Weisen vor uns hin zu summen oder zu pfeifen. Da bereiteten sie uns eine Überraschung. Sie fingen nämlich ebenfalls zu singen an. Mit Hilfe der Zeichensprache ließen wir uns die Bedeutung eines jeden Liedes erklären; eins war eine Beschwörung für das Gedeihen der Feldfrucht, eins eine solche für ruhigen Schlaf und so weiter, und in einem übermütigen Augenblick bedeutete ich ihnen mit Hilfe einer Scheinboxerei mit Downing, daß wir gerne ihren Kriegsruf hören möchten.

Sie verstanden, und auf Zeichen eines Alten stimmten sie eine seltsame Weise an; halb war es ein gellendes Schreien, halb ein Geheul. Die Polizisten stürzten — der eine mehr, der andere weniger bekleidet — in unser Zelt, da sie glaubten, wir seien überfallen worden. Auch die Eingeborenen, die nicht anwesend waren, müssen gedacht haben, daß etwas los war; denn sie stürzten aus den Hütten und schwingen ihre Waffen. Als sie aber sahen, daß es sich nur um eine Unterhaltung handelte, fielen sie mit in den Sang ein, bis viele Kilometer im Umkreis die Berge lebendig wurden; unsere Gäste verbrachten einen guten Teil der Nacht damit, daß sie durch Rufe ihren Nachbarn erklärten, daß alles nur Spaß sei. Ihr Sang wurde wilder und wilder, und die

Sänger gerieten mehr und mehr in Erregung, bis wir fürchteten, sie würden sich in ihrem Taumel zu einem wirklichen Kampf hinreißen lassen und sich auf uns als die nächsten Opfer stürzen. Als sie schließlich fertig waren, atmeten wir erleichtert auf — und sagten nicht „da capo!“

Trotz ihrer freundlichen Haltung begleiteten sie uns nicht, als wir am andern Tag Abschied nahmen, sondern ließen uns den Weg selbst suchen.

Zwölftes Kapitel.

Schwarze sind auch Menschen.

Unsern Weg selbst zu finden, war nicht leicht. Wir wußten nur, daß wir nach Osten zu marschieren hatten, bis wir das Kerepi-Gebiet berühren würden. Dieses war so zivilisiert, daß wir hofften, dort unsern Zug neu ordnen zu können. Wir planten, dann die Träger zu entlassen, die wir nicht länger benötigten, und Vorbereitungen für unsern Vorstoß nach Kapatea zu Yapiße, dem „Teufel der Berge“, zu treffen.

Von Kaiwala nach Kerepi zu gelangen, forderte mehrere Tage mühsamen Marschierens. Dabei ist die Entfernung in der Luftlinie nicht größer als 20 bis 25 Kilometer. Sicher gab es irgendwelche Pfade, die wir hätten benutzen können, nur kannten wir sie nicht, und die Eingeborenen wollten sie uns nicht zeigen. So taten wir das einzige, was in solcher Lage zu tun war: wir bahnten uns selbst einen Weg.

Sich selbst einen Weg bahnen, bedeutet auf Neuguinea, daß man sich mit dem Kompaß auf eine bestimmte Richtung einstellt und nun daran festhält, wenn es auch durch dick und dünn geht. Und durch dick und dünn ging es sicher in unserm Fall. Das eigentliche Aushauen des Weges besorgten

die Polizisten, die sich zu je zweien ablösten. Mit großen Buschmessern hieben und hackten sie das Gestrüpp weg und machten so einen Pfad frei, der breit genug war, um zwei Träger durchzulassen, die zusammen eine Stange trugen, an der ihre beiden Lasten zu je 50 Pfund hingen. Es war eine langwierige und langweilige Arbeit, und wir arbeiteten uns tatsächlich zentimeterweise vor.

Wo das Gestrüpp so dicht ist, daß man den Weg aushauen muß, ist so gut wie keine Gefahr durch Eingeborene vorhanden. So lockerten wir unsere Wachsamkeit bis zu einem gewissen Grad und gestatteten, daß die Träger in kleinen Gruppen herumstanden, während sie warteten, bis die Polizisten freie Bahn geschaffen hatten. Auch wir selbst ließen uns etwas gehen und griffen kaum ein.

Da kamen wir über einen starkbegangenen Pfad, der in der richtigen Richtung zu verlaufen schien. Wir schlugen ihn sofort ein. Aber als wir nun versuchten, unsere Marschordnung wiederherzustellen und unsere Polizisten so zu verteilen, daß sie die Leute am besten schützen konnten, fanden wir sofort, daß etwas nicht stimmte. Unsere Träger waren frech und auffässig geworden; und der Umstand, daß die einen von der Küste und die anderen aus den Vorbergen von Mekeo waren, hatte eine scharfe gegenseitige Spaltung bewirkt. Die drei oder vier Tage, die sie nicht straff in Zucht und Ordnung gehalten waren, hatten ihnen reichlich Gelegenheit gegeben, ihre Stammesgegensätze herauszulehren und eine entschiedene gegenseitige Abneigung zu entwickeln.

Jede Bemühung, wieder ein reibungsloses Zusammenarbeiten zuwege zu bringen, war wie ein Versuch, Wasser und Öl zu mischen. Es ging einfach nicht. Kein Mann von der Küste wollte das eine Ende einer Stange anfassen, wenn ein Mann aus Mekeo das andere hielt. Jede Partei suchte die Lasten, die am schwierigsten zu tragen waren, der anderen Partei aufzuhalsen. Sie wollten nicht zusammen essen und spähten eifersüchtig, ob wir nicht die Gegenpartei etwa vorzögen oder begünstigten. Nach zwei oder drei Schlägereien zwischen einzelnen Leuten verstärkte sich die Spannung noch.

„So geht es nicht weiter“, sagte Humphries zu mir. „Wir müssen den Zug in zwei Abteilungen teilen. Sie übernehmen mit der Hälfte der Polizisten die eine, ich führe die andere. Wir wollen sie getrennt halten; auf dem Marsch folgt die eine Abteilung der anderen unmittelbar; im Lager müssen sie alle des besseren Schutzes halber an einer Stelle zusammenbleiben, aber sonst soll es so sein, als ob wir zwei unabhängige Züge wären.“

Als völliger Neuling im Papuadickicht hätte eigentlich ich die Mekeoträger bekommen müssen; denn diese Leute aus den Vorbergen kamen auf schlechtem und steinigem Boden schneller voran, sie waren auch im allgemeinen folgsamer und übernahmen morgens stets die Führung. Es war aber für einen Weißen leichter, zu führen, als den Nachtrab in Ordnung zu halten. Denn da mußte man immer die Saumseligen antreiben, auf die aufpassen, die krank wurden, und endlich dafür sorgen, daß der Zug keine großen Lücken aufwies.

Der Führer aber konnte das Tempo nach eigenem Belieben wählen, er mußte nur ein wachsames Auge auf einen etwaigen Hinterhalt haben; im übrigen aber konnte er selbständig über die einzuschlagende Richtung und ähnliches entscheiden und hatte es so verhältnismäßig leicht.

Da tatsächlich nur wenige Mekeoträger Motuanisch verstanden, während die Küstenleute dagegen es nicht nur gut konnten, sondern auch ziemlich viel Englisch verstanden, so bekam ich schließlich doch die Küstenleute. An die nächsten paar Tage werde ich noch lange denken als an eine Zeit voller Widerwärtigkeiten und voller Ungemach. Die Leute aus Waima und Kivori hatten schon an sich Angst vor dem Gebirge, sie litten an Muskelschmerzen und Fußwunden, die sie sich an den Steinen zugezogen hatten, und sie machten mir das Leben zur Hölle. Sie verlangsamten den Schritt, stellten sich krank, taten so, als verstünden sie die Befehle nicht, und spielten den Polizisten und mir bei jeder Gelegenheit einen Schabernack.

Es gibt ein Gesetz auf Neuguinea, wonach ein Weißer einen Schwarzen nicht schlagen darf. Jeder zivilisierte Eingeborene weiß das und bringt jede Übertretung schnell zur Kenntnis der Behörden, denen nichts anderes übrigbleibt, als den Schuldigen zu einer Geldstrafe zu verurteilen. Selbst der Statthalter Murray hatte mir noch besonders eingeschärft, ich solle nur im äußersten Notfall die Faust oder den Stock gegen einen Träger gebrauchen. So hatte ich mich vor einer körperlichen Züchtigung eines Trägers ängstlich gehütet, selbst

wenn ich wirklich Ursache dazu gehabt hätte. Ich versuchte, gegen sie gerecht zu sein, war aber gleichzeitig so streng und unnachgiebig wie nur möglich. Infolgedessen hatte ich bis dahin wenig Ärger gehabt, und den Eingeborenen war ich ein Rätsel. Offenbar versuchten sie nun, es zu lösen, indem sie alles nur Erdenkliche taten, damit mir die Geduld riß; sie wollten nur sehen, ob ich etwas unternähme.

Die Sache wurde mir aber doch zu bunt, als eines Tages ein großer Kerl aus Waima das Zeichen zum Aufbruch überhaupt nicht beachtete. Er saß auf seiner Last und starrte wie völlig geistesabwesend ins Dickicht. Seine Genossen sahen gespannt zu.

Ich ging auf ihn zu. „Toressi“ (Aufstehen!) sagte ich ruhig. Er beachtete mich nicht. Da nahm ich die Stange, an der seine Last befestigt war, und stieß ihn damit nieder. Seine Genossen schrien über seine Demütigung auf. Er war sofort aufgestanden, einen Knüppel in der Hand. Sein Gesicht war wutverzerrt. Er schwang den Knüppel, als wolle er mir den Schädel spalten, aber mit der geballten Faust gab ich ihm eins unter die Kinnladen, und er taumelte bewusstlos zu Boden.

„Du Schafskopf“, sagte ich, indem ich nicht lauter als sonst sprach. „Das nächstemal schlage ich dir deinen dummen Schädel entzwei.“

Als ich mich umwandte, nahmen die anderen Träger ihre Lasten auf und eilten im vollen Marschtempo den Pfad entlang.

Der Polizist Dengo, mein Bursche, erwies sich in seiner Weise als Menschenkenner. Bei den seltenen Gelegenheiten in der Folgezeit, wenn ich anscheinend auf die Träger wütend war, fragte er laut: „Taubada, ich entzweischlagen ihre dummen Schädel?“ Es wirkte immer.

Humphries wußte davon lange nichts, bis ihm die Schnelligkeit auffiel, mit der ich mir bei mürrischen, verdrießlichen Trägern Gehorsam verschaffte, oft Leute, bei denen seine Drohungen nichts fruchteten. Da fragte er eines Tages Aitsiqua, unseren Missionszögling, nach dem Grund.

„Wenn Neuguinea-Mann nicht gehorchen Herr Taylor, er wütend werden“, sagte Aitsiqua. „Wenn Herr Taylor wütend werden, er schlagen, Neuguinea-Mann nichts wissen lange Zeit. Zweimal er tun. Sie fürchten, er wieder wütend werden. Besser tun, was er sagen.“

„Zweimal?“ fragte ich, als mich Humphries darüber befragte und wissen wollte, ob ich die Träger schlage. „Ich habe nur einen geschlagen.“

„Und das von Rechts wegen“, stimmte er mir zu, als ich ihm den Vorfall erzählt hatte. „Jetzt weiß ich auch, warum er sich nicht bei mir als Beamten beschwert hat. Aber Aitsiqua bleibt dabei, es sei zweimal vorgekommen.“

Zu unserm Ergötzen erfuhren wir, daß man mir auch den wohlgezielten Stoß anrechnete, mit dem ich in Repolipoli einen der Führer ohnmächtig gemacht hatte, als ich herzustürzte, um die Flucht der Träger aufzuhalten, und noch im Straucheln jenem meinen Kopf in den Bauch rannte.

Der folgende Vorfall mit Hochwasser offenbarte mir die Gefahr, die darin liegt, daß man einem Gebirgsbach dem Bett entlang folgt, solange nicht die Gewähr vorhanden ist, daß man schnell und leicht an den Ufern hochklettern kann.

Der Führer unsrer zweiten Abteilung, die aus meinen Leuten von Waima und Kivori bestand, hatte übersehen, daß ein frisch abgebrochener Zweig den breiteren von zwei Wegen an einer Gabelung sperrte, was bedeuten sollte, daß wir den schmaleren Weg einschlagen und so der ersten Abteilung folgen sollten. Niemand merkte den Fehler, und als es Mittag war, hatten wir die andern verloren. Wir hatten das Zeltgerät und keine Lebensmittel, und sie hatten das Essen, aber nichts, um die Reisäcke vor dem Regenguß zu schützen, der eben einzusetzen drohte.

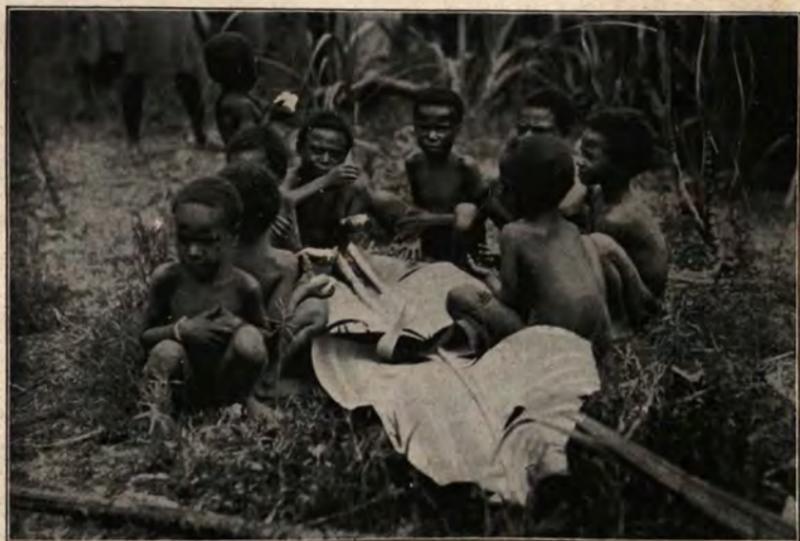
„Wir gehen zum Bach hinunter!“ befahl ich. „Wir folgen ihm dann stromauf, bis wir einen geeigneten Lagerplatz erreichen, und schlagen dort unsere Zelte auf. Die andern werden uns bald vermessen und dann wissen, daß wir irgendwo an den Ufern sind.“

Wir erreichten den Bach ohne Mühe und gingen sein Bett hinauf, zwischen steilen Ufern. Ich glaubte sicher, sie würden nach der nächsten Biegung weniger steil werden, und als sich herausstellte, daß das nicht der Fall war, hoffte ich, daß die folgende Biegung uns eine flachere Stelle zeigen würde, wo wir leicht herausklettern und so der Gefährdung durch den drohenden Guß entgehen konnten.

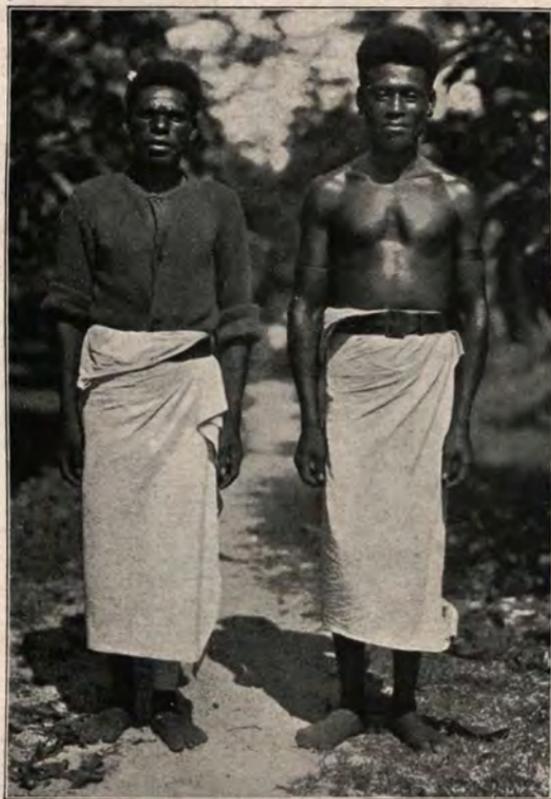
Da aber brach der Regen über uns los. Es war ein rich-



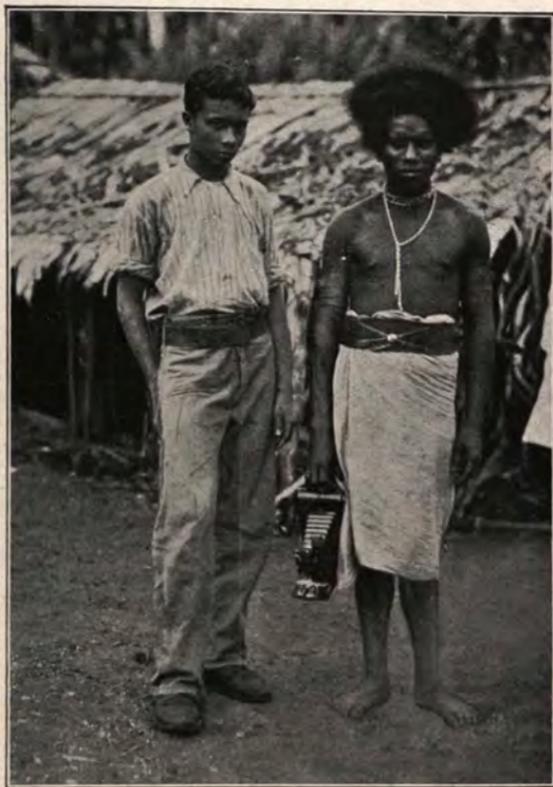
Gebirgsfrauen.



Gebirgsknaben.



Upi (links) und Kauri (rechts).
Inferre Röche.



Immanuel (links) und Nitsa-qua (rechts).
Downings Kameraboye.

tiger Wolkenbruch. In wenigen Minuten war aus dem winzigen Ninnsal ein Wasser geworden, das uns bis über die Knöchel ging, dann bis über die Knie und endlich weit über unsern Kopf. Nur mit großer Mühe rettete sich der letzte Träger aus diesem reißenden Strom auf das steile Ufer. Wir schlugen schnell die Zelte auf, nachdem wir in aller Eile einen Platz freigehackt hatten, und warteten ungeduldig auf das Eintreffen der anderen Abteilung. Schließlich erschien sie auch, aber auf der anderen Seite des Bachs. Zwischen uns rauschte das Wasser in mächtigen Bogen zu Thal. Es schien so, als würde jeder, der sich in die tiefen Fluten gewagt hätte, unfehlbar gegen die Felsblöcke geschleudert und zerschmettert werden!

Es sah nicht so aus, als wolle der Regen nachlassen, unser Reis wurde naß, und ohne Essen für die Träger konnten wir nicht weiter. Jrgendwie mußten wir die beiden Abteilungen zusammenbringen. Unteroffizier Sonana wußte Rat. Er theilte Ärte aus, und die Polizisten fällten einen Baum, der über einen Meter im Durchmesser hatte und sehr hoch war, und überbrückten den Fluß damit. Auf der anderen Seite machten sich Humphries und seine Träger daran, Schuttbächer aus Gestrüpp und Zweigen zu bauen, und nur ein kleiner Teil von unserm Reis litt Schaden.

„Gut gemacht, Sonana“, sagte Humphries, als er seiner Abteilung über die Notbrücke gefolgt war. „Das einzige, was sich unter den Umständen tun ließ. — Wäre jemand mit einem starken Tau herübergeschwommen, hätten wir die Sache

ja schneller zuwege gebracht, aber es hätte den sicheren Tod für den bedeutet, der es versucht haben würde.“

„Ja, Herr“, sagte der Unteroffizier, salutirte und verschwand.

Ein paar Minuten darauf drangen Rufe an unser Ohr, und wir steckten die Köpfe aus dem Zelt, um zu sehen, was es gebe. In dem reißenden Strom schwammen die Polizisten wie ebenso viele Tümmler herum; sie tauchten und duckten sich gegenseitig unter, ohne der Felsblöcke zu achten! Sie waren beim Baumfällen in Schweiß geraten und hatten nun den Schweiß abspülen wollen.

Sie kamen zwar ohne jede Mühe wieder ans Ufer, aber gerade noch rechtzeitig, um einer Schlägerei Einhalt zu gebieten, die zwischen den beiden Trägerabteilungen drohte. Da ihre Zelte bei dem knappen Raum, der uns zur Verfügung stand, dicht nebeneinander aufgestellt werden mußten, hatten sie bald angefangen, sich zu hänseln und zu schmähen, und es fehlte nicht viel an einer tätlichen Auseinandersetzung.

Besondere Schuld trug ein Dorfpolizist, Kaiva von Maipa. Er hatte die Küstenleute zuerst ausgelacht, weil sie über den frisch gebrochenen Zweig gelaufen waren, der den falschen Weg gesperrt hatte, und dann hatte er noch einen Trumpf ausgespielt. Er hatte nämlich zu verstehen gegeben, wenn wir nach Kapatea kämen, würde sein „Freund“, Yapike, mit seiner Hilfe die Küstenleute verspeisen.

Humphries hatte schon immer den Verdacht gehegt, der Polizist Kaiva sei im Grund seines Herzens noch Menschen-

fresser geblieben. Er war gegen einige Kannibalen aus den Bergen allzu freundlich gewesen, denen wir begegnet waren, er verstand bis zu einem gewissen Grad ihre Sprache und war auch der gewesen, der uns die genaue Stelle gezeigt hatte, wo der Goldgräber McIntosh umgebracht und aufgefressen worden war. Er war auch völlig mit der Geschichte vertraut und hatte sie mit Einzelheiten ausgeschmückt, die nur einem Augenzeugen bekannt sein konnten.

Wir stellten den Polizisten wegen seiner Bekanntschaft mit Yapike scharf zur Rede. Er wollte nichts davon wissen. Er habe die Sache nur erfunden, um die Küstenleute zu ängstigen. „Er lügt“, entschied Humphries ohne Zögern. „Er hat sich zu viel Mühe gegeben, uns zu erklären, warum er Yapike unmöglich kennen könne. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie beide gute Freunde wären.“

Wir ließen es indessen dabei bewenden; denn wir waren dicht vor Kerepi, und Humphries konnte Kaiva wieder nach Haus schicken und ihn so loswerden, wenn wir Verrat durch ihn befürchteten.

Im zweiten Kerepi-Dorf schien strahlende Sonne, und so konnten wir auspacken, unsere Vorräte zählen und die Ausrüstung trocknen.

„Wir brauchen jetzt nur noch 60 Träger“, sagte Humphries, als die neuen 50-Pfund-Lasten fertiggestellt waren. „Ich werde die Träger aus Mekeo behalten und die Leute von der Küste heimschicken. Ein paar Polizisten können sie einen Tag lang begleiten, sie durch Kerepi nach Karuama

bringen, und von da können sie sich ohne Gefahr in ihre Heimat aufmachen.“

Aber als wir eine Zählung abhielten, ergab es sich, daß wir nicht genug Mekeoleute hatten. Wir brauchten noch vier Leute von der Küste — außer Naimi, dem Polizistenkoch, der keine nahen Verwandten daheim hatte und dem die Fahrt Spaß machte, weil er nicht schwer zu tragen hatte.

Die Leute aus Waima und Kivori waren angetreten, um ihre Löhnung zu empfangen und ihre Messer und Arte abzugeben. Wir fragten, wer freiwillig weiter mit uns gehen wolle. Niemand trat vor. Die Träger aus Mekeo verspotteten und verhöhnten sie als Feiglinge.

Der Dorfpolizist Upi-Ume aus Kivori erhielt den Auftrag, vier seiner Dorfgenossern auszusuchen, die bei uns bleiben sollten. Er lehnte es ab. Ganz gleich, wen er aussuche, sagte er, sie und ihre Angehörigen würden ihm fortan stets das Leben schwer machen.

Mit einem Blick der Verzweiflung wandte sich der Dorfpolizist noch einmal an die versammelte Mannschaft. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, aber ich habe mir später erzählen lassen, daß er ihnen die Geschichte ihres Stammes vorerzählte, sie anflehte und beschwor, drohte und bat, die benötigten Leute möchten sich freiwillig melden. Kein einziger rührte sich.

„Herr,“ sagte Upi-Ume, als er wieder auf den Beamten zuschritt, wobei ihm die Tränen die Wangen herunterliefen, „ich kann deinen Auftrag nicht ausführen. Mein Volk vertraut darauf, daß ich diese Leute sicher wieder heimbringe.

Ich kann nicht vier herausgreifen und sie einer ungewissen Zukunft entgeschicken, vielleicht in ihren Tod. Jemand anders muß wählen. Ich will dafür ins Gefängnis gehen.“ Dann nahm er bedächtig die Messingkette mit dem Amtsschild vom Hals, band die rote Schärpe und den Gürtel ab und legte sie uns zu Füßen. Als er seine Uniformbluse über den Kopf streifen wollte, ließ ihn eine Bewegung in den Reihen der Träger innehalten.

Vier Männer waren einen Schritt vorgetreten. „Wir gehen“, sagten sie.

Dann umdrängten sie den weinenden Polizisten und suchten ihn zu trösten. „Wer sind diese vier Männer?“ fragte ich.

Mit einer Armbewegung schob der Dorfpolizist seine Tröster zurück. „Herr,“ sagte er stolz, „es sind meine eigenen Brüder.“

Ich sah mir diese Brüder an und erkannte in ihnen die schlimmsten Störenfriede der ganzen Küstenmannschaft. Da hatte ich denn doch meine Zweifel, ob uns wirklich soviel mit ihrer Selbstaufopferung gedient war, mit der sie ihres Bruders Ehre retten wollten. Upi-Ume hegte vielleicht dieselben Zweifel. Als jedenfalls die anderen Küstenleute, gelöhnt und glücklich, aufbrachen, saß er auf einer kleinen Erhebung des Bodens und beobachtete sie mit ernstern Blicken.

„Gehe deines Weges“, sagte Humphries, aber Upi-Ume schüttelte den Kopf.

„Meine eigenen Brüder bleiben. Ich bleibe auch“, sagte er. „Sie sollen nicht Gefahren bestehen, die sie nur um meinetwillen auf sich nehmen. Ich gehe mit ihnen.“

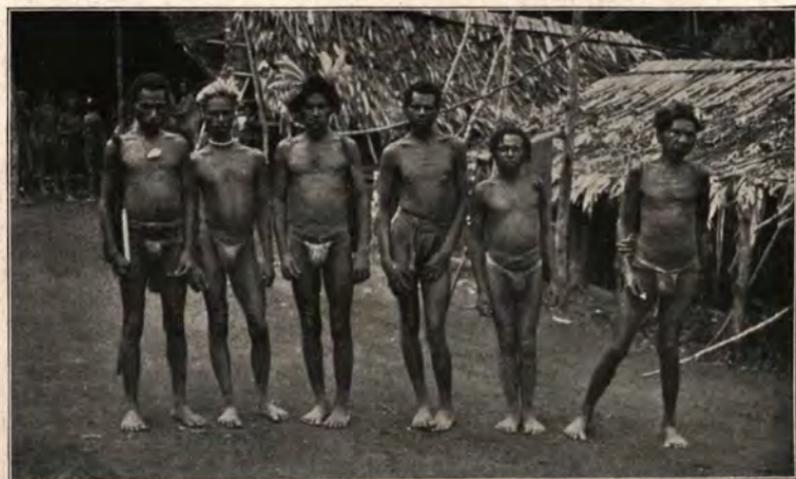
Aber Humphries blieb fest. „Für deine Brüder wird gesorgt“, sagte er. „Ich kann dich nicht gebrauchen, jetzt, wo deine Leute fort sind. Geh mit ihnen.“

Langsam stand Upi-Ume auf, ging zu den vieren, die abseits standen, und umarmte sie. Dann drehte er sich um, stand stramm, schlug die Hacken zusammen, legte seine Finger zum Gruß an die Stirn und folgte den andern. Aber als er ihnen nachging, sah ich, wie ihm Tränen die Backen herunterrollten und sein ganzer Leib von krampfhaftem Schluchzen zuckte.

Der Papua ist in seinen Gefühlen wie ein kleines Kind.

Noch etwas lehrte uns dieser Vorfall. Alle Menschen, Weiße oder Schwarze, Kulturmenschen oder Wilde, bewundern Tapferkeit an anderen. Denn die Männer von Mekeo hänselten diese vier Küstenleute von nun an nicht mehr und suchten ihnen ihre Arbeit zu erleichtern, wo sie nur konnten. Die Mekeoträger waren nicht weiter stolz darauf, daß sie mit uns in fremdes Gebiet gingen, unbekanntem Gefahren entgegen; denn ihnen erschienen die Berge nicht furchterregend. Aber sie fühlten, daß die vier Brüder Upi-Umes durch ihr freiwilliges Eintreten alle Furcht, die sie vor dem Gebirge hatten, niedergekämpft und sich so als Männer erwiesen hatten, und darum nahmen sie sie als ihresgleichen auf.

Die vier aus Kivori aber wurden von Stund an andere Menschen. Sie waren nicht länger mürrisch und troßig, sondern eifrig und dienstwillig. Denn in ihrer Hand lag ihres Bruders Ehre und der gute Ruf des gesamten Stammes.



Rannibalentypen.



Träger von der Küste beim Mahl.



Eingang zu einem Gebirgsdorf.



Bergbewohner vor ihrer Hütte.

Dreizehntes Kapitel.

Payeye wird „hungrig auf Menschenfleisch“.

Draußen in den Vorbergen unter Leuten, bei denen er sich fremd und unfrei fühlte, war Payeye so gut wie eine Null in unserer Mitte gewesen. Aber sobald wir höher kamen, machte er sich auf einmal wieder bemerkbar. Uns Weiße mied er freilich noch, durch sein schreckliches Erlebnis in der Dunkelkammer gewisigt; aber den Eingeborenen gegenüber begann er zu schwadronieren und zu prahlen und schien sehr stolz darauf zu sein, daß er mit dem Gebirgsvolk reden konnte und von ihnen Leckerbissen erhielt, die keiner der anderen bekommen konnte. Anscheinend bildete er sich auch gehörig etwas darauf ein, daß er nun unser Dolmetscher war.

Mit unverkennbarer Verachtung sah er zu, wie wir uns mühsam die steilen Hänge hinaufarbeiteten, wie wir vorsichtig über die Baumstämme schritten, welche Schluchten überbrückten, und wie wir schauderten, wenn wir von einem hochgelegenen Punkt in das tiefe Thal zu unsern Füßen schauten. Der Knabe war behende und geschmeidig, er nahm steile Hänge spielend, und hinunter lief er Hals über Kopf, so daß wir unmöglich mitkommen konnten. Wenn ein Träger

ein Büschel Betelnüsse oben in einem Baume hängen sah und sich nun abmühte, schwerfällig hinaufzuklettern, so lachte Payehye höhnisch, spazierte auf den Baum, als sei es ebener Boden, und holte die Frucht.

Er schien auch zu merken, daß wir Weiße nicht schwindelfrei waren, und machte sich ein Vergnügen daraus, uns deshalb auszulachen. Ich erinnere mich, wie wir einmal einen Hang erklettert hatten, der 650 Meter über einen Gebirgsbach aufragte; als wir glücklich oben waren, fanden wir, daß der Kamm keine 25 Zentimeter breit war, und daß auf der anderen Seite ein schroffer Abgrund klappte. Erschöpft von den Anstrengungen und von einem plötzlichen Schwindel befallen, setzte ich mich rittlings auf den Grat; jedes Bein baumelte frei in der Luft; und ich beugte mich vor, bis das Gras die Abstürze zu beiden Seiten meinen Augen entzog. Nach einigen Augenblicken war ich wieder Herr meiner selbst geworden und blickte auf. Höchstens fünf Meter entfernt stand Payehye, die Hacken auf dem Grat, die Zehen über dem Rand, und mit spöttischem Grinsen schaute er ins Leere. Unwillkürlich schauderte ich und fuhr ihn an, er solle von der Stelle weggehen. Ein gellendes Lachen war die Antwort. Dann ging er weg, aber so nahe am Rand, daß ich jede Minute glaubte, er werde abstürzen und an den Felsen unten in der Tiefe zerschmettert werden.

Ein anderer Junge, der nur wenig älter war als Payehye, offenbarte uns schließlich eine neue Seite an dem Knaben aus den Bergen. Als wir Kerepi verlassen hatten, hatten wir

früh in einem elenden kleinen Dorf gelagert, dessen Bewohner uns nicht weiter beachtetten. Das war gewöhnlich der Fall, wenn wir unversehens in eine dieser kleinen Siedlungen kamen. Die Bevölkerung war zu klein, um Widerstand leisten zu können, und so ergaben sich denn die Leute — verdrießlich oder ängstlich — in ihr Schicksal, wie ihre Phantasie es ihnen auch ausmalen mochte. Sie wußten wohl, daß es keinen Zweck hatte, zu den Waffen zu greifen.

Plötzlich vernahmen wir aus dem Thal in der Tiefe gellendes Triumphgeschrei. Wir hörten es noch mehrere Male, ehe eine Gestalt auftauchte, die eilig den engen Pfad entlang ins Dorf rannte. Als der Läufer näher kam, zeigte es sich, daß es ein junger Bursch war, dem man die Aufregung deutlich vom Gesicht las. Er stürzte ins Dorf und verschwand in einer der Hütten. Im nächsten Augenblick war er schon wieder draußen und trug einen großen Strauß Kasuarfedern auf dem Kopf.

Stolz schritt er vor seinen Genossen auf und ab, bis man ihm einen Platz am Feuer bot. Kein Wort wurde gewechselt. Es war nicht nötig. Aus dem Jüngling war ein Mann geworden. Jrgendwo im Dickicht hatte er ein Menschenleben vernichtet und sich so ein Anrecht auf den Federschmuck erworben. Jetzt durfte er auch heiraten. Wir haben nie erfahren, ob ihm ein Mann, ein hilfloses Kind oder eine gebrechliche alte Frau zum Opfer gefallen war. Für ihn und sein Volk war das ganz gleich, und ebenso gleich war es, ob er sein Opfer in offenem Kampf oder aus dem Hinterhalt getötet hatte. Er hatte einen Mord begangen, und das genügte.

Aber ich weiß genau, daß nach unserem Fortgang neues Leben in die Leute aus dem Dorfe kam, daß sie hinauszogen, die Leiche des Opfers hereinholten, dann nach alter Sitte die Haut abzogen und den Leichnam auf glühenden Steinen rösteten. Jedenfalls trug uns der Wind am nächsten Tage den Sang von einem Festmahl zu, und von den Dörfern auf anderen Gipfeln erschollen Gesänge, die auch freudig klangen.

Wir hörten auch in einem anderen Weiler Klagen und Jammern, das die ganze Nacht bis in den nächsten Tag hinein andauerte. Die Leute aus dem Dorf, das wir verlassen hatten, sangen, weil sie einen Festschmaus abhielten. Auch ihre Freunde sangen, weil man ihnen einen Teil des gerösteten Leichnams geschenkt hatte — ein Bein, einen Arm oder ein Stück vom Rumpf mit einer Hand oder einem Fuß für den Häuptling — den einzigen, der davon essen darf. Das Klagen kam von dem Ort des Opfers, und wenn nicht schon Feindschaft zwischen dem Dorf des Mörders und dem des Erschlagenen bestand, so war sie an jenem Tag entstanden, und eine neue der zahllosen Blutrachefehden von Neuguinea begann.

Ich zweifle auch nicht daran, daß noch am selben Abend der übermütige und frohlockende junge Mörder eine Lebensgefährtin gewann, die erste von mehreren Frauen. War das der Fall, so warb sie um ihn, und er wies sie nicht zurück, weil ihm ein „Korb“ eine Tracht Prügel von ihren Verwandten eingetragen hätte; denn er hätte sie ja „entehrt“. Nach dem Festschmaus trafen sie sich am Rand des Sumpfwaldes, und

sie begleitete ihn für die Nacht in seine Hütte. Dann wurde die geschäftliche Seite geregelt; er verpflichtete sich, ihren Verwandten als Bezahlung für sie Schweine zu liefern, ferner Muscheln, Waffen und Flittertand, den der Eingeborene so liebt. Hierauf besorgte sie seinen Garten, kochte sein Essen, schenkte ihm Kinder, war ein fleißiges Lasttier und teilte seine Liebe mit anderen Frauen, die er vielleicht auf dieselbe Art gewann.

Mit dreißig Jahren ist sie Großmutter, mit vierzig ein altes Weib — wenn sie noch lebt. Wenn er bis dahin seinen Feinden und den Ränken des Zauberers entgangen ist, ist er dann ein Mummelgreis, der für die Jagd oder den Krieg nichts mehr taugt, und der sogar zu alt ist, um an den Beratungen seines Dorfes teilzunehmen.

Der Anblick des jungen Burschen, der sich Mannesrecht gewonnen hatte, schien Payehy mit blassem Neid zu erfüllen. Er schaute ihn finster an, und als sie einmal näher zusammenkamen, fauchte er ihn geradeso an wie ein wildes Tier. Diese Anzeichen fielen Humphries auf. Er schärfte uns ein, auf Payehy ein wachsames Auge zu haben.

„Er bekommt es ganz gut fertig, sein Mütchen an einem von uns zu kühlen“, prophezeite der Beamte. „Lassen Sie ihm nichts durchgehen, aber seien Sie nicht zu streng gegen ihn, wenn es nicht unbedingt nötig ist.“

An jenem Abend sahen wir, wie Payehy mit einigen Leuten aus den Bergen einen Handel abschloß und später einen schweren Bogen und eine Handvoll Pfeile empfing. Da nahm

Humphries ruhig den alten Fornier beiseite und ermahnte ihn, seinen Neffen in seiner Nähe zu behalten. Gleichzeitig befahl er den Polizisten, auf den Jungen besonders aufzupassen. Papeye, meinte er, sei jetzt reif, einen Mord zu begehen.

Wir kletterten eines Nachmittags zu einem kleinen Dörfchen hinan. Der wolkenbruchartige Gufß machte den Anstieg äußerst gefährlich, und wir fühlten uns in unseren durchnässten Kleidern außerordentlich unbehaglich. Wir hatten es eilig, unter Dach und Fach zu kommen und unsere durchfrorenen Leiber mit trockenen Sachen aus den wasserdichten Beuteln wieder aufzuwärmen. So hatten wir drei Weiße uns ein paar Polizisten genommen und waren den hepackten Trägern vorangeeilt.

„Das ist ja eine ganz verheufelte Sache“, keuchte Humphries, als wir, nach Atem ringend, vor einem wirren Durcheinander von Bäumen standen, die über den Weg gelegt waren, um dem Vordringen etwaiger Feinde Einhalt zu gebieten. „Ihr müßt vorsichtig auftreten. Ein Beinbruch hier bedeutet fast sicheren Tod. Es ist so gut wie unmöglich, jemanden auf einer Bahre zu tragen. Soviel ich weiß, ist das nur einmal geschehen, und zwar, als Chinnerys Polizisten ihn zur Küste trugen, nachdem sein Bein zerschmettert war. Aber er ist nie wieder der alte geworden, und hatte unterwegs so fürchtbar zu leiden, daß sein Haar weiße Fäden zeigte, als er das Krankenhaus in Moresby erreichte.“

„Und was ist aus anderen geworden, die sich verletzten?“ fragte Downing.

„Ich glaube, sie zogen den Tod langem Leiden vor, auch wollten sie den übrigen nicht zur Last fallen“, erwiderte er. „Fertig? Dann wollen wir gehen.“

Wir wandten uns um und fanden, daß uns Payehye gefolgt war, als wir die andern verlassen hatten. In den letzten Tagen war die schlechte Laune des Knaben noch gestiegen. Er hielt sich von jedermann fern, selbst von seinem Oheim, und grübelte anscheinend über etwas nach. Er weigerte sich, zum Feuer zu gehen, um sich seinen gekochten Reis zu holen, und wenn man ihn vor ihn hinstellte, starrte er finster darauf und wollte ihn nicht berühren oder schleuderte ihn ins Gebüsch. Humphries ertappte ihn dabei und verprügelte ihn mit einem Stock; denn Lebensmittel sind auf Neuguinea ein kostbarer Schatz. Dann rief er Fornier und fragte ihn, was Payehye fehle.

„Herr,“ sagte der alte Polizist, „er sagen, er sein es satt, immer Reis zu essen, und er hungrig auf Menschenfleisch!“

Seit der Junge wieder in seinen Bergen war, waren die Menschenfressertriebe in ihm wieder durchgebrochen; häufig betrachtete er die Federn in seinem Neßbeutel, und das bedeutete sicher, daß er seinen ersten Mord plante. Aber außer jenen Anweisungen, die er insgeheim den Polizisten gegeben hatte, konnte Humphries zunächst nichts in der Sache tun.

Als wir nun über die Stämme geklettert waren und auf das Dorf zuschritten, drängte sich Payehye vor und verschwand. Dies schien unsern Verdacht zu bestätigen, daß er mit der Gegend wohlvertraut war und daß in den Dörfern

in der Runde seine Freunde wohnten. Als wir dann ins Dorf einzogen, waren wir daher nicht weiter überrascht, Pahyehe mitten unter den Eingeborenen an einem Feuer unter einer Schutzhütte hocken zu sehen, wo er hungrig Zuckerrohr kaute. Ein seltsamer Empfang wurde uns zuteil. Weder Frauen noch Kinder waren zu sehen. Die Männer achteten unser nicht und schauten nicht einmal zu uns her. Kein Häuptling erschien, uns die Umarmung als Freundschaftsgruß zu bieten, und man reichte uns nichts von dem Zuckerrohr, das auf einer Seite aufgestapelt lag. Die Wilden hockten nur in düsterem Schweigen um das Feuer und kümmerten sich nicht um uns, und genau so verhielt sich Pahyehe.

Wir entdeckten bald, daß das Dorf sich nicht als Lagerplatz für die Nacht eignete, selbst wenn wir trotz des frostigen Empfangs hätten bleiben wollen. Das Dorf bestand aus höchstens einem halben Duzend Hütten, und der hügelige Boden innerhalb der Einspählung war im höchsten Grad sumpfig. So gingen wir zwischen den Hütten weiter zum anderen Tor. Wir ließen einen Polizisten zurück, um den Trägern den Weg zu weisen, wenn sie eintrafen; wir selbst aber wanderten müde auf dem Kamm weiter, um eine ebene Stelle zu suchen, wo wir unsere Zelte aufschlagen konnten.

Von einem Gipfel desselben Kamms erblickten wir etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt eine Reihe Strohdächer. Als wir die Hütten erreichten, fanden wir ein größeres Dorf, das aber von den Bewohnern verlassen war. Zweifellos hatten die unfreundlichen Leute, an denen wir eben vorbeigekommen

waren, einst hier gehaust, hatten es aber aufgegeben — aus einem der vielen nichtigen Gründe, die die Handlungsweise des Papua bestimmen. Vielleicht reichte ihre Zahl nicht mehr zur Verteidigung eines so großen Platzes aus, vielleicht hatte irgendein Zauberer das Dorf verflucht, vielleicht waren trübe Erinnerungen damit verknüpft, an welche die Eingeborenen nicht immer gemahnt sein wollten. Was der Grund auch gewesen sein mag, wir waren nur zu froh, es zu finden; und die Zelte, Kleiderbeutel und Eskörbe, die irgendein vorsorglicher Polizist an die Spitze der Trägerlinie hatte schaffen lassen, wurden begeistert begrüßt, als sie eintrafen.

Wir pflegten jeden Abend Zählung abzuhalten, damit uns nicht ein Träger während des Tages unbemerkt verlorenging. Einen allgemeinen Überfall fürchteten wir unserer Zahl halber nicht; aber wir mußten damit rechnen, daß feindliche Eingeborene sich neben uns am Wege entlang durch das Gebüsch schlüpfen und jeden abfingen, der sich aus der Reihe entfernte. Das konnte so schnell und still geschehen, daß es niemand merkte, selbst wenn es sich nur um eine Entfernung von ein paar Metern handelte. Ein plötzlich aus dem Hinterhalt geschleudertes schwerer Speer, ein Pfeil durch den Rücken, dann der Gnadenhieb mit einer Holzkeule, und der Rest war Schweigen — bis die anderen vorbeigezogen waren.

An jenem Abend fehlte einer: Payeye. Aber niemand machte sich Sorgen um seinetwillen; denn als wir ihn zuletzt gesehen hatten, schien er unter Freunden zu weilen. Er würde wohl die Nacht bei ihnen verbringen und dann zu der Zeit

wieder auftauchen, wo wir aufbrechen würden. Wenn Fornier unruhig war, so verriet er es jedenfalls nicht. Wie die meisten Eingeborenen nahm er alles mit Gleichmut hin.

War das Dorf, wo wir Pahye zurückgelassen hatten, totenstill gewesen, als wir am Nachmittag durchkamen, so machten seine Bewohner am Abend dafür um so mehr Lärm. Über eine Stunde lang hörten wir von ihrer Anhöhe her einen wilden Sang erklingen, dem von allen Seiten geantwortet wurde. Niemand von uns konnte ihre Sprache verstehen, aber das langgezogene „Whoof, whoof“, das jeden Wechselgesang zu beschließen schien, war recht bezeichnend.

Was die Botschaften, die so ausgesandt wurden, zu bedeuten hatten, sollte uns nur allzu klar werden, als wir am andern Tag weiterzogen. Denn das Gebüsch wimmelte auf allen Seiten von Eingeborenen. Von vorn, von hinten und von den Seiten beunruhigten sie uns; sie machten nicht etwa einen allgemeinen Angriff oder kamen nahe genug heran, um uns mit ihren plumpen Waffen irgendwelchen Schaden zuzufügen oder uns zu zwingen, auf sie zu feuern; sie führten vielmehr einen dauernden Kleinkrieg aus der Entfernung, der uns arg auf die Nerven fiel.

Uns war diese plötzliche feindliche Haltung ein Rätsel; wir verdoppelten jedenfalls unsere Sicherheitsmaßnahmen. Die Polizisten wurden zwischen den Trägern verteilt, und Humphries und ich, die wir uns unter gewöhnlichen Umständen am Ende oder an der Spitze abgelöst hätten, gingen die Linie auf und ab und paßten auf, daß die Polizisten die Leute in Be-

wegung hielten und ihr Abirren vom Pfad verhüteten. Kein Eingeborener durfte jemals hinter der Nachhut zurückbleiben, und wenn einer von uns Weißen den Zug an sich vorüberließ, so sorgten wir dafür, daß wenigstens ein Polizist bei uns blieb.

Wie gewöhnlich, überließen wir Downing sich selbst und seinen Liebhabereien. Er fand immer etwas, was er photographieren konnte, und dabei vergaß er anscheinend ganz die Gefahr, von dem Zug abgeschnitten zu werden. Humphries hatte ihm einen Leibwächter gegeben — Kiai, einen Hünen von Gestalt, der erst vor kurzem in den Polizeidienst eingetreten war und noch nicht über viel Erfahrung verfügte. Aber er konnte schießen, und das war das erste Erfordernis. Humphries war freilich verstimmt, als er merkte, daß Downing und Kiai an jenem Tag hinter der Nachhut zurückgeblieben waren. Er pfiff „Das Ganze halt!“, und wir setzten uns, um zu warten, bis sie uns wieder eingeholt hätten.

Da hörten wir jemand im vollen Galopp den Pfad entlang sausen, und Kiai tauchte auf.

„Taubada, Taubada“, keuchte er. „Herr Downing hinfallen und sich ein Bein brechen.“

„Und da läufst du hierher und erzählst mir das, statt ihn auf deinem Rücken herzutragen“, kanzelte ihn Humphries ab. Er griff den Polizisten beim Schopf, drehte ihn herum nach der Richtung, aus der er gekommen war, und gab ihm einen Stoß. „Ich habe dir doch gesagt, du sollst ihn nie allein lassen, du Matamata (Grünhorn)-Polizist“, tobte er. „Schnellig zu ihm zurück!“ Kiai lief den Pfad mit Windeseile zurück.

Ich zögerte nur einen Augenblick, dann folgte ich. Ich hörte, wie Humphries den Polizisten Befehle zurief, dann kam auch er. Noch im Laufen machte ich mir flüchtig klar, was das für uns bedeutete. Ich sah im Geist vor mir die Tage, wo wir nun einen Verletzten über Wege schleppten, die seine Leiden zu schrecklichen Qualen machten, während wir langsam inmitten einer feindseligen Bevölkerung weiterziehen mußten; ich sah, wie wir verzweifelt versuchten, unsere Lebensmittel zu strecken, bis wir endlich eine Missionsstation an der Küste erreichten, wo ärztliche Hilfe zu haben war.

Plötzlich tönte es in der Ferne auf dem Pfade vor uns wie Peitschenknall — ein Revolverschuß!

Vierzehntes Kapitel.

Das rettende „Puri-Puri“.

„Um Gottes willen, er hat sich das Leben genommen!“ stöhnte Humphries hinter mir. Derselbe Gedanke hatte mich durchzuckt; denn ich dachte daran, wie wir erst noch vor wenigen Stunden über eben diese Möglichkeit gesprochen hatten; da war ja die Bemerkung gefallen, Selbstmord sei der beste Ausweg. Downing hatte wohl nach seinem Unfall darüber nachgedacht und dann in der Eingebung des Augenblicks entsprechend gehandelt.

Aber als wir Kiai eingeholt hatten, suchte er planlos auf dem Pfad herum, und Downing war nirgends zu erblicken. Kiai wies uns das Loch unter den moosbedeckten Wurzeln, wo Downing eingebrochen war, und das niedergedrückte Gestrüpp, wo er gelegen hatte, nachdem er den Polizisten weggeschickt hatte, um Hilfe zu holen.

„Dafür reiße ich dir die Uniform vom Leibe“, fuhr ihn Humphries an, und er unterstrich seine Scheltrede mit Flüchen, wie ich sie nie aus seinem Munde gehört hatte. Schließlich befahl er dem Polizisten, alles in der Nähe zu durchstöbern, und wandte sich zu mir. „Es sieht böse aus“, sagte er, und ich nickte, denn ich mußte an die Wilden denken, die

uns den ganzen Tag umschlichen hatten. „Mit seinem gebrochenen Bein hätte er nicht weit kommen können — wenn er gewollt hätte“, fuhr er fort. „Wenn er sich wirklich hätte fortschleppen wollen, so hätte er versucht, den Weg in der Richtung zu uns fortzuziehen, und da ist er sicher nicht entlang gekommen.“

Mit jedem Augenblick, den wir länger blieben, stieg die Gefahr für uns selbst; aber wir konnten nicht fortgehen, ehe wir uns vergewissert hatten, daß Downing oder seine Leiche nicht irgendwo in der Nähe war. Schließlich kamen wir auf die einzig einleuchtende Lösung. Er war von den Wilden weggeschleppt worden, und wir konnten nichts tun. Wir wußten ja nicht einmal, wo wir nach ihm suchen sollten.

In dem Augenblick, als wir uns zum Gehen wandten, sauste ein schwerer Schweinespieß an unseren Köpfen vorbei und blieb zitternd im Boden vor uns stecken, und der Pfad, der bis dahin leer und einsam gewesen war, wimmelte auf einmal von nackten, schwarzen Leibern, die mit Waffen in der Hand auf uns zu rannten. Sellende Rufe durchschnitten die Luft, wie sie die Menschenfresser ausstoßen, wenn sie „Fleisch“ wittern.

Im selben Augenblick begannen wir auf Tod und Leben den Pfad hinunter zu flüchten. Ich sah eben noch eine schwächliche, schlanke Gestalt einen Baum in der Nähe herabgleiten, und ein schrilles, höhnisches Lachen übertönte den Lärm unserer Verfolger. Selbst wenn ich Payeye nicht gesehen hätte, würde ich ihn an der Stimme erkannt haben.

Obwohl wir durch unsere schweren Stiefel benachteiligt wurden, gewannen wir das Rennen. Die Wilden zerstreuten sich, als die Polizisten ein paar Schüsse über sie hinweg abfeuerten. Ich wollte sogleich die Verfolgung aufnehmen; ich hoffte, Downing noch zu retten oder seine Leiche zu finden; aber Humphries redete mir das aus.

„Jetzt können wir ihm doch nicht mehr helfen,“ sagte er und faßte mich beim Arm, „selbst wenn wir wüßten, wo wir suchen sollten. Nein, es ist eine viel mühsamere Arbeit. Natürlich darf sein Tod nicht ungerächt bleiben, aber das dauert Monate. Wir müssen zur Küste zurückeilen, für dauernden Nachschub von Lebensmitteln sorgen, bis wir am Ziel sind, noch mehr Polizisten mitnehmen, um nötigenfalls zwei kleine Abteilungen zu bilden, und Sträflinge aus dem Gefängnis in Kairuku als Träger benutzen. Unser Zug ist zu groß und zu schwerfällig, um sofort etwas unternehmen zu können. Als McJntosh, der Goldsucher, ermordet worden war, brauchten wir anderthalb Jahre, die Gegend zu durchstreifen, die Gärten zu verwüsten, die Dörfer zu besetzen und die Eingeborenen von Versteck zu Versteck zu hegen, um sie zur Auslieferung des Schuldigen zu bringen. Ich glaube, eine ähnliche Aufgabe steht uns bevor, nur mit einer Ausnahme. Wir haben einen bestimmten Anhalt — Payeye. Diesen kleinen Menschenfresser müssen wir finden, dann werden wir wenigstens wissen, wo wir anzufangen haben. Aber das ist in diesen Bergen außerordentlich schwer, wenn er sich nicht finden lassen will. Ein Umstand ist allerdings für uns günstig. Kein Eingeborener

borener aus dem Gebirge verläßt sein eigenes Gebiet — aus Furcht vor seinen Feinden. Ist Pahye also erst einmal flüchtig, so dauert es nicht lange, bis wir ihn haben. Dann aber —“

Humphries' grimmiger Blick versprach dem Knaben nichts Gutes, wenn er je dem Beamten in die Finger fiele.

Ich mußte mich damit zufrieden geben, aber innerlich kochte ich vor Wut über die notwendige Verzögerung.

Obwohl wir uns klar darüber waren, daß es so gut wie nutzlos war, schickten wir doch den Unteroffizier und einige Polizisten, um alles am Wege noch einmal abzusuchen. Wir aber zogen weiter zu einer Lichtung im Wald und schlugen hier unser Lager auf. Ein australischer Eingeborener oder ein nordamerikanischer Indianer, die beide zu den besten Pfadfindern der Welt gehören, hätten wahrscheinlich genug Zeichen gefunden, die sie geradeswegs zu dem Ort geführt hätten, wohin Downing geschleppt worden war. Aber ein Papua versteht solche Künste nicht. Er kann wohl einem gut gekennzeichneten Pfad folgen, aber er hat fast gar keinen Ortssinn. Wir waren somit weder überrascht noch enttäuscht, als der Unteroffizier und seine Leute bei Einbruch der Nacht ergebnislos zurückkamen.

Am abendlichen Lagerfeuer entschlossen wir uns widerstrebend, das Suchen aufzustrecken. Wir wollten weiter in unerforschtes Gebiet vorstoßen und es dann in einem Halbkreise so umgehen, daß wir auf eine Missionsstation im Innern stießen, von wo wir dann einen Boten nach Port Moresby senden konnten. Seine Meldung würde dann die Regierung

veranlassen, einen Strafzug in die Wege zu leiten. Wir schliefen nur wenig, obwohl keine Gefahr für uns vorhanden war. Denn die Eingeborenen von Neuguinea fürchten die Dunkelheit und streifen nachts nicht umher, wenn sie keine Fackeln zum Leuchten haben.

Der Mittag des folgenden Tags fand uns bei der Kaste in einem Flussbett. Wir hatten den ganzen Tag keinen Feind gesehen. Wir erklärten es uns voll Bitterkeit durch die Annahme, die Wilden hätten nun ihren Hunger auf Menschenfleisch gestillt und legten keinen Wert mehr darauf, uns noch weiter zu folgen. Trotzdem waren wir auf der Hut. Auf allen Seiten im Dickicht waren Wachen ausgestellt, während die Mittagsmahlzeit zubereitet und gegessen wurde. Weil wir zu unruhig waren, zu rauchen und uns auszuruhen, standen Humphries und ich dann auf und begaben uns zu den Polizisten, die wir zweihundert Meter zurück auf dem Pfad gelassen hatten, den wir gekommen waren. Wir näherten uns ihnen leise; denn sie lauschten und hielten ihre Gewehre schußbereit.

„Daka?“ forschte Humphries kurz. („Was ist los?“)

„Boiboi, Taubada“, flüsterte einer von ihnen. („Ein Geräusch, Herr.“) Dann hörten auch wir, was ihre schärferen Ohren schon längst vernommen hatten, das Geräusch von Menschenstimmen, das sich uns schnell näherte.

Wer immer auch kommen mochte, jedenfalls bemühten sich die Leute nicht, dies zu verbergen, und wir wären wahrscheinlich stehengeblieben und ihnen von Angesicht zu Angesicht

entgegengetreten — wenn wir nicht Pahyes unverkennbares gellendes Lachen durch die Bäume hätten herübertönen hören.

Humphries umklammerte meinen Arm, und wir liefen zusammen mit den Polizisten zum Bach zurück. Ein Pfiff rief die anderen Wachen herbei, ein paar leise Befehle ließen die Träger mit ihren Lasten im Gebüsch verschwinden, ein paar gutgezielte Fußtritte zerstreuten die letzte rauchende Asche des Feuers in dem Wasser des Baches. Dann versteckten die Polizisten und wir uns hinter Felsblöcken, wo unsere Waffen das Ufer gegenüber an der Stelle beherrschten, wo der Pfad dort entlang lief.

Der letzte Rauchstreif zerflatterte im Wind, und die roten und weißen Kakabus hörten mit ihrem Geflatter über den Baumkronen auf, als sie uns nicht länger sahen. Kein Laut war zu hören außer dem Geplätscher des Wassers an den Steinen im Bach und dem Rauschen des Windes in den Zweigen. Unsere Falle war gelegt, und der Vorhang konnte aufgehen, daß der erste Aufzug unseres Machedramas sich abrolle.

Ein großer Mann, dessen wirre Haare durch und durch mit den Federn durchflochten waren, die den Mörder verraten, tauchte zuerst am gegenüberliegenden Ufer auf. Er hielt an und ließ seine Blicke forschend nach beiden Seiten den Bach entlang gleiten, und die Spitze seines großen Speers folgte der Richtung seiner Augen. Ein erfahrener Pfadfinder hätte mit dem einen flüchtigen Blick genug gesehen, um zu erkennen, daß Gefahr in der Nähe drohte. Aber der große Mann ließ

sich täuschen. Er wandte sich um und redete mit denen hinter sich, die wir nicht sehen konnten, und stieg dann in das Flussbett herunter.

Zwei andere folgten ihm fast gleichzeitig aus dem Gebüsch, und dicht hinterher kam Pahye — und er trug den Feder- schmuck, das Zeichen des Mörders!

Ich hob meinen Revolver und zielte auf seinen schwarzen Leib gerade über das Herz. Ich vergaß, daß der lebende Pahye uns viel mehr wert war als seine Leiche; denn ich dachte nur daran, daß Downing fort war und daß diese kleine Natter die Schuld trug.

Da entfiel die Waffe meiner Hand und klirrte zu Boden.

Mit einem Freudenschrei sprang ich auf. Humphries zog mich gerade noch zur rechten Zeit wieder hinter den Felsblock; denn der große Kerl hatte, durch mein unerwartetes Erscheinen erschreckt, seinen Speer nach mir geschleudert. Aber eine solche Kleinigkeit störte mich in diesem Augenblick nicht; denn hinter Pahye hatte ich Downing erblickt. Er hinkte mühsam und wurde an jeder Seite von einem nackten Wilden gestützt; aber unzweifelhaft war er am Leben!

Dann sprang Pahye das Ufer herunter zu seinen Kameraden im Flussbett und redete auf sie ein, und ich hörte Downing rufen: „Es ist alles in bester Ordnung, Kameraden. Kommt her und begrüßt Pahyes Freunde.“

Wir kamen näher, freilich mit einer gewissen Vorsicht, und erst als der große Mann vortrat und jeden von uns der Reihe nach umarmte, fühlten wir uns sicher. Dann liefen wir auf

Downing zu, der gleichsam von den Toten wieder auferstanden war. Wir schüttelten ihm die Hand und drückten ihn an unsere Brust, bis er um Gnade bat und um Platz, sich zu setzen. Es schien ihm Vergnügen zu machen, uns hinzuhalten; er weigerte sich, uns alles zu erzählen, was vorgefallen war, bis wir eine Kiste mit Eswaren aufgemacht hatten und der Feldkessel zu dampfen begann.

„Gestern abend“, sagte Downing, während er ein Butterbrot mit Büchsenfleisch verschlang, „hätte ich wohl Fleisch haben können; aber ich dachte, es sei möglicherweise ein Stück von euch, und so habe ich dankend verzichtet. Ich bin überzeugt, diese Kerls hier“, und er deutete auf die Leute, die ihn zu uns zurückgebracht hatten, „hatten ‚langes Schwein‘. Sie schienen etwas in dem Dorf zu braten, in dem wir die letzte Nacht verbracht haben. Jedenfalls bin ich heilfroh, daß ich es nicht war. Es hätte leicht sein können; und wenn ich mit heiler Haut davongekommen bin, so habe ich es Payeye zu verdanken.“

„Als ich gestern zurückblieb, um durch eine Lücke in den Bäumen eine Aufnahme einiger Berge zu machen, habe ich nicht aufgepaßt, wohin ich trat; so bin ich durch das Moos zwischen den Wurzeln unmittelbar neben dem Pfad eingebrochen und habe mir den Fuß verstaucht. Ich sagte Kiai, er solle zu euch laufen und jemanden mitbringen, der mich tragen helfe. Kaum war er fortgeeilt, als Payeye des Weges kam. Einen Augenblick glaubte ich, er wolle mich mit dem Speer durchbohren, den er bei sich trug; ich bekenne offen, daß mich

ein Schauer durchlief, als ich an die Federn dachte, die er so gerne tragen möchte. Ich griff hastig nach dem Revolver und feuerte ihn in die Luft ab. Dann umstanden uns auf einmal eine Menge Schwarze, und ich meinte, jetzt sei es um mich geschehen.

„Aber Payehye stellte sich vor mich hin und hielt ihnen eine Rede, und da kam auf einmal ein anderer Ausdruck in ihre Gesichter, so etwas wie Achtung und wohl auch ein bißchen Furcht. Dann hoben sie mich auf, und ein paar trugen mich den Pfad hinunter fort, während Payehye und die anderen zurückblieben.

„Nach einer Weile holten sie uns wieder ein, und wir kamen in ein Dorf. Sie luden mich ab und legten mich in eine stinkende alte Hütte. Draußen zündeten sie ein Feuer an und blieben bis in die Nacht hinein davor sitzen. Sie berieten irgend etwas. Einmal kroch ich zur Thür und schaute hinaus, Payehye schien das große Wort zu führen. Jedenfalls muß er seinen Willen durchgesetzt haben; denn nach kurzer Zeit waren sie still, und er kam zu mir herein in die Hütte. Er kann keine Sprache, die ich verstehe, aber er streichelte mir die Hand, als wolle er mich beruhigen. Dann legte er sich auf den Boden und schlief ein. Auch ich sank in Schlaf, und das nächste, wovon ich weiß, ist, daß er mich am Arm zerrte, als gerade der Morgen graute. Ich stand auf und fand, daß ich laufen konnte, wenn ich mich an irgend etwas festhielt. Dann drängten sich etwa ein Duzend Männer — die Leute da drüben — um mich und brachen mit mir auf; sie stützten mich abwechselnd auf beiden Seiten.

„Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wohin sie mich brachten, wenn auch Payeye in einem fort schwakte und lachte, als ob alles in Ordnung sei. Dann sind wir hierhergekommen und haben euch gefunden — und bitte, geben Sie mir noch etwas zu essen. Ein paar geröstete Bataten waren mein ganzes Frühstück.“

„Das ist die merkwürdigste Geschichte, die ich je gehört habe“, sagte Humphries nach einer Weile. „Ich möchte nur wissen, warum Payeye für Sie eingetreten ist und Ihr Leben gerettet hat. Denken Sie doch daran: er ist im Grund ja ein genau so schlimmer Kannibale wie nur irgendeiner, und er hätte doch Menschenfleisch bekommen und sich Mannesrecht erwerben können, wenn er Sie umgebracht hätte, wo er Sie hilflos am Pfad fand. Ich kann das nicht verstehen!“

Wieder vertrat Downing den Standpunkt, den er immer eingenommen hatte.

„Dankbarkeit, weiter nichts“, sagte er. „Ich war gut zu dem Jungen, und als er nun in die Lage kam, es mir zu vergelten, indem er mir das Leben rettete, da tat er es eben. Das ist alles. Bitte noch eine Tasse Tee.“

Humphries lachte auf.

„Dankbarkeit! — Unsinn!“ entgegnete er. „Nun, wir wollen einmal sehen, was er selbst dazu sagt. Payeye!“

Der Knabe, der mit seinen Gefährten Betelnuß kaute, stand auf und kam auf uns zu. Er war wieder der alte schweigsame Murrkopf, und ganz offensichtlich machte er sich aus unserer Gesellschaft nicht ein bißchen mehr als je zuvor.

„Fornier,“ sagte Humphries auf motuanisch, „sprich du zu ihm. Frag’ ihn, warum er Herrn Downing nicht umgebracht hat. Frag’ ihn, ob sein Bauch weh tat um den weißen Mann“; denn so umschreibt der Papua den Begriff des Mitleids.

Einige Minuten lang unterhielten sich Fornier und der Knabe im Dialekt von Mekeo; in dieser Sprache verständigten sie sich auch sonst. Dann wandte sich der alte Polizist entschuldigend zu uns:

„Meine Herren,“ sagte er, „der Knabe ist jung und ein Tor. Er sagt, sein Bauch tue nie weh um irgend jemanden. Er sagt, er habe nicht versucht, Herrn Downing zu töten, und habe auch seine Freunde nicht versuchen lassen, ihn zu töten — weil der weiße Mann zu viel weiß und ein großer Zauberer ist. Pahyeh hatte Angst, Herr Downing werde nicht sterben, sondern den schwarzen Kasten auf ihn richten, ‚Puri-Puri‘ gebrauchen und ihn verzaubern.“

So aufregend der ganze Vorfall auch war, so war er doch schnell vergessen; denn Pahyehes Freunde zogen mit uns, und noch an jenem Abend erfuhren wir in dem Dorf, in das sie uns führten, daß gerade jenseits des Tales Kapatea lag — und dort befand sich Yapike!

Mit Hilfe einer Reihe von Dolmetschern erfuhren wir am Lagerfeuer die Geschichte des geheimnisvollen Aufstandes in Kapatea.

Fünfzehntes Kapitel.

Warum es in Kapatea zum Aufruhr kam.

Ein Schwein hat das Kapateagebiet aus Rand und Band gebracht, so erzählten unsere Freunde — ein langrüsseliges, krummrückiges Schwein. Es war aus dem Dorf Lavivi weggelaufen und am Fuß eines Abhangs verendet, der das felsblockbesäte Bächlein überragt, welches Kapatea von Kevezzi, dem Bezirk im Norden, trennt. Als der Besitzer des Schweines das tote Tier fand, geriet er in schreckliche Wut und dang einen Zauberer, um herauszufinden, wer das Vorstentier umgebracht habe.

Eigentlich deutete gar nichts darauf hin, daß jemand dem Schwein den Garaus gemacht hatte. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es ausgerutscht und den steilen Hang hinuntergestürzt war. Aber wie alle Leute aus den Bergen glaubte der Besitzer des Schweines nicht an Unglücksfälle oder an Todesfälle mit natürlichen Ursachen. Für ihn gab es nur eine Ursache: Zauber. Und es gab nach seiner Ansicht nur ein Mittel, Zauber zu überwinden, nämlich durch noch mehr Zauber.

Der Zauberer, dessen Dienste er in Anspruch nahm, schaute lange nachdenklich auf das tote Schwein, schabte ein paar



„Wir kamen überhaupt nur hoch, indem wir unsere ganze Kraft
zusammennahmen, Finger und Zehen in die Felspalten drückten
und uns an jeder Wurzel, an jedem Grasbüschel festhielten.“



100 Pfund für 2 Träger — eine beachtliche Last,
wenn sie solche Steilhänge hinaufgeschafft werden muß.



Auf schwindeligem Pfad.



In den Bergen von Neuguinea.

Borsten vom Rücken und zog sich dann in die Abgeschlossenheit seiner schmutzigen Hütte im Dorf zurück. Dort vermischte er die Borsten mit allerhand Krimskrams — ein paar runden, glatten Steinen, einigen Kakadufedern, ein paar stinkenden Blättern und einem kleinen Menschenknochen — und versiegelte alles mit Schmutz in einem Stück grünen Bambusrohrs. Er legte den Bambusstab auf ein kleines Feuer und hockte den ganzen Tag daneben. Währenddessen betete er ständig seine Vitaneien her. Das machte gewaltigen Eindruck auf den Besitzer des Schweins, der unruhig vor der Hütte des Zauberers auf und ab ging.

Endlich winkte ihn der Zauberer hinein. Der unglückliche Besitzer des toten Schweins beugte sich durch den niedrigen Eingang und ließ in der Hand einen Netzbeutel aus Rankengeflecht baumeln, in dem er die Bataten und das Zuckerrohr trug — den versprochenen Lohn. Der Zauberer warf einen begehrliehen Blick auf die Lebensmittel, und erst nachdem er ungefähr ihren Wert abgeschätzt hatte, flüsterte er seinem Kunden ins Ohr, der Tod des Borstentiers sei eine Folge von Ränken, die der oberste Zauberer des Kevezzi-gebiets gesponnen habe. So schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe; er befriedigte seinen Auftraggeber und ließ seinen Neid und seine Mißgunst an seinem Rivalen aus.

Der Besitzer des Schweins schoss wie der Blitz aus der Hütte und verkündete laut schreiend, was ihm der Zauberer mitgeteilt hatte. Es fiel ihm nicht schwer, seine Genossen gegen die Bevölkerung von Kevezzi aufzuheizen. Zwischen den

beiden Bezirken bestand schon an sich eine Verstimmung; aber sie hatte sich nur in gelegentlichen Reibereien geäußert, bei denen niemand ums Leben gekommen war. Aber mit dem Schweinemord wurde die Sache anders. Zwar war ja nur der Zauberer von Kevezzi beschuldigt, aber seine Volksgenossen theilten die Verantwortlichkeit mit ihm. Büßte der Zauberer nicht mit seinem eigenen Leben, so würde er weit mehr durch den Tod seiner Verwandten leiden.

So geriet Kapatea aus Rand und Band und gebärdete sich rein wie toll, als es sich anschickte, den Tod des Schweins durch einen Kriegszug gegen Kevezzi zu rächen. Der Häuptling von Kapatea freilich ließ sich nicht von dem allgemeinen Taumel mit fortreißen, der sein Volk erfaßt hatte. Ein Papua hat bekanntermaßen ein kurzes Gedächtnis; aber der Häuptling hatte das lektmal noch nicht vergessen, wo Kapatea ebenso getobt hatte. Da waren die weißen Männer gekommen — drei an der Zahl — und hatten zusammen mit den schwarzen Teufeln von Polizisten eingegriffen. Sie hatten in den Bezirk Posten vorgeschoben und Kapatea streng bestraft. Sie hatten die Leute aus ihren Verstecken gejagt, ihre Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, ihre Gärten verwüßt und sie selbst mit feuerspeienden Stöcken getötet, bis sie sich voller Verzweiflung ergeben und versprochen hatten, sich zu bessern. Der Sohn des Häuptlings war einer von denen gewesen, die man als Rädelshführer fortgeschleppt hatte, und er war nicht wiedergekommen. Der Häuptling hatte wahrlich keine Lust, noch einmal ähnlich bestraft zu werden.

Aber in solcher Lage findet sich — unter Kulturvölkern wie unter Wilden — immer ein Führer, der den Willen des Volkes zu tun bereit ist. Kapatea fand einen solchen Mann in der Person Yapiſes aus dem Flecken Tavivi. Und was für einen Führer! Obwohl er den alten Häuptling nicht aus seiner ererbten Würde verdrängen konnte, maßte sich Yapiſe alle seine Machtvollkommenheiten an und wurde der eigentliche Häuptling. In Eile sammelte er seine Streitkräfte und ging über den Grenzfluß ins Kevezzigebiet. Dort gab er die Art der Kriegführung völlig auf, die mit Versteck und Hinterhalt arbeitet, wie sie für Neuguinea bezeichnend ist, und griff den Feind in offenem Kampf an. Er zwang seine Krieger nachts zu marschieren — trotz ihrer Furcht vor den bösen Nachtgeistern und gegen alle Sitten und Satzungen ihres Volkes, und dann überfiel er die Leute von Kevezzi im Morgengrauen und schlug sie aufs Haupt. Bald waren die Kevezzidörfer, mit denen die grasbedeckten Berggipfel übersät sind, in Blut gebadet. Zertrümmerte Hütten und ausgeraubte Gärten bezeichneten den Weg der Eindringlinge. Täglich erschollen ihre Jubelrufe und Siegeslieder von den Höhen, auf denen sie lagerten, und kündeten von den Menschenfressergelagen, bei denen sie die Leichen der Kevezzileute verzehrten. Von wildem Schrecken ergriffen, flohen die Überlebenden in das Dickicht und hielten sich dort versteckt.

Kilometerweit im Umkreis hatte die Gebirgsbevölkerung schnell die allerkleinsten Einzelheiten der Geschehnisse erfahren — aus den übermütigen Hohnreden der Krieger von

Kapatea, die über Schroffen und Schründe hinweg erklangen, gleich hörbar für Freund und Feind; aus dem verzweifeltsten Flehen der Kevezzeute, welche die befreundeten Stämme zu Hilfe riefen, um den Feind zu vertreiben. Die Nichtkämpfer gaben die Nachrichten den entfernter wohnenden Stämmen weiter, die das Geschrei nicht selbst hören konnten, und so war — durch „Buschtelegraphie“ — die Kunde von dem Aufruhr allmählich zu den Vorbergen durchgesiebert, dann in die Ebene von Mekeo und schließlich zur Küste, wo sie durch den Dorfpolizisten, den wir dort gesehen hatten, dem Beamten Connelley zu Ohren gekommen war.

Am nächsten Tag standen wir bis zum Knie in dem Allang-Allang-Gras, das den Abhang bedeckt, auf dem das Dorf Popoliata liegt, und schauten über das Thal nach Kapatea hinüber. Am Hang gegenüber standen über zweihundert Kapatealeute, und wir stellten durch das Fernglas fest, daß es meist Männer waren, mit nur wenig jungen Burschen dazwischen. Weder Frauen noch Kinder waren zu sehen, und die Männer und jungen Burschen waren bewaffnet. Selbst auf diese Entfernung konnten wir Bogen, Speere und Keulen deutlich unterscheiden.

Sie saßen auf den Felsklöben, mit denen der Kamm ihres Gebirgsrückens überstreut war. Sie verhielten sich offensichtlich ganz ruhig. Kein lautes Rufen drang nach Popoliata herüber. Und doch wußten wir, daß ihre scharfen Augen, die an weite Entfernungen gewöhnt sind, längst schon unsern Zug bemerkt hatten. Wollten sie uns in eine Falle locken,

indem sie Gleichgültigkeit gegen den weißen Mann heuchelten? Plötzlich fiel Humphries ein, daß sich ein Polizist gerühmt hatte, er verstehe die Sprache von Kapatea. Er rief ihn zu sich.

„Sie sagen, herkommen und keine Angst haben“, sagte Maikeli in dem Englisch, auf das er so stolz war. Eine volle Viertelstunde hatte er den Leuten von Kapatea etwas über das Thal zugescrien und den Antworten gelauscht, die sie zurückgebrüllt hatten. Nach dieser Einladung — oder war es eine Herausforderung? — mußte Humphries schon hinübergehen. Hätte er dies nicht getan, so wußte er, daß es mit der Achtung vor der Regierung und dem Ansehen des weißen Mannes in Kapatea zu Ende war. Ging er aber hinüber und kletterten wir die gegenüberliegende Höhe empor, wie die Fliegen an dem steilen Hang klebend — was gab uns dann die Gewähr, daß die Leute von Kapatea nicht jene Felsblöcke herabstießen und die großen Steine mit rasender Wucht herunterpolterten und uns alle zerschmetterten?

Als wir den Abhang auf der Seite von Popoliata mühsam heruntergestiegen waren und nun zum Anstieg nach Kapatea schritten, gingen die Polizisten vorsichtig voran. Wir kamen überhaupt nur hoch, indem wir unsere ganze Kraft zusammennahmen, Finger und Zehen in die Felspalten drückten und uns an jeder Wurzel, an jedem Grasbüschel festhielten, wenn wir nur den geringsten Halt bekamen. Unsere Gewehre mußten wir auf dem Rücken lassen. Wenn jene Felsblöcke wirklich angesaußt kamen, so nützten die Gewehre doch nichts.

Eröffneten die Leute von Kapatea jetzt die Feindseligkeiten, so konnte uns alle nur ein Wunder retten. Aber die Polizisten wichen und wankten nicht. Langsam kletterten sie hoch und immer höher.

Die Leute von Kapatea waren an den Rand ihres Felsrückens vorgerückt, beugten sich vor und sahen zu, wie wir da unten uns mühselig hinaufarbeiteten. Aber sie riefen weder noch lachten sie oder zeigten irgendwelche Aufregung. Hundert Meter vom Kamm hielten wir an, um Atem zu schöpfen und auf die Träger zu warten, die sich wacker mit ihren Lasten abquälten, uns nachzukommen.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Wilden am Rande des Felsrückens. Unwillkürlich griffen die Polizisten nach ihren Gewehren. „Ruhe!“ rief Humphries scharf, und die Polizisten nahmen wieder eine lässigere Haltung ein und warteten ruhig, was das Schicksal bringen würde.

Aber kein Angriff erfolgte. Die Gruppe oben teilte sich nur, um zwei Männer durchzulassen.

Der eine war ein wahrer Hüne mit gewaltigen Muskeln, die unter seiner ebenholzschwarzen Haut hervorquollen. Er war nackt bis auf das Hüfttuch aus Bastfasern des Maulbeerbaums. Seine Schultern waren gerade, die Brust frei — in scharfem Gegensatz zu der gebückten krummen Haltung des gewöhnlichen Mannes aus den Bergen. Auf dem Haupt trug er einen prächtigen Kopfschmuck aus Kakadufedern, die in sein schweres Haar verflochten waren — das Kennzeichen eines Mannes, der andere getötet hat. Nur ein Mann mit

ungeheurer Körperkraft konnte den Bogen spannen, den er trug, oder vermochte seinen schweren Speer zu schleudern. Als er näher kam, lag eine hochmütige Frechheit in seinem Blick, und seine Miene war fast königlich.

Hinterher gehinkt kam ein schwächtiges Kerlchen, dessen jämmerliche Gestalt neben seinem riesigen Genossen um so mehr auffiel. Er konnte kaum größer sein als 1,65 Meter; er war mager, und an seinen Füßen sahen wir wundte Stellen, die ihn sehr zu schmerzen schienen. Sein eiförmiger Kopf war mit straff geflochtenem Haar bedeckt, doch war es ohne Schmuck. Seine Augen unter einer ziemlich hohen Stirn waren trübe und tränend.

Der Große brach sich durch die Polizisten Bahn; er achtete sie so wenig, als wären sie überhaupt nicht vorhanden, und schritt unmittelbar auf den Beamten zu. In der Art der Weißen, mit denen er wohl früher einmal in Berührung gekommen sein mußte, streckte er uns die Hand zum Gruß entgegen, bot uns also nicht die Umarmung, mit der die Wilden aus den Bergen willkommene Gäste begrüßen.

Dann schlug er sich mit den geballten Fäusten an die Brust und nannte seinen Namen: „*Aihi-Dai*.“ Mit einer flüchtigen Handbewegung schien er seinen unbedeutenden Gefährten vorzustellen. Der Beamte schlug in die schlaffe Hand ein, die ihm der Kleine bot, und war überrascht, sich auf motuanisch angeredet zu hören.

„Häuptling *Aihi-Dai* heißt dich willkommen, Herr“, sagte

er. „Ich bin Muria“, fügte er hinzu, als ob es nicht weiter wichtig sei.

„Aber du redest ja motuanisch“, rief Humphries in derselben Sprache aus. Motuanisch ist eine Küstenmundart, deren sich die Weißen im Verkehr mit jenen Schwarzen bedienen, mit denen sie häufig in Berührung kommen. Es ist auch die amtliche Eingeborensprache der Regierung. Daß ein Gebirgler sie überhaupt kannte, war seltsam. Noch merkwürdiger aber war, daß er sie noch sprechen konnte, wenn man bedenkt, daß er sie wohl kaum noch vor kurzem gehört haben konnte.

„Ich war viele Monde im Gefängnis von Hanuabada (Port Moresby)“, war die Antwort. Das war also die Erklärung für seine Kenntniss des Motuanischen. Wenn ein Sträfling seine Zeit abgesehen hat, läßt die Regierung es sich angelegen sein, ihn wieder in sein Dorf zurückzubefördern. Wir fühlten, daß wieder einmal das Glück uns hold gewesen war. Murias unverhoffte Kenntniss des Motuanischen hatte uns einen wertvollen Helfer für die bevorstehende Aufgabe in die Hand gegeben.

Wir ließen für den Augenblick weiteres Fragen. Schon verriet uns dumpfes Donnerrollen hinter den nebelumbranten Bergen, daß ein Gewitter im Aufziehen war, und Humphries gab seine Absicht kund, ins nächste Dorf zu eilen, um dort das Lager aufzuschlagen. Muria nickte, redete kurz mit dem Häuptling und ging dann voran — zum Gipfel und dann den schmalen Kamm entlang, während Nih-Dai seinen



Alihi-Dai, „Erster Häuptling“ von Kapatea.



Muria.



Schaugerüste, auf denen die Papua ihre Toten bestatten.

Kriegern einen Befehl zurief, worauf sie den Hang hinab-eilten, um den müden Trägern zu helfen.

Auf einem freien Platz zwischen den Hütten im Dorf waren schon Stangen in den Boden gesteckt worden, um die Klappzelte aufzurichten, große „Flaschen“ aus Bambusrohr mit frischem Wasser harrten unser, und an einem halben Duzend Feuern dampften die Bataten. Wir bemerkten diese Vorbereitungen für das Lager eines Weißen mit Befriedigung. Wie alles andere bezeugten sie, daß dieses Dorf wenigstens sich nicht vor unserer Ankunft fürchtete und daß wir billigerweise auf seine Hilfe rechnen durften. Aber Humphries schüttelte den Kopf; ihm blieb es ein Rätsel, daß irgendwo in Kapatea, dessen Hände von Blut troffen, jemand, der zur Regierung gehörte, willkommen geheißen wurde.

Als das Gewitter am Abend vorüber war, saß er vor dem Lagerfeuer und suchte auf die Weise hinter die Sache zu kommen, daß er Muria ausfragte, während der Häuptling Nih-Dai mit seinen Leuten dabeisah und zuhörte. Gelegentlich übersetzte Muria seinen Genossen etwas, und ihr beifälliges Grinsen zeigte an, daß sie mit dem einverstanden waren, was er sagte.

Es stellte sich heraus, daß Muria ins Gefängnis gewandert war, weil er an den Unruhen teilgehabt hatte, die eine frühere Strafexpedition nach Kapatea geführt hatten. Wir glaubten zu verstehen, warum dieser schwache, unbedeutende kleine Mann einer von denen gewesen war, die der Stamm mit den angeblichen Mördern ausgeliefert hatte. Als Krieger

war er doch wertlos, und so war er an Stelle eines Tüchtigeren geopfert worden, dessen Tapferkeit man nicht entbehren wollte.

„Muria,“ fragte Humphries, „du weißt, warum ich hier bin?“

„Ja, Herr,“ erfolgte ohne Zögern die Antwort, „es ist Sitte, Regierung umhergehen, sehen, was die Dörfer machen.“

„Kapatea“, sagte Humphries ernst, „hat Krieg gegen Kevezi begonnen. Die Regierung ist sehr böse.“

Die Augen des kleinen Wilden blickten überrascht. „Kevezi hat ein Schwein getötet, das Kapatea gehörte, und Kapatea hat die Missetat gerächt“, sagte er. Für ihn war das ein schlagender Beweis für die Berechtigung ihres Vorgehens.

„Ich kenne die Geschichte mit dem Schwein genau, aber die Regierung duldet keine Rachezüge.“ Die Berechtigung von Kapateas Forderung versuchte der Beamte gar nicht erst in Frage zu stellen. Denn der Glaube, nach dem ein Schwein seinem Besitzer heilig ist, stellt einen zu altehrwürdigen Teil der Rechtsanschauungen der Gebirgsbevölkerung dar, als daß man ihn mit einem Schlag zerstören könnte. Nur lange und geduldige Erziehung kann die alten Vorurteile ausrotten, und den ersten Schritt dazu stellte die Festnahme und Bestrafung der Räubersführer dar, die für die Kämpfe in Kevezi verantwortlich waren.

Geschiedt brachte der Weise dann Muria dahin, daß er

Näheres vom Tod des Schweins und der Rache Kapateas berichtete. „Aber es ist nun aus, Herr“, sagte er. „Die Leute von Kapatea sind wieder in ihre Dörfer gegangen.“

„Es ist nicht eher aus, bis der Führer des Rachezuges mit Handschellen gefesselt ist“, entgegnete Humphries finster. „Wo ist Yapiße?“

Sechzehntes Kapitel.

Verrat!

Die Wilden verrieten am Lagerfeuer nicht die leiseste Spur von Aufregung, als der Beamte zum erstenmal den Namen des Mannes aussprach, den festzunehmen wir gekommen waren. Und doch konnten sie es nicht überhört haben.

„Man nennt nicht den Namen eines Toten, Herr“, sagte Muria nach einer Weile. Ein leiser Vorwurf lag in seinen Worten, als er uns so das von alters her geheiligte Verbot in Erinnerung brachte. „Vielleicht hast du es nicht gewußt. Der Mann, von dem du sprichst, ist tot.“

Yapige tot?

Es war kaum zu glauben. Nicht die leiseste Andeutung davon war uns zu Ohren gekommen, nicht einmal in Popoliata, und das in einem Land, wo die Leute meilenweit im Umkreis über die kleinsten Einzelheiten aus dem Leben ihrer Nachbarn unterrichtet sind. Allerdings hatte der Bann, der auf dem Namen eines Toten ruht, wohl bewirken können, daß man Yapiges Tod mit Schweigen überging.

„Er wurde in einen Hinterhalt gelockt und mit einem Speer getötet, Herr“, antwortete Muria auf die Fragen,

mit denen man ihn bestürmte. „Nein, nicht die Leute von Kevezzi haben ihn erschlagen, sondern jemand aus seinem eigenen Dorf Tavivi, der ihn um seine gewaltige Kraft beneidete und sie für sich selbst begehrte.“ Auch das ist ein Aberglaube der Gebirgsbevölkerung, daß die Stärke eines Erschlagenen in den Mörder übergeht.

Demnach hatten also die Leute von Kapatea nach dem Tod ihres Führers ihre blutige Fehde eingestellt und waren wieder nach Hause gezogen! Darum also hatten sie keine Furcht vor der Regierung und der Polizei, die immer nur die Auslieferung und Aburteilung des Führers verlangte. Wie konnten sie jemanden ausliefern, der verschieden war? So etwa mußten sie in ihrem schwarzen Schädel folgern.

„Und der Mörder?“ fragte der Beamte. „Haben die Leute von Tavivi, seine Verwandten, den Mord nicht gerächt?“

„Nein, Herr, sie haben ihn nicht gerächt. Der Mann, der ihn umgebracht hat, ist geflohen, man weiß nicht, wohin. Es wird auch viel Zauber nötig sein, ihn zu überwältigen; denn sind nicht die Kräfte, um die er den anderen so beneidete, nun in seinen eigenen Leib übergegangen?“

Der Beamte versuchte nicht, es zu bestreiten. Wenn Muria die Wahrheit sagte, wenn diese Erzählung von Yapiques Tod nicht ein bloßes Märchen war, das uns von der Fährte abbringen und den Mann retten sollte, der sich die Rechte von Kapateas Häuptling angemacht hatte, — so mußten wir ja in des toten Führers Dorf Beweise dafür finden.

„Ist der, von dem du redest, bestattet?“ fragte er, und

Muria bejahte. Die Leiche, so sagte er, ruhe in diesem Augenblick noch auf dem hohen Gerüst aus Stöcken, auf dem die Gebirgsbevölkerung ihre Toten beiseht, bis nur das Skelett übrigbleibt.

„Sehr gut,“ sagte Humphries und erhob sich, um kundzutun, daß die Unterredung zu Ende sei, „morgen breche ich nach Tavivi auf — und du sollst mich führen.“

„Tavivi! Nein, Herr, ich gehe nicht nach Tavivi.“ Flehentlich Einspruch entrang sich Murias Lippen, und er blickte den Weißen bittend an. „Ich will nichts mit Tavivi zu tun haben, Herr. Ich kenne den Weg nicht.“

„Tavivi liegt in Kapatea“, bestand der Beamte auf seinem Willen. „Sicher besuchst du ein Dorf deines eigenen Stammes.“

Aber Muria gab keine Antwort. Er hatte sich an den Häuptling Ahi-Dai gewandt und sprach schnell und ernst mit ihm. Offenbar gab er unsere Forderung weiter, und der Häuptling wollte nichts davon wissen. Wenn man ihre Gesichter beobachtete, konnte man erkennen, daß irgendwie Furcht der Grund für die Weigerung war. Man konnte es eigentlich wohl verstehen.

Dunkel entsannen wir uns jetzt auf Stellen aus Regierungsberichten, die wir gelesen hatten. „Tavivi, der Ort, wo nach der Aussage der Eingeborenen viele getötet und aufgefressen worden waren.“ „Der Patrouille war es unmöglich, weiter vorzudringen, weil die Bevölkerung von Tavivi eine überaus feindselige Haltung annahm und sich unserem Vor-

gehen widersezte.“ „Die Eingeborenen sagen aus, die Leute von Tavivi hätten an einem Abend sechs Leute erschlagen und aufgefressen.“ Ein böser Platz also, dieses Dorf Tavivi, so recht zum Geburtsort eines solchen Unholdes geschaffen, wie es Yapike gewesen war. Es würde dem Mann nicht so leicht verzeihen, der es jetzt nach seiner Beteiligung an der Fehde der Regierung auslieferte. Dieser Führer würde in der That nach dem Abzug der schützenden Polizei gebrandmarkt sein.

Doch sah Humphries darin kein Hindernis zur Ausführung seines Planes. „Wir brechen morgen auf und marschieren nach Tavivi“, sagte er nochmals und entließ sie dann mit dem motuanischen Gutenacht: „Bamahuta“.

Dann gingen sie fort — anscheinend mit Widerstreben —, und bis tief in die Nacht hinein konnten wir vernehmen, wie sie laut und eifrig die Angelegenheit erörterten. Ahi-Dai schien das Wort zu führen. Seine tiefe Stimme drang aus der Hütte deutlich an unser Ohr, in der sich die Männer versammelt hatten. Leise erhob sich Humphries von seiner Lagerstatt, rief den Posten, der vor dem Zelt auf und ab ging, und befahl ihm, unverzüglich den Polizisten zu holen, der die Sprache von Kapatea verstand.

Er erschien sogleich. Sein weißer Anzug aus Kattun hob sich deutlich gegen die Dunkelheit der Nacht ab.

„Was diese Leute reden?“ fragte der Beamte, als er den Polizisten am Eingang des Zeltes erblickte. Der Mann lauschte gespannt. „Sie reden, wer euch nach Tavivi führen“, meldete er endlich; aber mehr wußte er nicht zu sagen.

„Sie wissen, du Kapateanisch reden?“

„Nein, Herr.“

„Dann sie dürfen nicht erfahren. Du lauschen, was sie reden, mir erzählen, allezeit. Verstehen?“

„Ja, Herr.“

„Dann du wieder schlafen gehen.“ Der Polizist grüßte steif und verschwand.

Beim Morgengrauen weckte uns der Posten. Die Leute in den Hütten waren schon auf den Beinen. Wir erblickten auch Muria. Er kaute an einer kalten gerösteten Batate. Humphries hatte schon befürchtet, der kleine Wilde werde das Weite suchen, um die Aufgabe nicht übernehmen zu müssen, die wir von ihm verlangten. Aber Muria hockte nicht weit vom Zelt ganz ruhig am Boden. Er kam erst näher, als wir unser eigenes Frühstück gegessen hatten. Dann wandte er sich an uns: „Taubada.“ Als wir ihm zugewandt hatten, er möge nur näher treten, fuhr er auf motuanisch fort: „Du wirst nach Tavivi geführt werden.“ Freilich lag ein falscher Blick in seinen tränenden Augen, und wir waren froh, daß wir den Polizisten am Abend vorher insgeheim angewiesen hatten, die Ohren offen und den Mund geschlossen zu halten. Humphries schärfte nochmals allen Polizisten ein, gegen Verrat auf der Hut zu sein.

Endlich gab er den Befehl zum Aufbruch. Die Krieger folgten zum Tor des Dorfs und machten da halt. Offenbar wollten sie nicht weiter mitgehen. Nur Muria und der große Häuptling begaben sich an die Spitze unseres Zugs.

Humphries brach zuletzt — mit der Nachhut — auf. Ein Mann trat vor und hielt dem Beamten seine Arme entgegen. So überrascht dieser war, er ging doch zu ihm hin, ließ sich umarmen und erwiderte die Umarmung. Freilich war ihm die Sache ein Rätsel.

Nur ein Häuptling nämlich umarmt einen ankommenden oder scheidenden Gast. Der Mann, der ihm Lebewohl geboten hatte, mußte demnach der Häuptling des Dorfs sein, das wir eben verließen. Wir hatten Ahi-Dai für den Häuptling gehalten. Das war also ein Irrtum gewesen. Wer war dann aber Ahi-Dai, daß sie ihm alle so ehrerbietig begegneten und ihr Häuptling zugunsten des Großen auf seine Rechte verzichtete? Erst beim Abschiednehmen hatte der Dorfhäuptling sich zu erkennen gegeben, und zwar möglicherweise nur deshalb, weil Ahi-Dai nicht gut denen Lebewohl sagen konnte, die er selbst begleitete. Humphries besprach die Angelegenheit, als wir rasteten.

Als wir Muria nach der Lösung des Rätsels fragten, sagte er, der große Mann sei ein „erster Häuptling“ in Kapatea, aber es war ihm gänzlich unmöglich, uns nun den Unterschied zwischen dem Häuptling eines Dorfes und einem „ersten Häuptling“ klarzumachen. Offenbar beherrschte er das Motuanische nicht genug, um das Gewirr von Erblichkeit und Vorfahren erklären zu können, auf Grund dessen Ahi-Dai seine Würde innehatte. So ließen wir es dabei bewenden; wir wußten allerdings nicht, ob Muria nichts sagen konnte oder nichts sagen wollte.

So trotteten wir Weißen, die Polizisten und die Träger hinter dem großen Wilden und seinem kleinen Knappen her; die Wege waren für Neuguinea ausgezeichnet. Dies überzeugte den Beamten schließlich, daß man uns richtig führte. Denn kein Mann aus den Bergen zeigt einem Fremden, dessen Freundschaft er nicht sicher ist, seine besten Wege, damit er sie nicht seinen Feinden verrate.

Ab und zu kamen wir in ein Dorf und wurden von der Bevölkerung ruhig und mit anscheinender Freundlichkeit begrüßt. Aber immer galt die besondere Verehrung der Eingeborenen dem „ersten Häuptling“ und seinem kleinen Begleiter, der ihm nicht von der Seite wich. In diesen Dörfern fanden wir neuerrichtete Bestattungsgerüste auf Stangen, die sieben Meter vom Boden aufragten. Oben in den Hochsitz hineingezwängt waren Menschenleichen, die deutlich als solche von Männern zu erkennen waren. Offenbar hatte Kapatea in dem Waffengang mit Kevezzi erhebliche Verluste gehabt.

Durch den Mund Murias, der uns Dolmetscherdienste leistete, stellte der Beamte in diesen Dörfern viele Fragen. Immer erhielt er die gleichen Antworten. Hier und da wurde vielleicht eine Einzelheit hinzugefügt oder weggelassen, aber in der Hauptsache stimmten sie überein. Stets fragte Humphries nach dem Führer des Aufstandes, aber er achtete die Sitte der Eingeborenen und erwähnte Yapises Namen nicht. Immer verstanden ihn die Eingeborenen und sagten, der Mann, den wir suchten, sei tot und in Tavivi bestattet.

Bei diesen Unterhaltungen stand der Polizist Maikeli stets in der Nähe. Er verzog keine Miene, lauschte aber gespannt. Mit keinem einzigen Wimperzucken verriet er, daß er verstand, was man sagte. Anscheinend hatten sowohl der Häuptling Nih-Dai wie auch Muria vergessen, daß einer von uns von den Felsen in Popoliata herab zu ihnen in ihrer eigenen Sprache geredet und ihre Einladung an den Weißen entgegengenommen hatte, doch herbeizukommen und keine Angst zu haben.

Wenn Humphries gehofft hatte, durch den Polizisten ein falsches Spiel unserer Führer oder der Bevölkerung von Kapatea aufzudecken, so hatte er sich getäuscht. Muria, so sagte uns Maikeli, übersetze ganz richtig und gebe sich keine Mühe, die Antworten irgendwie zu beeinflussen. Oberflächlich betrachtet, sah alles so offen und ehrlich aus; aber gerade darum machte sich der Beamte Sorgen. Wie die meisten wilden Völker, reden auch die Papua denen nach dem Mund, die sie befragen. Sie versuchen immer, das zu sagen, was der Frager ihrer Meinung nach hören will. Wenn man daher zwei verschiedenen Leuten die gleichen Fragen vorlegt und der eine die Antworten des anderen nicht hört, so sagt er sehr wahrscheinlich etwas ganz Verschiedenes. Wenn daher eine Anzahl von ihnen selbst bis in die Einzelheiten hinein dasselbe aussagt, so ist das höchst verdächtig.

Und hier behauptete nun ein ganzer Stamm übereinstimmend, zwischen Kapatea und Kevezzi herrsche Friede, und ihr letzter Führer sei tot. Allmählich gewann Humphries die

Überzeugung, daß wir gefoppt und genasführt wurden; nur konnte er das Truggewebe noch nicht aufdecken. Er wurde seiner Sache noch gewisser, als er in einem Flecken sah, wie ein Mann sich hinter der Menge versteckt hielt; er erkannte nämlich in ihm jemanden wieder, den er vor zwei Tagen in einem anderen Dorf erblickt hatte. Es erschien ungereimt, daß er allein hierhergekommen sein sollte, statt sich unserm Zug anzuschließen.

Vier Tage waren Ahi-Dai und Muria nun schon dabei, uns nach Tavivi zu führen. In dieser Zeit hätten sie eigentlich zu jedem Punkt im Kapateagebiet gelangen müssen. Kein Eingeborenenbezirk ist so groß, daß man ihn nicht in dieser Zeit hätte durchqueren können. Humphries stellte Muria zur Rede.

„Morgen,“ sagte der kleine Führer und zeigte nach dem Zenit, „morgen, wenn Sonne oben ist, erreichen wir Tavivi.“

Aber am Mittag des folgenden Tags arbeiteten wir uns immer noch durch das Dickicht des Gebirges, und als jemand zufällig auf seinen Kompaß schaute, entdeckte er, daß wir nach Südwesten marschierten statt nach Nordosten, wohin wir wollten! Wir waren im Kreis gelaufen und kehrten dahin zurück, von wo wir gekommen waren!

Wir machten eben in einem Dörfchen halt, das wir nach den erst halb fertigen Hütten für eine neue Anlage hielten. Offenbar hatten wir die Erbauer bei ihrer Arbeit gestört; denn in dem weichen Erdboden waren frische Fußspuren zu erkennen.

Auf einem Baumstamm saßen Muria und der Häuptling Ahi-Dai; sie waren dabei, mit ihren scharfen Zähnen Zuckerrohr abzuschälen und sich den Mund mit dem saftigen Mark vollzustopfen. Beim Essen wechselten sie leise einige Worte. Humphries warf einen Blick hinüber und sah sie einen Augenblick verächtlich an.

Dann sprang er auf.

„Der kleine Wilde hintergeht uns“, sagte er mit drohendem Funkeln in seinen Augen. „Ich will einmal ein ernstes Wort mit ihm reden.“

Siebzehntes Kapitel.

Tavivi.

Muria stand langsam auf, als Humphries auf ihn zuschlenderte.

„Muria,“ fuhr ihn der Beamte auf motuanisch an, „du führst uns falsch.“

Die Hände des kleinen Wilden wehrten entschuldigend ab: „Herr, ich mache es, so gut ich kann“, antwortete er. „Ich suche Tavivi.“

„Suche Tavivi!“ äffte Humphries nach. „Warum solltest du denn Tavivi suchen? Es liegt in Kapatea, und du bist auch aus Kapatea. Du brauchst doch ein Dorf in deinem Bezirk nicht zu suchen!“

Muria sah ihn bittend an und lächelte verbindlich. „Du kennst Kapatea nicht, Herr“, sagte er demütig. „Es ist groß. Selbst ich habe mich verirrt. Ich kann Tavivi nicht finden.“

Er schaute uns listig an, um zu sehen, wie seine Lüge von uns aufgenommen wurde. Denn er log. Kein Papua aus den Bergen verirrt sich in seinem eigenen Bezirk, den er von Kindheit an durchstreift hat. Selbst gesetzt den Fall, Muria hätte die Richtung verloren, so war es unmöglich, daß dies

gleichzeitig auch dem Häuptling Ahi-Dai passiert war. Mein, die Sache verhielt sich anders, ganz anders. Man führte uns aus irgendeinem Grund absichtlich in die Irre.

Mit einem Ruck packte Humphries den kleinen Führer an der Schulter und schüttelte ihn hin und her.

„Du Hund, du Katze“, schrie er ihn an, indem er die Schimpfworte gebrauchte, die, wie er wußte, den andern am tiefsten beleidigen mußten. „Du lügst.“ Dann versetzte er dem Schwarzen eine schallende Ohrfeige, holte wieder aus und gab ihm auf die andere Backe einen Schlag mit dem Handrücken.

Muria flog zurück. Seine tränenden Augen loberten in Haß und Rachgier. Dann begannen seine Tränen zu fließen, das Blut lief ihm aus der Nase, und er kroch schluchzend zu uns heran.

„Taubada,“ heulte er, „ich weiß nicht, wo Tavivi liegt.“

Humphries winkte dem nächsten Polizisten. „Leg' ihm Handschellen an“, befahl er, und Muria wurde auf die Füße gestellt und gefesselt.

„Und der andere, Herr?“ fragte der Polizist.

Ahi-Dai war aufgesprungen und sah uns wütend und erstaunt an. Mit der Hand umklammerte er den riesigen Speer, als ob er seinem kleinen Genossen beistehen wollte. Humphries zögerte. Es war leicht zu sehen, welche Gedanken ihn durchzuckten. Der Große war augenscheinlich eine bedeutende Persönlichkeit in Kapatea, ein „erster Häuptling“, wie man uns gesagt hatte. Er hatte uns in dem Bezirk willkommen geheißen, für uns Bürgschaft geleistet und uns so ein

gewisses Maß von Sicherheit gewährleistet. Wenn wir es ihm vergalten, indem wir ihn gefangen nahmen, hieß das nicht einen Angriff seiner Leute heraufbeschwören, die natürlich versuchen würden, ihn zu befreien? Andererseits konnte es aber auch die entgegengesetzte Wirkung haben — nämlich unser Ansehen noch erhöhen als Männer, die sich auch nicht vor einem „ersten Häuptling“ fürchteten! Vielleicht kamen wir so also noch leichter dahin, wohin wir wollten.

„Was denken Sie?“ fragte er. „Ich muß rasch handeln.“

Wir wurden der Nothwendigkeit enthoben, eine Entscheidung zu treffen. Der Häuptling Ahi-Dai handelte für uns. Fast als wenn er die Frage verstanden hätte, drehte er sich rasch um, sprang über den Baumstamm, auf dem er gesessen hatte, und stürzte in das schützende Dickicht.

Zwei Polizisten eilten sogleich hinter ihm her, aber sie liefen nicht weiter als bis zum Waldrand. Humphries hatte nicht befohlen, daß sie auf den fliehenden Häuptling schießen sollten, und sie sahen wohl ein, wie nutzlos der Versuch sein würde, einen Mann aus den Bergen in seinen heimischen Verstecken zur Strecke bringen zu wollen.

„Da haben wir die Bescherung“, sagte Humphries verzweifelt. „Säßen wir nicht schon bis zum Hals in der Zinte, so kämen wir jetzt hinein. Alle Wilden von Kapatea werden uns in wenigen Stunden die Ohren vollbrüllen. Ich möchte wissen, ob wir dieses Karnickel“, — er deutete mit einem Nicken des Kopfes auf Muria — „dazu bringen können, daß er uns nach Taviwi führt.“

„Ich bin der Ansicht, er weiß, wo es liegt“, sagte ich zuversichtlich. „Ich möchte nur wissen, warum er uns zunächst so kreuz und quer geführt hat.“

„Zwei Erklärungen sind möglich“, antwortete der Beamte. „Die eine ist, wir sollen müde werden, und unsere Vorräte sollen zur Neige gehen, so daß wir entweder den Bezirk verlassen müssen oder, wenn sie uns einen Hinterhalt legen, leicht von ihnen überwältigt werden. Die andere ist, daß Yapike gar nicht tot ist und daß Muria und der Häuptling zu große Angst vor ihm haben, als daß sie uns in seine Feste führen wollen, weil sie später dafür zu büßen hätten.“

Er wandte sich wieder an Muria. „Du führst uns jetzt nach Tavivi, oder ich bringe dich hinunter zur Küste und lasse dich ins Gefängnis werfen. Vielleicht lasse ich dich sogar hinrichten!“, drohte er, obwohl es ihm fernlag.

Muria fing an zu heulen. „Mein, Herr“, flehte er. „Nicht Tavivi.“

Humphries blieb fest: „Tavivi oder das Gefängnis!“

„Die Leute von Tavivi sind böse, Herr. Sie werden mich umbringen.“

„Die Regierung wird dich beschützen.“

Plötzlich hörte Muria auf, sich das Blut und die Tränen vom Gesicht zu wischen, und seine Hand berührte den kleinen Messbeutel, den er vom Halse herabhängend trug. Ein erschlagener Blick kam in sein Gesicht, und ich hätte gar zu gern gewußt, was dabei in seinem Hirn vorging.

„Also abgemacht, Herr?“ sagte er. „Wir gehen nach Tavivi.“

Humphries nickte. Dann rief er einen Polizisten. Aus einem Bündel holte man einen Strick hervor, den man fest an die Kette band, welche die Handschellen an des Führers Handgelenken zusammenhielt. Das andere Ende des Strickes schlang sich der Polizist um den Leib, und zwar so, daß zwischen beiden Männern ein Abstand von etwa zwei Metern war.

„Nun versteh' mich recht, Muria“, sagte Humphries. „Wenn du versuchst, wegzulaufen, tötet dich der Polizist. Werden wir überfallen, so sterben vielleicht einige von uns, aber du stirbst zuerst. Verstehst du? Führe uns richtig, und wenn wir in Tavivi sind, bist du frei.“

Daß er den Weg kannte, zeigte sich rasch. Wären wir uns selbst überlassen worden, so hätten wir wahrscheinlich einen Weg eingeschlagen, der in nordöstlicher Richtung den Kamm entlang aus dem Dorf führte. Aber Muria wandte sich mit der Vorhut scharf bergab und wies uns einen kleinen Pfad, den dort keiner vermutet hätte, so gut war er versteckt.

Ich war eigentlich an der Reihe, den Zug zu führen; aber als Humphries mit den führenden Polizisten voranging, übernahm ich es, die Träger in Bewegung zu setzen und nachzusehen, daß keine Last zurückblieb.

Trotz meiner Wachsamkeit war indessen schon der letzte Träger unterwegs, als ich entdeckte, daß ein 50-Pfund-Ballen Reis übersehen worden war. Ärgerlich bückte ich mich und hob ein Ende auf, während Polizist Dengo nach dem anderen griff. Bis wir die anderen einholten und den Träger fanden, dem die Last gehörte, mußten wir beide sie tragen.

Da hörten wir etwas durch die Luft zischen, und als ich mich unwillkürlich zurückbog, bohrte sich ein Pfeil in den Reissack. Meine erschrockenen Augen ruhten einen Augenblick auf dem finster blickenden Gesicht des alten Ahi-Dai, der mich aus dem Gestrüpp in der Nähe anstarrte und dann wieder im Dickicht untertauchte. Dengo und ich nahmen den Reissack, zogen den Pfeil heraus und eilten den Trägern nach. Aus dem Gebüsch ertönten wilde Rufe der Enttäuschung, und ich erschauerte. Ein paar Zentimeter Unterschied in der Flugbahn des Pfeils, und er hätte mich durchbohrt. Während der ganzen Zeit, wo wir im Dorf gewesen waren, hatten die Bewohner offenbar im Gestrüpp in der Nähe verborgen gelegen.

An jenem Abend schlugen wir unser Lager unmittelbar am Rand eines steilen Abgrundes auf, so daß von einer Seite kein Angriff möglich war. Auf den anderen Seiten stellten wir Doppelposten aus. Als ich noch einmal die Posten nachsah, ehe ich meine Lagerstatt aufsuchte, blickte ich auch in das Zelt der Polizisten.

Muria trug noch immer die Handfesseln, und man hatte noch ein zweites Paar um seine Knöchel gelegt. Der Strick verband ihn immer noch mit dem Polizisten, während ein zweiter Strick an den Fußfesseln angebunden war. Diesen hatte sich der Unteroffizier um den Leib geschlungen. Nur ein Entfesselungskünstler hätte sich losmachen können.

Am Spätnachmittag des folgenden Tages wurde unser Weg plötzlich breiter, und wir wußten daher, daß wir uns dicht

vor einem Dorf befanden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten wir unsere Späher ausgeschickt und wären dann tapfer einmarschiert. Es war sicher, daß unser Kommen bekannt war, und daß man Posten längs unseres Wegs ausgestellt und wieder eingezogen hatte. Aber kein aufgeregtes Geplapper drang von der Biegung vor uns an unser Ohr, kein Hundegell, kein Zeichen von Unruhe. Das Dorf war verlassen worden, als wir näher kamen, und so angespannt wir auch lauschten, wir hörten keinen Laut, der die verdächtige Stille durchbrach.

Ich schaute auf Muria, der teilnahmslos auf dem Pfad stand. Seine weitgeöffneten Augen, seine geweiteten Nasenflügel ließen erkennen, daß er innerlich stark erregt war. Auf einmal kam Humphries von hinten vor, rief zwei Polizisten zu sich und zog den Revolver aus dem Gürtel.

Das Tor in der Einpöhlung, die das Dorf umgab, stand einladend offen. Wir gingen langsam heran und blickten hinein. Das Dorf war ungewöhnlich groß. An den Seiten der breiten Hauptstraße standen dreißig oder vierzig fest gebaute Hütten. Aber kein lebendes Wesen war zu sehen.

Vorsichtig geleiteten wir unsern ganzen Zug hinein und stellten ihn dicht an der Umzäunung auf, wo die Träger wenigstens Rückendeckung hatten, wenn es zum Kampf kam. Die Polizisten faßten in gewissen Abständen vor ihnen Posten.

„Muria, was für ein Dorf ist das?“ fragte Humphries.

„Herr,“ kam die Antwort in einem Ton, dem man den Stolz anhörte, „dies ist mein eigenes Dorf.“

„Dein eigenes Dorf, so? Wie heißt es denn?“

„Herr, dies ist Tavivi.“

Wir starrten den kleinen Wilden ungläubig an. Wenn er von hier war, warum hatte er sich dann so gesträubt, uns herzuführen? Wenn Yapike, wie er nicht müde wurde zu versichern, tot war und Kapatea sich nicht mehr im Kriegszustand befand, wach' Grund lag dann für seine Angst vor, uns hinzuführen?

„Wo ist der Leichnam des toten Mannes?“ fragte Humphries. Schweigend hob Muria seine gefesselten Hände und deutete nach dem anderen Ende des Dorfes. Über den Dächern erhob sich das obere Ende eines Bestattungsgerüstes, und selbst auf diese Entfernung hin konnten wir sehen, daß das Gerüst einen Leichnam enthielt.

Humphries ließ Muria entfesseln. „Komm mit“, sagte er, „und versuche nicht wegzulaufen. Wenn du die Wahrheit gesagt hast, kannst du gehen. Hast du aber gelogen und willst weglaufen, so schieße ich dich nieder.“

Als wir die Straße zum Bestattungsgerüst hinunterschritten, hatte ich das unbehagliche Gefühl, daß irgendwo im Gebüsch um uns neugierige und feindselige Blicke uns beobachteten.

Plötzlich schrie Muria auf, und aus einer der Hütten stürzte eine schwarze Gestalt geradeswegs auf uns zu. Als wir nach den Waffen griffen, sahen wir, daß es eine Frau war. Sie umschlang Muria und stieß unterdrückte Rufe aus, die wie Freude klangen. Aber die ganze Zeit blickte sie beständig ängstlich nach dem Ausgange hin.

„Vavine lao“, sagte Muria als Antwort auf unsern fragenden Blick. „Es ist meine Frau, Herr, und sie sagt, ich müsse sterben.“

„Die Regierung wird dich beschützen“, beruhigte ihn der Beamte. „Was hast du denn getan, daß dein eigenes Dorf sagt, du mußt sterben?“

Muria sah uns verwirrt an und blickte ebenfalls nach dem Aufsehtor. „Herr,“ sagte er, „es ist die Blutrache. Ich war es, der den Mann getötet hat, der auf dem Gerüst bestattet liegt.“

Ich mußte fast lachen. Ich konnte es unmöglich glauben. Dieser Kleine der Mörder des furchtbaren Yapike? Aber wenn dem wirklich so war, der Mord war ja vielleicht aus dem Hinterhalt geschehen. Es konnte schließlich doch möglich sein.

Meine Augen musterten das Bestattungsgerüst, und im selben Augenblick füllte sich das Thor plötzlich mit wilden Gesichtern; schwarze Leiber schoben und drängten sich in die Umzäunung herein, und im Nu begannen hundert Bewaffnete sich langsam gegen uns in Bewegung zu setzen. Augenblicklich zogen Humphries und ich uns auf unsern Zug zurück. Muria, den die Frau immer noch umschlungen hielt, stand wie versteinert da.

Wir hörten, wie der Unteroffizier einen Befehl gab, und die Polizisten schwärmten in Schützenlinie über die Dorfstraße aus. Dann sahen wir uns um. Die Wilden gingen nun zum Sturm über, schwingen ihre Waffen und stießen gellende Schreie aus.

„Verrat, Herr, Verrat!“ rief der Polizist Maikeli. „Muria hat uns in eine Falle gelockt.“

Da plötzlich kam Leben in den Kleinen. Er stieß die Frau von sich und bückte sich so, daß der kleine Netzbeutel an seiner Schulter frei herunterhing. Er griff mit der Hand hinein und führte sie dann an den Mund.

Den Lärm der anstürmenden Wilden laut übertönend, durchschnitt ein schriller Pfiff die Luft — einmal, zweimal, dreimal.

Die Wirkung auf die Leute aus dem Dorf war überwältigend. Wie ein Mann hielten sie im Ansturm inne und setzten sich hin!

Muria schrie ihnen nun etwas zu. Rasch flossen die Worte von seinen Lippen; er ging auf die am Boden kauern den Krieger zu, blieb einige Meter vor ihnen stehen und gab dann einen letzten Befehl. Wieder führte er die Pfeife an die Lippen. Noch ein Pfiff, und die Wilden sprangen auf, machten kehrt und gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Die Frau war jetzt wieder zu dem Kleinen Wilden herangetreten. Er bedeutete ihr, sie solle den Kriegern folgen. Dann wandte sich Muria wieder zu uns, und seinen Lippen entrang sich ein schallendes Gelächter, laut, siegesgewiß und höhnisch. Im nächsten Augenblick eilte auch er spornstreichs zu dem Ausentor, so schnell ihn seine Beine trugen.

„Was bedeutet das? Was hat er ihnen zugerufen?“ fragte Humphries laut auf motuanisch.

Der Polizist Maikeli schüttelte den Kopf. „Er stand so weit ab, daß ich nur ein paar Worte verstanden habe“, antwortete er. „Er sagte ihnen, sie sollten auf die Pfeife ihres Herrn hören und gehorchen, und dann befahl er, sie sollten gehen.“

Achtzehntes Kapitel.

In unbekanntes Gebiet hinein.

Humphries strich sich nachdenklich übers Kinn und schaute die Dorfstraße hinunter zum Tor, durch das Muria eben verschwunden war.

„Mit unserer Verfolgung der Leute von Kapatea ist es nun wohl, wie die Eingeborenen sagen, ‚Ganz Ende‘, bemerkte er. „Ohne Führer würden wir einfach im Kreis herumlaufen und nirgendwohin gelangen; außerdem würden wir den knappen Vorrat an Lebensmitteln aufzehren, der uns noch bleibt. Zudem ist dies ja keine Strafexpedition, und Kapatea scheint wieder ruhig zu sein. Wenn Yapike tot ist, so wird eine Zeitlang Frieden herrschen. Ich werde mir jetzt einmal das Bestattungsgerüst näher anschauen.“

Freilich kletterte keiner von uns die einfache Leiter hinauf, um den Leichnam in Augenschein zu nehmen. Es gibt Dinge, bei denen jedem übel wird. Wir überzeugten uns nur, daß wirklich eine Leiche oben lag, allem Anschein nach die eines Häuptlings.

Aufs genaueste wurde nun der Dorfpolizist Kaiwa vernommen, der einst so prahlerisch von seinem „Freund“ Yapike

geredet hatte. Er blieb dabei, er kenne ihn nicht. Er versicherte erneut, er habe nur den Trägern von der Küste bange machen wollen. Er glaube steif und fest, daß Muria und die anderen Kapateaner uns die Wahrheit gesagt hätten und daß Yapike tot sei.

Als wir schließlich die Hoffnung aufgaben, etwas aus ihm herauszubekommen, eilte er schnell zu seinen Genossen zurück. Einige Augenblicke darauf hörte ich ihn unbändig lachen. Mochte er aber auch fast Krämpfe vor Lachen bekommen, die Träger teilten seine Heiterkeit nicht im geringsten; sie sahen ihn vielmehr bestürzt an, als fragten sie sich, ob er plötzlich den Verstand verloren habe.

„Wir müssen uns jetzt schlüssig werden, was wir zunächst tun“, sagte Humphries. „Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß sehr viel, vielleicht sogar unser Leben, von diesem Entschluß abhängt. Im wesentlichen ist es eine Proviantfrage. Wenn wir uns auf dem kürzesten und sichersten Wege über Kerepi zur Küste zurück durchschlagen, reichen unsere Lebensmittel hin.“

„Anderseits sind wir hier in Tavivi. Kein Weiser ist meines Wissens weiter vorgedrungen. Dort drüben im Osten liegt die Pole-Kette. Das dazwischenliegende Gebiet kennen wir nicht. Wie es auf dem Pole-Gebirge aussieht, wissen wir auch nicht. Wenn wir hinaufgelangen können und dem Kamm südlich folgen, kommen wir zur rechten Zeit an die Küste. Ja, das große Wenn! Sie sollen selbst entscheiden, welcher Weg nach Ihrem Gefühl richtig ist. Rücksicht auf die Polizisten

und die Träger brauchen Sie dabei nicht zu nehmen. Was wir auch tun, sie werden immer noch besser fertig als wir.“

Wir überlegten nicht lange. Downing gab meinen eigenen Gedanken Ausdruck, und ich wußte, daß Humphries ebenso dachte.

„Das Glück ist uns hold“, sagte der Photograph. „Ernstliches Mißgeschick hat uns eigentlich bisher nicht betroffen. Wir haben nicht einen Mann verloren. Kapatea war nicht besonders feindselig. Vorwärts zur Pole-Kette, benutzen wir die Möglichkeit, wer weiß, wann sie sich uns wieder bietet!“

Als wir die verhältnismäßig sichere Stellung im Dorf aufgaben und weiterzogen, trafen wir besondere Vorsichtsmaßregeln; denn wir dachten an den üblen Ruf der Leute von Tavivi. Jeder Träger mußte eine Art, ein Beil oder ein Messer in die Hand nehmen, statt es an seine Last angebunden zu tragen. Die Polizisten trugen ihre Gewehre schußbereit in der Hand und durften sie nicht am Riemen auf den Rücken hängen. Unsere eigenen Pistolentaschen waren aufgeknöpft, und unsere Hand lag am Revolver. Wenigstens vier Polizisten waren jederzeit bei der Vorhut und ebenso viele beim Nachtrab. Die übrigen wurden auf der Linie der Träger verteilt.

Wir sahen keinen einzigen Wilden, als wir Tavivi verließen. Mit Hilfe eines Kompasses marschierten wir genau nach Osten. Der Pfad war breit, und wir folgten ihm rasch bis an einen kleinen Bach. Auf der anderen Seite fanden wir nur einen schmalen Jagdsteig, der sich in Zickzackwindungen den

Hang hochschlängelte. Er stieg ganz gefährlich steil vom steinigen Flußbett hinan, und wir kamen nur zentimeterweise vorwärts, denn wir mußten den einen Fuß immer erst sorgsam sichern, ehe wir den anderen aufhoben.

Wir gingen zu viert an der Spitze. Plötzlich hörten wir ein markerschütterndes Geschrei hinter uns. Die Träger warfen ihre Lasten ab und suchten sich auf dem engen Steig zusammenzudrängen, bis es unmöglich war, an ihnen vorbeizukommen. War ein Überfall auf die Mitte des Zuges erfolgt? Keine Schüsse drangen an unser Ohr, nur jenes Schreien, das von dem Bach unterhalb des Pfads herzukommen schien. Die Träger riefen, einer von ihnen sei von einem Speer durchbohrt oder mit einem Knüttel niedergeschlagen worden und dann hinuntergestürzt; jetzt schleppten ihn die Wilden fort.

„Hier stehenbleiben!“ befahl ich den beiden Polizisten, und Downing rief ich zu: „Bleiben Sie bei ihnen, bis Sie etwa einen Schuß oder meinen Pfiff hören. Dann kommen Sie schnell.“

Ich kauerte mich nieder und rutschte zum Bach hinunter, indem ich mich an allem festhielt, was den jähen Rutsch nur irgendwie abbremsen konnte — an Wurzeln, Pflanzbüscheln und Steinen. Dann lief ich den Bach entlang zurück. Oben über mir konnte ich die Träger hören und ab und zu auch wohl flüchtig sehen.

Da drang aus dem Wasser ein Klatschen an mein Ohr. Das Schreien wurde immer lauter. Ich lief um eine kleine Biegung und sah ein menschliches Wesen sich im Bach herum-

wälzen. Nach seiner braunen Haut mußte es ein Träger sein. Ich stürzte ins Wasser, ergriff ihn beim Schopf und zerrte ihn hoch. Ein furchtbarer Anblick bot sich meinen Augen.

Vom Hals bis zu den Lenden, hinten und vorn, war seine Haut fast vollständig fort, und nur das rohe, blutende Fleisch war zu sehen. Es sah aus, als wäre er bei lebendigem Leib geschunden worden. Ich kannte ihn. Er war noch ein Knabe. Als ich dabei geholfen hatte, die Lasten zu verteilen, hatte ich ihm absichtlich etwas Leichtes gegeben: einen Eimer, in dem sich die strohverpackten Säureflaschen befanden, die einen notwendigen Teil unserer photographischen Ausrüstung bildeten.

Es war klar, daß er ausgeglitten und heruntergestürzt war. Die Flaschen waren aus dem Eimer gefallen; eine war entzweigeschlagen und hatte ihn mit Säure begossen.

Ich pfiff, und sogleich kam Downing herbei. Noch ehe er uns erreicht hatte, hatte ich ihm zugerufen, was los war.

„Etkiste, Etkiste“, schrie er, und ich gab das Wort an die Träger oben weiter. Sie begriffen, daß aus irgendeinem Grund eine der Kisten benötigt wurde, in der unsere eigenen Lebensmittel getragen wurden. In ein paar Minuten kam sie zu uns heruntergepoltert.

„Butter“, schrie Downing. Ich nahm die Art auf, die der verunglückte Träger hatte fallen lassen, schlug das Schloß der Lebensmittelliste entzwei und holte eine Dose Butter heraus. Wir fetteten den sich in Qualen windenden Burschen ordentlich ein, um die Wirkung der Säure und des Wassers

aufzuheben, und als schließlich der Arzneikasten heruntergereicht wurde, verbanden wir ihn, so gut wir konnten.

Wäre ich an des Knaben Stelle gewesen, ich hätte den Tod ersehnt; aber er war entweder aus härterem Holz geschnitzt, oder der Gedanke an den Tod als Erlösung von seinen schrecklichen Qualen kam ihm überhaupt nicht. All die folgenden Tage hielt er eine mühselige Meile nach der anderen wacker durch; er stöhnte Tag und Nacht, aber ließ den Mut nicht sinken. Er konnte sich nicht hinlegen, weil er es nicht aushalten konnte, daß irgend etwas mit seinem Fleisch in Berührung kam, und wir konnten nichts tun, als ihn laufen zu lassen. Wir konnten ihn auch nicht einfach sterben lassen, und als wir sahen, daß er so tapfer das Seinige tat, um am Leben zu bleiben, erneuerten wir jeden Nachmittag seinen Verband.

Seine Qualen zerrissen uns jedesmal das Herz. Die Polizisten packten ihn und hielten ihn fest, und Downing schnitt mit dem Rasiermesser und der Haarschere das wilde oder faule Fleisch ab. Wir hatten keine Betäubungsmittel, und da sein Geschrei möglicherweise die Wilden anlockte, waren wir gezwungen, ihn zu knebeln. Wenn er aber behandelt und verbunden war, begann er wieder zu stöhnen und zu wimmern und ab und zu eine Drohung auszustossen, er wolle uns umbringen, weil wir ihm wehgetan hätten.

Armer kleiner Kerl!

Nach einer Weile setzte sich unser Zug wieder in Bewegung. Der Steig wandte sich nun scharf nach oben, und nach stundenlanger Plackerei erreichten wir endlich den Kamm.

Auf einem Baumstamm saß eine nackte schwarze Gestalt. Ich rieb mir die Augen; denn ich wollte nicht glauben, was ich sah.

„Muria!“ rief ich erstaunt.

Der verschlagene kleine Führer grinste und schien sich an meiner Überraschung zu weiden. „Jo, Taubada“, sagte er auf motuanisch. „Ich habe Euch hierher kommen sehen und wollte Euch warnen. Da drüben“ — er wies mit einer Hand auf die Pole-Gebirgskette über dem Thal drüben — „wohnen böse Leute. Sie werden Euch töten und auffressen. Geht wieder zurück.“

„Nein“, sagte ich. „Der weiße Mann fürchtet sich nicht vor ihnen.“ Dann ging ich unvermittelt auf ein anderes Thema über. „Warum bist du von uns weggelaufen?“

Er faßte sich an den Hals. Jetzt sah ich, daß er sich eine Schnur aus einer Ranke umgebunden hatte, und daß daran eine Blechpfeife hing. „Dies“, sagte er, „gehörte dem Toten, dessen Name nicht genannt werden darf. Als er getötet worden war, fiel sie an mich. Sie hat noch die alte Zauberkräft. Die Leute gehorchen ihr, wie du gesehen hast. Als meine Leute das Dorf verließen, bin ich ihnen gefolgt, um ihnen zu sagen, daß ihr Freunde seid und daß euch kein Leid geschehen dürfe.“

Natürlich konnte ich das nicht glauben. Dies armselige, kriecherische Geschöpf sollte imstande sein, solche Wilden wie die Leute von Tavivi im Zaum zu halten? Das hörte sich wie ein Märchen an; aber ich hatte ja gesehen, wie sie dem Pfiff

gehorchten, und wir waren unbehelligt geblieben. Es war doch möglich, daß er die Wahrheit sprach.

Er schien sehr enttäuscht zu sein, daß ich mich weigerte umzukehren. Als wir nach kurzer Rast weiterzogen, schloß er sich uns an.

Auf halber Höhe des Pole sammelte sich unser gesamter Zug auf einer Lichtung, um die Mittagsmahlzeit einzunehmen, und Humphries beschloß, Späher vorzuschicken. Sie sollten das Gelände auskundschaften und möglichst feststellen, welche Art Bevölkerung wir antreffen würden.

Unteroffizier Sonana und Polizist Dengo wurden dazu auserwählt. Sie stammten aus den Mambarebergen, verstanden sich auf die Arbeit im Busch und hatten sich im Polizeidienst gut bewährt. Sie verschwanden längs des Pfades. Etwa eine Stunde später hörten wir einen einzelnen Schuß. Das bedeutete Gefahr für uns. Denn Kugeln sind wertvoll, und kein Polizist verbraucht eine ohne guten Grund. So standen wir auf und eilten ihnen nach.

Der Pfad lief aus dem Dickicht hinaus auf einen großen Platz, wo Bäume gefällt waren. Die Baumstämme lagen wild durcheinander, und alles war von Batatenranken überwuchert. Die Größe des Gartens konnte nur eins bedeuten: das Dorf, zu dem er gehörte, war nicht klein. Wir kletterten auf einen Baumstamm und konnten in etwa 400 Meter Entfernung die Dächer erblicken; sie ragten eben über den Rand des Hügels.

Während die Polizisten zu beiden Seiten Aufstellung

nahmen, ließen wir die Träger über die großen Baumstämme hinübersteigen. Dann hielten wir auf den Ausruf eines der Leute an und nahmen eine kleine freie Stelle unter den Baumstämmen in Augenschein. Sie erzählte uns eine ganze Geschichte.

Die Batatenranken waren zerrissen, als ob hier ein Kampf stattgefunden hätte. In der weichen Erde sah man die Spuren nackter Füße, daneben eine Vertiefung, wo jemand hingestürzt war, und endlich den deutlich erkennbaren Abdruck eines Gewehrkolbens. An der rauhen Rinde eines Baumstamms hingen ein paar blaue Fäden, die nur von der Uniform eines Polizisten herrühren konnten.

Wir Weißen schauten einander an. Was war geschehen? Hatten die Wilden Sonana und Dengo einen Hinterhalt gelegt und sie gefangengenommen, ja vielleicht sogar getötet?

Behutsam schlichen wir weiter, und nach einer Weile kamen wir aus den mit Baumstämmen bestreuten Gärten heraus an einen Zaun. Das Dorf war nicht mehr weit entfernt, war aber unsern Blicken noch durch die Bäume entzogen. Wir hörten Stimmengewirr, und so leise wir auch marschiert waren, es war kaum anzunehmen, daß die Wilden unser Kommen nicht gemerkt hatten.

Wir krochen über den Zaun und folgten einem Pfad, der bald eine Biegung machte und uns so unmittelbar an den Rand des Dorfes brachte. Drinnen hockten hundert Wilde am Boden. Wir sahen die Bogen und Pfeile der Männer und erkannten auch, daß die Frauen und Kinder bei ihnen

waren. Als sie uns bemerkten, sprangen sie auf; aber eine gebieterische Stimme sprach auf sie ein, und sie ließen sich wieder nieder. Als wir Weißen näher kamen, starrten sie uns erschrocken an, und wir entdeckten, daß sie heftig zitterten.

Da ließ sich Unteroffizier Sonana von dem schrägen Dach einer Hütte herabgleiten, wo er gefessen hatte, und begrüßte uns.

„Dengo bewacht sie“, sagte er. „Wir haben einen Mann in den Gärten gefangen und ihn gezwungen, den anderen zuzurufen, sie sollten sich nicht von der Stelle rühren.“

So tat er kurz eine Heldentat ab, die ihnen beiden in einem Krieg eine Menge Auszeichnungen eingebracht hätte. Nur mit Mühe brachte ich Näheres aus Dengo heraus.

Anscheinend hatten er und Sonana einen Dorfbewohner allein entdeckt, als er Bataten holte. Sie waren an ihn herangeschlichen und hatten ihn nach verzweifelter Gegenwehr gefangengenommen. Der Schuß, den wir gehört hatten, war zufällig losgegangen, als ein Gewehr herunterfiel; denn es war gespannt gewesen. Der Knall hatte dem Gefangenen einen gewaltigen Schrecken eingejagt; aber unter den Dorfbewohnern hatte er offenbar keine Neugier ausgelöst.

Dengo sagte, sie hätten dem Gefangenen durch Zeichen leicht zu verstehen geben können, daß sie ins Dorf geführt werden wollten. Dort hatten sie gerade durch diesen wagemutigen Einzug die Leute ohne Kampf durch Furcht niedergehalten. Man frage mich nicht, warum sie nicht beide unverzüglich umgebracht wurden. Es geschah wohl aus dem-

selben Grund, weshalb sich ein ganzer Eisenbahnzug voller Leute von einem oder zwei Räubern einschüchtern und ausplündern läßt — freilich mit einem Unterschied. Die Wilden vom Pole wußten nicht, was ein Gewehr war.

Jedenfalls fanden wir bei unserem Einzug ins Dorf, daß die beider Polizisten die Einwohnerschaft zusammengetrieben hatten und nun bewachten. Sie kamen mir freilich wie jener Mann vor, der einen Bären am Schwanz gepackt hatte und nun nicht loszulassen wagte. Sie beherrschten das Dorf, konnten es aber nicht verlassen, ohne sich selbst zu gefährden.

In meiner Begeisterung für ihre Tapferkeit machte ich den Vorschlag, dem Statthalter ein Gesuch um eine Belohnung der beiden einzureichen. Mit ziemlichem Widerstreben nannte mir Dengo schließlich etwas, was ich für ihn tun möchte. Er wäre mir dankbar, wenn ich es erwirken könnte, daß man ihm eine Gefängnisstrafe erließ. Anscheinend hatte er eine Schlägerei mit einem Unteroffizier oder Feldwebel gehabt, der sich über Dengos Stamm abfällig geäußert hatte. Bei der Prügelei hatte der andere sich an Dengos ziemlich großer Nase so festgebissen, daß sie noch nicht geheilt war.

Nach dem Gesetz war Dengo, der zuerst geschlagen hatte, zu Gefängnis verurteilt worden. Er erhielt aber Strafaufschub bis nach unserer Rückkehr. Erprobte Polizisten waren nicht so zahlreich vorhanden, wie wir sie zu unserer Expedition benötigten, und so hatte man uns Dengo mitgegeben. Übrigens ist er nicht in den Kerker gekommen, denn ich legte mit Erfolg Fürsprache für ihn ein, als wir in die Kultur zurückkamen.

In den zwei Tagen, die wir in Lumimait — so hieß das Dorf — blieben, leistete uns Muria recht wertvolle Dolmetscherdienste. Als Schutzmaßnahme hatten wir alle Waffen der Dorfbewohner ausliefern und neben einem Zelt aufstapeln lassen. Erst, als wir wieder weiterzogen, legten wir sie neben dem Pfad nieder.

Nach ihrer Entwaffnung fühlten wir uns verhältnismäßig sicher. Freilich war ihre Haltung nichts weniger als freundlich. Die Weiber verfolgten uns mit Schmähungen und versuchten offenbar, ihre Männer zu einem Angriff auf uns aufzuheizen. Als wir ihnen erneut klarmachen wollten, daß wir Freunde seien, riefen wir Muria. Aber der kleine Wilde war entschlüpft, ohne sich zu verabschieden.

Muria zeigte sich darin schlauer als wir damals ahnten.

Neunzehntes Kapitel.

Der verhängnisvolle Schädel.

Der grasbewachsene Pole-Berg erhebt sich zwischen zwei kleinen Flüssen, die auf seiner Südseite zusammenfließen. Als wir Lumimait verlassen hatten, war unser Marsch recht bequem; denn der Weg war breit und fest. Wir wußten wohl, daß uns unsere unfreiwilligen Wirte folgten; aber wir machten uns nichts daraus. In diesem Gelände konnten sie uns keinen Hinterhalt legen, und ein offener Kampf war höchst unwahrscheinlich. Wir hatten zudem ja den Leuten von Lumimait bewiesen, daß wir nicht in feindlicher Absicht kamen, und so hätte unser Weitermarsch ganz harmlos vonstatten gehen können, wenn eine Kleinigkeit nicht alles wieder verdorben hätte — der Schädel eines längst Verstorbenen.

Als wir den Schädel zuerst erblickten, schmückte er einen Zaun, der ein Bestattungsgerüst einfriedigte. Vor langer Zeit hatte er bei einem Festschmaus den Ehrenplatz eingenommen und war mit dem Blute eines Schweines beschmiert worden. Jetzt hing er zur Erinnerung an den Mann, dem er einst gehörte, auf dem Zaun und grinste uns genau so boshaft an, wie sein einstiger Besitzer uns zu seinen Lebzeiten angestarrt hätte.

Ich streckte die Hand aus und wollte ihn zu näherer Besichtigung herunternehmen. Da umklammerte jemand meinen Arm wie mit einer Eisenzange. Neben mir stand Fornier, der alte Dorfpolizist aus Karai. Seine Augen waren weit aufgerissen; der Atem kam ihm in schweren Stößen aus den Nasenflügeln.

„Rühre ihn nicht an, Herr, oder wir müssen alle sterben!“ sagte er.

Ich achte die Überzeugungen eines jeden Mitmenschen und hätte sicher auch den alten Fornier bei seinem Aberglauben gelassen und wäre weitergegangen, hätte also den Schädel dort gelassen, wo er war.

Aber Humphries dachte anders. Ob er Forniers Worte gehört hatte oder nur zeigen wollte, wie er die Furcht des alten Polizisten verlachte, weiß ich nicht. Jedenfalls ging er an uns vorbei, nahm den Schädel vom Zaun und ließ ihn in seinen Händen hin und her rollen.

„So etwas kann nur einem Riesen gehört haben“, sagte er. „Wir wollen das Ding mit nach Port Moresby nehmen und die Anthropologen daran herumraten lassen. Ich habe noch nie solch einen großen Schädel gesehen.“

Wie wenn es die natürlichste Sache der Welt gewesen wäre, wandte er sich an den alten Fornier und warf ihm den Schädel zu. „Hier,“ befahl er, „du trägst ihn.“

Zwanzig Jahre lang hatte Fornier den Weißen treu und redlich gedient; aber die doppelte Zeit hätte nicht ausgereicht, ihm den Aberglauben und die Furcht auszutreiben, die eine

lange Reihe von Ahnen ihm vererbt hatte. Ein furchtbarer Seelenkampf muß sich in ihm in dem Augenblick abgespielt haben, als der Schädel durch die Luft flog. Als Eingeborener sträubte er sich mit der letzten Faser seines Herzens, den unheimlichen Gegenstand zu berühren. Als Diener der Regierung streckte er die hohlen Hände aus und fing ihn auf, wie sein Vorgesetzter befohlen hatte. Dann nahm er ihn unter den Arm; aber tiefe Kummernis stand auf seinem Gesicht zu lesen.

Als wir zur Mittagsmahlzeit rasteten, wollte der alte Polizist nichts essen. Er hatte ein Tabu verlest, und war sein Vergehen auch gegen seinen Willen geschehen — er fürchtete doch, das Essen möchte ihn vergiften. Selbst die Polizisten waren betroffen. Die Träger schienen voller Verzweiflung zu sein und konnten ihre Augen nicht von dem Schädel abwenden.

„Werfen Sie ihn doch weg!“ riet ich Humphries. Ein trockiger Zug umspielte seine Lippen.

„Kein Eingeborener soll mich ins Bockshorn jagen, offen oder sonst irgendwie!“ antwortete er. „Der Schädel wird mitgenommen.“

Im nächsten Dorf, in das wir kamen, erwarteten uns die Bewohner. Sie waren vor dem Tor versammelt und liefen weg, als wir uns näherten; aber sie blieben nicht weit entfernt stehen und schienen weder feindselig noch erschrocken zu sein. Zweifellos hatten die Leute aus Lumimait ihnen gemeldet, wir seien harmlos.

Im Dorf selbst fanden wir zwei altersschwache Männer, die zu abgelebt waren, um noch kriegstüchtig zu sein oder im Busch das Felsenkänguruh oder die Känguruhratte zu beschleichen. Sie waren offenbar zurückgelassen worden, um uns auf die Probe zu stellen. Große Mengen Bataten brieten auf den Feuern, und an einer Hütte war frisch-geschnittenes Zuckerrohr aufgestapelt. Sie winkten uns, wir möchten zulangen.

Da erblickte einer von ihnen den Schädel unter Forniers Arm. Im Nu verschwand das freundliche Grinsen aus seinem zahnlosen Mund; seine gebeugte Gestalt richtete sich auf; seine Augen funkelten in ihren tiefen Höhlen; und er sprach ein paar zornige Worte. Im nächsten Augenblick waren er und sein abgezehrter Gefährte aus unserer Nähe geflüchtet. Wir hörten, wie sie ihren Genossen in unverkennbar gereiztem Ton etwas zuschrien.

Humphries tat so, als wüßte er den offenkundigen Grund nicht, warum sie auf einmal eine ganz andere Haltung gegen uns einnahmen.

„So geht es nicht“, sagte er. „Sie hegen die ganze Bevölkerung des Berges auf uns. Wir gehen am besten weiter und überschreiten noch vor dem Abend den Fluß im Osten der Bergkette; sonst kann es uns schlimm gehen.“

Aber wir konnten keinen Pfad finden, der zu dem Fluß führte, und so zogen wir gezwungenermaßen in der alten Richtung weiter. Wir mußten zusehen, wie die Eingeborenen uns nunmehr ganz offen folgten und daß ihre Zahl beständig

wuchs. Sie schwangen ihre Waffen drohend gegen uns und brüllten entfesslich.

Wir eilten weiter durch das Allang-Allang-Gras, bis wir wieder ein Dorf erreichten, das von einer starken Umzäunung eingefriedigt war. Hier schlugen wir unser Lager auf. Die ganze Nacht über konnten wir in einiger Entfernung das Getreisch der Wilden hören; aber wir wurden sonst nicht belästigt.

Wie gewöhnlich waren die Trägerlasten für den Fall etwaigen Regens unter einem Zelt zusammengestellt worden. Fornier hatte den Schädel oben auf die Lasten gelegt, und die Träger schliefen lieber draußen im Freien, als mit einem so unheimlichen Ding in einem Zelt zusammen.

Api, unser erster Koch, stammte von dem Docolostamm am Papuagolf; sein ganzes Leben hatte er am Meere zugebracht. Er vermisse nun den Anblick der See, ihr Rauschen und die würzige Luft des Ozeans. Die Berge und der dichte Sumpfwald bedrückten ihn, und da er zu einem ernsten und schwermütigen Stamm gehörte, der zäh an abergläubischen Gebräuchen und am Zauber festhält, so beeinflusste ihn der Schädel besonders ungünstig.

„Ich bin von einem bösen Geist besessen“, sagte er, als wir ihn zur Rede stellten, warum er sein Abendbrot nicht esse. Er wies dabei auf seine Schulter, und seine Augen irrten zum Schädel hin. Er begann zu stöhnen und bemühte sich so offenbar, den bösen Geist auszutreiben. Wir befahlen ihm, er solle den Mund halten, aber er stöhnte nur um so mehr; so schickten wir ihn fort.

Er ging zu den Trägern, und nicht lange darauf fingen sie laut an zu schreien. Kauri, der zweite Koch, kam zu uns gestürzt.

„Herren,“ rief er, „Api ist von dem bösen Geist gestochen worden.“

Api selbst kam zu uns gerannt. Sein Leib zuckte krampfhaft, und seine Schultern und sein Rücken waren blutüberströmt. Deutlich sah man am Rücken ein Duzend schlimme Messerstiche.

„Wer hat das getan?“ fragte Humphries.

„Ich habe mich selbst gestochen, um den bösen Geist durch die Schnittwunden hindurchzulassen“, sagte Api, und ein Buschmesser entfiel seiner Hand.

„Und hast damit einen guten Koch verhunzt“, brummte der Beamte. „Holen Sie Ihren Arzneikasten, Harry. Wir wollen den Mann verbinden.“

„Nein, nein,“ wehrte Api ab, „ich will lieber sterben.“

Mit einem Satz sprang er durch das Feuer, vor dem wir standen, stürzte zum Dorfzaun, machte sich einen Augenblick an dem Torriegel zu schaffen und verschwand.

„Er kommt wieder“, prophezeite Humphries. Wir dachten nicht mehr daran, bis wir am nächsten Morgen fanden, daß er nicht zurückgekehrt war. Wir hielten ihn jetzt für verloren. Wenn ihn die Wilden nicht schon umgebracht hatten, so würden sie es nach unserer Meinung sicher sehr bald tun. Er war zwar ein treuer und angenehmer Kerl gewesen; aber wir beschloßen doch, nichts zu unternehmen, um ihn zu finden. Unser eigenes Leben war in zu großer Gefahr.

Der Weg führte uns am nächsten Morgen den Kamm des Berges entlang. Seltsamerweise erblickten wir keinen Schwarzen. Aber ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß das Dickicht um uns nicht so einsam war, wie es schien. Eine unheilverkündende Stille lag darüber. Ich ging hinter den beiden führenden Polizisten und bemerkte, wie auch sie unruhig waren. Ihre Augen schweiften von dem Pfad ab dorthin, wo in der Ferne die Kakadus lärmend über den Bäumen flatterten — ein untrügliches Zeichen dafür, daß etwas auf dem Boden unter ihnen sie aufgeschreckt hatte. Dann kamen wir zum Gipfel, und der Pfad führte uns aus dem Sumpfwald in grasbewachsenes Gelände. Es ging in sanfter Steigung eine kleine Höhe hinauf, und plötzlich machte der Polizist an der Spitze halt und deutete zitternd auf etwas hin. Keine hundert Meter entfernt war der Hang mit bewaffneten Wilden bedeckt, deren Umrisse sich deutlich gegen den Himmel abhoben!

Nur ein paar Minuten waren sie zu sehen, ehe sie wieder verschwanden. Offenbar stiegen sie hinter der Höhe hinunter. Als wir nun oben standen, waren sie fort, und der Pfad dorthin, wo das Dickicht wieder begann, lag verlockend frei vor uns.

Einige Minuten lang blieben die Polizisten auf der Höhe stehen und musterten das Land vor uns mit ängstlichen Blicken. Mit der Art wohlvertraut, wie die Wilden kämpfen, sahen sie in der Ruhe und dem Frieden, die uns zu umgeben schienen, nur Gefahr und einen Grund zu erhöhter Wachsamkeit. Als wir wieder aufbrachen, waren ihre Gewehre schußbereit;

sie traten sich auf dem schmalen Wege fast auf die Hacken; sie konnten unmöglich nebeneinander gehen.

Ihre Unruhe steckte mich an; ich machte den Revolver in der Ledertasche an meiner Hüfte los, so daß ich ihn mit einer Handbewegung herausziehen und abfeuern konnte.

Als wir mit der Vorhut nun an den Saum des Dickichts kamen, waren die ersten unserer Träger fünfzig Meter zurück; zwei Polizisten gingen ihnen voran. Unmittelbar vor uns machte der Pfad eine scharfe Biegung. Einer der Polizisten bedeutete uns, leise aufzutreten, lief dann vor und schaute um die Ecke. Dann winkte er uns, wir möchten kommen.

Zwanzig Meter hinter der Biegung mündete der Pfad plötzlich auf eine kleine Lichtung. Als wir sie betraten, hörten wir ein Knistern im Gestrüpp. Dann drang ein wildes Geschrei an unser Ohr, und das Dickicht um uns, das noch vor einem Augenblick so still und einsam gewesen war, wimmelte von Eingeborenen und starrte von ihren Waffen!

Ein einziger Blick genügte, mir zu zeigen, wie der Kreis um uns immer enger wurde. Ihre blutdürstigen Gesichter leuchteten schon vor Freude; denn sie dachten an den bevorstehenden Schmaus. Im Augenblick erkannte ich den vollen Ernst unserer Lage. Hinter mir hörte ich das Schreien der Träger und das Rufen der Polizisten, die sich bemühten, die entsetzten Leute in Reih und Glied zu halten. Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft — einmal, zweimal, dreimal —, und ich wußte, daß von der Nachhut her Humphries mit seinen Polizisten uns zu Hilfe eilte.

Es war mir klar, daß sie nicht mehr rechtzeitig da sein konnten. Jeden Augenblick mußte der Hagel von Geschossen über uns hereinbrechen, dann würden die Wilden uns überrennen, und mit mir und meinen beiden Polizisten war es aus. Nie sind die Gedanken einem Ertrinkenden so wild durch das Hirn gestürmt wie mir in jenem Augenblick. Wie es ihnen eingeschärft war, hielten meine Begleiter ihre Gewehre schußbereit, aber gaben noch nicht Feuer. Sie hatten bei ihrer Ausbildung gelernt, daß sie erst dann schießen durften, wenn ein Weißer den Befehl dazu gab oder wenn ihr Leben so gut wie verwirkt war. Schon zu oft hatten die Wilden im letzten Augenblick ihren Mut verloren und waren geflohen, als daß man es hätte wagen dürfen, sie durch ein paar Kugeln zu reizen.

Warum wir nicht schon längst über den Haufen gerannt waren, verstand ich nicht. Dies schrittweise Vorrücken auf uns zu stimmte so gar nicht zu der Kriegführung im Busch, wie sie mir vorschwebte, wo alles auf einen schnellen, ungestümen Ansturm eingestellt ist. Warum nur? Warum?

Wie ein Blitz durchzuckte mich die Antwort auf diese Frage und die Lösung des Rätsels, bei dem drei Menschenleben auf dem Spiel standen.

Ich ließ den Revolver fallen und riß den breitkremrigen Hut vom Kopf, faßte mein Hemd am Halsbund und streifte es ab. Dann schritt ich auf die Wilden zu. Hatte ich recht, oder sollte ich meine Tollkühnheit mit dem Leben büßen?

So lange etwa, wie eine Uhr braucht, um ein halb Duzend-

mal zu ticken, standen wir da und starrten einander an, die nackten Wilden und ich. Dann wurden sie sichtlich verstört, ihre Reihen begannen zu schwanken, sie schöpften tief Atem, einer stieß ein langgezogenes „U—i—i—i“ aus, und dann stürmten sie davon. Sie sausten in wilder Flucht den Pfad entlang, brachen sich Bahn durch das Gestrüpp, stolperten über Wurzeln, Steine und Ranken, schrien laut und stießen sich gegenseitig fort, um nur rasch von dem Ort loszukommen.

Meine Voraussetzung war richtig gewesen. Sie hatten nie zuvor einen Weißen erblickt, und als ich nun, bis zur Hüfte entkleidet, da stand und die Sonnenstrahlen meinen Leib übergoßen, waren sie bis ins Mark erschrocken!

Als Humphries und seine Leute herbeigerannt kamen, war ich zu Boden gesunken. Eine Art Ohnmacht war der Rückschlag der aufregenden Augenblicke, wo unser Leben an einem Fädchen hing. Meine Polizisten aber erfüllten das Dickicht mit ihrem Gelächter über die fliehenden Wilden.

Der Trick kam uns auch später noch gut zustatten, wenn wir, auf große oder kleine Entfernung, uns über die Haltung der Eingeborenen im unklaren waren und ihnen bange machen wollten. Wer von uns Weißen dann gerade führte, entblößte sich bis zum Gürtel. Wenn wir so weiterzogen, wußten wir: ehe die Wilden sich ein Herz fassen konnten, etwas so Unerhörtes wie ein menschliches Wesen mit weißer Haut näher zu untersuchen, waren wir schon längst aus ihrem Gebiet in ein anderes weitergezogen, wo dasselbe Spiel von neuem beginnen konnte.

Zwanzigstes Kapitel.

Unwillkommene Gäste.

Die Bevölkerung der Pole-Kette war die allerfeindseligste, die wir auf unserer gesamten Fahrt antrafen. Wir bekamen sie nicht oft zu Gesicht; aber die Wilden legten uns häufig einen Hinterhalt und tauchten manchmal in bewaffneten Bänden auf kleinen Hügeln vor uns auf. Aber nicht ein einziges Mal stellten sie sich uns in offenem Angriff, und doch wünschten wir manchmal, sie täten es. Denn das Gefühl, daß sie uns auf allen Seiten umschlichen, während wir durch das Dickicht zogen, bedeutete eine viel größere Nervenanspannung als ein Kampf.

Die gefährlichste und am schwersten zu entdeckende Art des Hinterhalts bestand aus Schneisen, die so angelegt waren, daß sie spitzwinklig auf den Weg zuliefen; man konnte uns so aus Verstecken in der Schneise Speere und Pfeile in den Rücken jagen, wenn wir vorbeizogen. Wir Führer liefen allmählich Gefahr, ein steifes Genick zu bekommen, weil wir immer zurückblicken und nach diesen gefährlichen Schneisen Ausschau halten mußten; aber wir kamen dabei auf unsere Rechnung. Immer wenn wir eine fanden — ob wir nun

irgendwelche Wilde sehen konnten oder nicht —, ließen wir einen Polizisten als Wache zurück, um sie zu beobachten und Maßregeln zur Abwehr eines Angriffs zu ergreifen. Wenn die Wilden merkten, daß man ihre Fallen entdeckt hatte, gaben sie sie regelmäßig auf.

Wir hatten uns schon daran gewöhnt, daß einzelne Speere und Pfeile in unsrer Nähe niederfielen; sie kamen aber gewöhnlich aus einer solchen Entfernung, daß sie keine Kraft mehr hatten; wenn sie wirklich jemanden trafen, richteten sie keinen ernstlichen Schaden mehr an. Wir waren indessen auf der Hut gegen Infektion und desinfizierten und brannten selbst die geringfügigste Schramme oder Wunde aus. Der Eingeborene auf Neuguinea vergiftet nämlich seine Geschosse mit verwesenden Fleischstücken, in die er die Spitze einige Tage lang legt. Dasselbe tut er mit kleinen Stöcken, die er mit den scharfen Spitzen nach oben in den Weg steckt, so daß ein vorbeikommender Feind sich daran stößt oder rißt und so vergiftet wird.

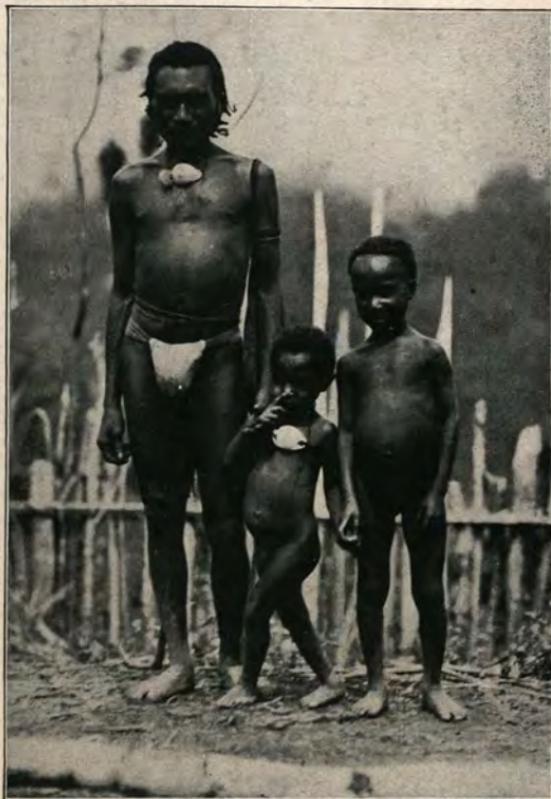
Ich habe nie feststellen können, wie man diese gefährlichen Stellen kennzeichnet, so daß Freunde nicht darauf treten. Kaiwa, der Dorfpolizist von Maipa, kannte jedenfalls das Geheimnis; ich glaubte es ihm einfach nicht, wenn er behauptete, er könne fühlen, wo sie seien, ohne durch ein Zeichen aufmerksam gemacht zu werden. Als ich eines Tages sah, wie er vorsichtig über ein Blatt auf dem Pfad hinwegtrat und die Männer hinter sich warnte, drehte ich das Blatt um und fand drei spitze Holzstöckchen darunter.



Ein Garten der Bergbewohner.



Netzbeutel — der Kinderwagen auf Neuguinea.



Der Häuptling von Repolipoli mit seinen Söhnen.
(Sowie die Knaben laufen können, übernimmt der Vater
die Erziehung.)

An jenem Nachmittag waren wir inmitten eines heftigen Regengusses im dichten Gestrüpp und konnten keinen ebenen Platz finden, wo wir unsere Zelte aufschlagen konnten. Durchnäßt und elend zogen wir weiter und stiegen schließlich über einen Felsgarten der Eingeborenen zu einem Dörfchen hinan, wo wir das Lager aufzuschlagen beschlossen.

Humphries blieb dabei, bis die Arbeit an den Zelten in Gang kam, dann holte er seinen Kleidersack und wollte in eine der kleinen Hütten gehen, um sich umzuziehen. Aber fast im selben Augenblick war er schon wieder draußen und schrie auf. In der Hütte befanden sich ein Duzend Wilde!

Gewöhnlich sah keiner von uns zur Vorsicht die Hütten nach. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß die Eingeborenen uns immer entweder offen willkommen hießen oder mit all ihrem Hab und Gut flüchteten. Außerdem stank es in den Hütten derartig, daß uns Weißen darin übel geworden wäre. So betraten wir sie nicht. Wir glaubten auch, wir könnten die Eingeborenen durch dies Schonen ihrer Heimstätten davon überzeugen, daß wir als Freunde kamen. So waren auch die Polizisten und die Träger angewiesen worden, sich ebenfalls von ihnen fernzuhalten. Die jetzige Ausnahme von der Regel war natürlich ein reiner Zufall. Es war auch eine Ausnahme, daß diese Hütte besetzt war. Wahrscheinlich hatten die Eingeborenen damit gerechnet, daß wir wie in andern Dörfern durchziehen würden, oder sie wußten möglicherweise nicht, daß wir kamen.

„Was sollen wir nun tun?“ fragte Humphries, nachdem

er sich vergewissert hatte, daß keine der anderen Hütten In-
fassen enthielt. „Wenn jemand hineingeht und sie hinaus-
werfen will, so wird er sicher umgebracht werden. Lassen wir
sie, wo sie sind, so tun wir die ganze Nacht kein Auge zu,
und wenn sie wollen, können sie uns dann abschießen, wie es
ihnen Spaß macht.“

Wir standen draußen im Regen und versuchten eine halbe
Stunde lang vergeblich, sie herauszulocken. Aber sie blickten
nicht einmal aus der Thür, obwohl sie ohne Zweifel dauernd
durch die Spalten in den Wänden der Hütte starrten. Wir
stießen ein Messer mit der Klinge in die Erde vor der Thür
und gingen etwas zurück. Sehr geschickt und ohne sich zu zei-
gen, warf einer von den Kerls eine Rankenschlinge darüber
und zog das Messer in die Hütte. Wir legten eine Schnur
hunter Perlen vor die Thür; mit der Spitze eines langen Spee-
res wurde sie aufgehoben und wanderte dem Messer nach.

Wir konnten es den Wilden eigentlich nicht verdenken, daß
sie dachten, unsere Geschenke seien Köder, die sie heraus-
locken sollten, damit sie umgebracht würden. Sicher glaubten
sie, wir hätten das vor. Jemand meinte, möglicherweise
könnten Lebensmittel sie herauslocken; so versuchten wir es
mit Bataten, die frisch vom Feuer kamen. Sie schnapp-
ten sie von den Spitzen der Speere weg, die wir ihnen vor
die Thür hielten; aber sie zeigten sich nicht. Wir waren schließ-
lich der Sache überdrüssig und machten uns daran, unser
eigenes Essen zu besorgen und zu verzehren.

Da rief uns der Polizist leise. Einer der Wilden, sagte er,

hätte den Kopf aus der Thür der Hütte gesteckt. Wir ver-
steckten uns und paßten auf.

Der Wilde mußte wohl denken, daß man ihn nicht beach-
tete, und wurde nun dreister. Der übrige Leib folgte seinem
Kopf, bis er ganz im Freien stand. Dann sprang er auf,
stürzte zu dem Zaun und setzte darüber hinweg.

Durch den Erfolg des ersten Mannes ermutigt, folgte ein
paar Minuten darauf ein zweiter, und ein dritter lief un-
mittelbar hinterdrein. Aber der vierte hatte Pech. Er war
kurz und dick, und sein Sprung über die Umzäunung fiel um
ein paar Zentimeter zu niedrig aus. Verzweifelt versuchte er
es immer wieder von neuem. Zwei Polizisten gingen gemäch-
lich auf ihn zu. Der Wilde stellte sich mit dem Rücken gegen
den Zaun und zückte den Speer. Den Mund verzog er zu
einem Fauchen wie ein wildes Tier, und ein drohendes Brum-
men kam aus seiner Kehle.

Unteroffizier Sonana trug eine warme Kartoffel in der
Hand. Gelassen näherte er sich dem drohenden Speer und
hielt dem Schwarzen die Kartoffel hin. Der Wilde machte
keinen Versuch, sie zu nehmen; aber als der Speer einen
Augenblick schwankte, benutzte Sonana die Gelegenheit, die
Kartoffel auf die Spitze aufzuspießen. Dann drehte er sich
um, ging zum Tor, machte es auf und bedeutete dem Wilden,
er könne gehen, wenn er wolle.

Unschlüssig schob sich der Mann heran, seinen Speer mit
der Kartoffel immer noch wurfbereit in der Hand. Ein paar
Schritte vom Ausgang ließ er den Speer aus seiner drohenden

Haltung sinken und fauste hinaus, von unserem fröhlichen Gelächter verfolgt.

Seine Gefährten in der Hütte hatten alles deutlich beobachten können, und es dauerte gar nicht lange, bis einer von ihnen sich ebenfalls herauswagte. Sonana wies ihm das Thor, aber der Mann blieb stehen und hielt seinen Speer hin. Nur einen Augenblick waren wir verblüfft.

„Heiliger Gabriel!“ rief Humphries, „der Schuft will eine Kartoffel, ehe er geht.“

Teilweise irrte er sich. Der Wilde begehrte allerdings eine Kartoffel; als Sonana sie ihm auf den Speer steckte, grinste er vor Freude. Aber statt nun zu gehen, hockte er sich nieder und begann, sie gierig herunterzuschlucken. Das konnten seine Gefährten nicht mit ansehen. Einer nach dem andern kamen sie heraus, nahmen ihre Kartoffeln in Empfang und kauerten sich zum Essen nieder.

Bald wurden sie zutraulicher und kamen zu uns heran. Als sie sahen, daß wir uns noch immer nicht weiter um sie kümmerten, stellten sie sich vor unser Zelt und beobachteten neugierig, wie wir uns zur Nachtruhe fertig machten. Ich glaubte, daß besonders unsere weiße Haut ihre Theilnahme erregte und hielt dem, der zunächst stand, einen Arm hin. Recht behutsam tastete er mit einem Finger an meinem Handgelenk herum, und als er sah, daß ihm kein Leid geschah, strich er sachte darüber hin. Dann wollten es die anderen auch versuchen und drängten sich heran, so daß jeder meinen Arm befühlen konnte. Es muß ihnen riesigen Spas gemacht

haben; denn sie sicherten dabei wie ein paar alberne Schulmädchen.

Der Regen hatte nun aufgehört. So stellten wir einen Klappstuhl, einen leeren Eimer und eine Patronenkiste auf und setzten uns hin. Unsere Besucher hockten sich auf der anderen Seite des Feuers nieder, und etwa eine Stunde lang unterhielten wir sie so ähnlich wie einst die Leute in Kaivala. Dann standen wir auf und wurden fast umgestoßen, als sie nun wie wild auf die Sitzgelegenheiten stürzten, die wir eben verlassen hatten. Zweifellos wollten sie sich unsere „Kraft“ sichern, die nach dem Glauben der Bergpapua in alles übergeht, was jemand berührt. Vielleicht hat dieser Aberglaube ihre Handlungsweise am nächsten Tag bestimmt.

Als sie merkten, daß wir uns zur Ruhe begeben wollten, gingen sie in ihre Hütte. Wir hätten sie gewiß lieber draußen vor dem Zaun bei ihren Kameraden gesehen, aber wir wagten es nicht, uns möglicherweise dadurch ihre Feindschaft zuzuziehen, daß wir sie aus ihrem eigenen Dorf hinauswarfen. So begnügten wir uns damit, einen Posten auszustellen, der ein wachsames Auge auf den Hütteneingang haben sollte.

Um Ruhe zu gebieten, pflegten wir jeden Abend pünktlich um neun Uhr einen Pfiff zu tun. Dann hatte sich jeder ruhig zu verhalten, und die Polizisten mußten die Sturmlampen löschen.

Heute war der Pfiff nicht nötig. Die Träger und die Polizisten waren völlig erschöpft, und mit Ausnahme der Posten schliefen sie schon. Ehe ich hineinging, machte ich einen Gang

ums Lager und blickte in die Zelte. Die Träger lagen in einer langen Reihe eng zusammen auf beiden Seiten des Feuers, das in der Mitte des Zeltcs niederbrannte. Um wärmer zu liegen, hatten sie sich in ihre Decken gehüllt. Gerade wie ich hineinsah, drehte sich der Mann auf dem einen Ende der Reihe um, und die anderen taten es ihm nach, so daß sie alle wieder in die gleiche Richtung schauten.

Um sie nicht zu wecken, steckte ich die Pfeife wieder ein, ohne den Pfiff abgegeben zu haben, befahl dem Unteroffizier, die Lampen zu löschen, und suchte meine Lagerstatt auf. Als ich mich niederlegte, waren meine Gedanken recht fröhlich. Wir hatten manchen mühsamen Kilometer durch feindliches Gelände zurückgelegt, von Menschenfressern umschlichen, unser Leben und unsere Gesundheit ständig bedroht; und doch waren wir noch eine tüchtige, schnell dahinziehende Schar. Das Ende der Reise, so meinten wir, war nicht mehr fern.

Der einzige traurige Punkt war der Verlust Apis, des Kochs. Es war nur ein unwissender Schwarzer, dem noch manches von einem Wilden anhaftete, aber es war ein guter Koch und ein immer williger Arbeiter gewesen. Ich vermisse ihn, wenn auch auf Neuguinea ein Menschenleben so sehr, sehr wohlfeil ist, daß der Tod eines Eingeborenen nur seine engere Verwandtschaft trifft. Auch der kleine Mekeoträger tat mir leid, den die Säure verbrannt hatte und der seine gräßlichen Qualen so standhaft erduldet. Bei meiner Kunde hatte ich ihn vor einem kleinen Feuer sitzen sehen; denn wegen seiner Brandwunden konnte er sich nicht hinlegen

und richtig ausruhen. Er hatte mich schon angelächelt und mit einem Kopfnicken die beiden Zigaretten entgegengenommen, die ich ihm gereicht hatte. Aber das Bild der Qual in seinen Augen konnte ich nicht loswerden.

Stille ruhte über dem Lager, nur dann und wann unterbrochen von dem Herabtropfen des Wassers und dem Geräusch der nackten Füße der Posten, wenn sie an unser Zelt kamen. Die schweren Nachtnebel senkten sich rasch herab, so daß der Dorfzaun, der nur wenige Meter entfernt war, sich bloß noch als ein undeutlicher Schatten gegen den Hintergrund des Dickichts abhob.

Ich konnte nicht einschlafen. Meine Gedanken schweiften in die Heimat, die mir in jener Nacht so besonders fern erschien. Entschlossen versuchte ich mir Schafe vorzustellen, die über einen Zaun sprangen, und zählte langsam bis in die Hunderte hinein, und schließlich rechnete ich die Zahl der Schritte aus, die der Posten draußen brauchte, bis er nach einer Runde wieder zurückkam. Ich konnte ihn nicht sehen; aber ich hörte, wie er plötzlich stehengeblieben war und über den Zaun ins Dickicht starrte. Dann vernahm ich, wie er leise einen anderen Posten anrief: „Daka?“ („Was ist das?“), und wie dieser antwortete, er wisse es nicht. Ich richtete mich auf einen Ellbogen auf, um besser lauschen zu können.

Da hörte auch ich, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, — einen unheimlichen düsteren Laut unten am Bergeshang; halb war es ein Geheul, halb ein Gejammer. Es begann leise, stieg dann zu einem Wehklagen in den höchsten Tönen

an, erlosch und begann darauf wieder von neuem. Ich konnte nicht unterscheiden, ob es der Schrei eines Tieres oder eines Menschen war. Da ich es unmöglich dabei bewenden lassen konnte, warf ich die Decken ab, schlüpfte in meine durchnächsten Stiefel, hing mir eine Wolljacke um und ging nach draußen.

„Taubada?“ rief mich einer der Posten an.

„Ja“, antwortete ich. „Was für ein Boiboi (Geräusch) du hören?“

Er kam auf mich zu, und ich erkannte den Polizisten Yawana, Downings Bursche. Er konnte nur wenig Englisch.

„Ich weiß nicht“, sagte er auf motuanisch.

Im Zelt der Polizisten war schon Leben; denn die Männer hatten unsere Stimmen gehört. Einer sprang auf, griff nach seinem Gewehr und kam durch den Dreck an meine Seite gestapft. Dengo, mein Bursche, hatte mich erkannt und war sofort zur Stelle.

Das seltsame Geheul kam nun rasch dem Dorf näher. Es weckte Humphries, der an sich keinen festen Schlaf hatte, und er rief heraus, wir möchten ihm sagen, was los sei. Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er zu uns, lauschte gespannt und brach dann in Lachen aus. Seine besser geübten Ohren verrieten ihm, was wir anderen nicht hatten herausbekommen können.

„Dengo,“ befahl er, „mach’ das Tor auf und laß den heulenden Sünder herein. Wie er es angestellt hat, weiß ich nicht, aber jedenfalls macht’ Api den Höllenlärm.“

So war es in der That. Als Dengo das Thor öffnete, taumelte ein müder, durchnäßter und beschmutzter Koch herein und kroch, immer noch heulend, an ein Feuer. Er beachtete uns nicht, weder unsere Fragen noch unseren Befehl, den Mund zu halten, und machte weiter Lärm, bis das ganze Lager wach war. Dann fiel er um, von der Wärme übermannt, und schlief ein. Die Polizisten schleppten ihn in das Zelt, warfen ihm eine Decke über, und wieder war es stille im Lager.

Wie war es Api ergangen? Wir haben es nie erfahren. Später sagte er uns, daß er sich an nichts mehr erinnern könne. So kann ich nur raten, und das kann der Leser ebenso gut wie ich.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Hinterhalt!

„Herr, sollen wir dies mitnehmen?“

Fornier, der alte Dorfpolizist aus Karai, deutete auf den großen Schädel, den wir von dem Bestattungsgerüst mitgenommen hatten. Er hatte ihn während der Nacht an eine geschützte Stelle neben eine Hütte gelegt, und zweifellos machte er ihn im stillen für unsere Mühsal und die uns umlauernde Gefahr verantwortlich. Aber er getraute sich nicht, ihn zurückzulassen.

Humphries war kurz angebunden.

„Ja. Nimm den Schädel mit“, sagte er.

„Wenn ich ihn nicht hätte, könnte ich mancherlei anderes tragen“, bettelte Fornier. Kraft seines Amtes brauchte er keine Last zu tragen; aber offenbar tat er dies lieber, als die unheimliche Reliquie weiter mitzuschleppen.

„Nimm ihn mit.“

„Ja, Herr“, murmelte Fornier, hob den Schädel auf und nahm ihn unter den Arm.

Die acht oder neun Wilden aus dem Dorf standen dabei und sahen gespannt zu. Einer wollte dem alten Polizisten

den Schädel abnehmen; er aber wehrte ab. So gern er das Ding auch losgewesen wäre, er hatte nun einmal den Auftrag bekommen, es zu tragen, und wollte die Ausführung nicht einem anderen überlassen.

Als wir aus dem Dorf marschierten, stürzten die Wilden an die Spitze des Zuges und boten den Trägern an, ihnen einen Teil der Lasten abzunehmen. Schon oft hatten befreundete Leute aus den Bergen dies getan, und wir hatten auch jetzt nichts dagegen einzuwenden. Ich lächelte, als ich sah, wonach die Leute aus dem Dorf besonders eifrig griffen; es waren ein Feldstuhl, der Eimer, in dem die Säureflaschen verstaubt waren, eine Sturmlampe, eine Petroleumkanne, unsere Feldflaschen und Downings Kamerastrativ. Alles waren Dinge, die wir in ihrer Gegenwart am Abend vorher als Sitzgelegenheit benutzt oder sonst gebraucht hatten. Sie suchten immer noch „Kraft“ abzubekommen, dachte ich. Ich mußte fast lachen, als der Kerl, der die Patronenkiste tragen wollte, auf der ich gesessen hatte, ein Knurren von sich gab; denn er war über ihre Schwere sehr verwundert.

Ich erhob indessen lebhaft Einspruch, als einer seiner Genossen den Beutel ergreifen wollte, in dem sich meine Kleider und Decken und ein kleiner Sack mit Silbermünzen befanden, mit denen wir die Träger auszahlen wollten, wenn ihre Aufgabe erledigt war.

Von den neun Wilden geführt, kamen wir viel leichter vorwärts; denn der Pfad, den sie uns wiesen, verlief seitlich am Berg und hatte wenige gefährliche Stellen. Scheinbar um-

schlichen uns keine Wilden im Dickicht, und wir marschierten rasch, aber ohne uns in das Gefühl falscher Sicherheit zu wiegen.

Endlich kamen wir an einen Grashang, und durch das Fernglas erkannten wir, daß das Dorf unten den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse überschaute, die zu beiden Seiten der Pole-Kette fließen. Im Osten, wohin wir wollten, ragte ein Berg auf, der recht wenig einladend aussah und der mit dichtem Gestrüpp bewachsen war. Ingsheim stöhnten wir bei der Aussicht, darüber zu müssen, hofften aber, daß die Wilden, die dort wohnten, sich freundlicher als die Pole-Leute gegen uns zeigen würden, mit denen wir eigentlich von Anfang an in keinem guten Verhältnis gestanden hatten. Der Pole fiel uns allmählich auf die Nerven.

Von einer kleinen Erhebung aus riefen unsere Führer lange aufgeregt ins Dorf hinein. Obwohl sie keine Antwort bekamen, begannen sie zuversichtlich den Abstieg. Mit ihren bloßen Füßen hatten sie es leichter als wir in unseren Stiefeln, und sie hatten uns bald weit hinter sich gelassen. Hatten wir vielleicht noch befürchtet, sie möchten versuchen, uns plötzlich davonzulaufen, so wurde dieser Verdacht zerstreut, als sie am Dorftor anhielten und uns winkten herbeizukommen. Dann betraten sie das Dorf.

Als wir aber noch hundert Meter entfernt waren, entdeckten wir, wie sie aus dem anderen Ende des Dorfes hinausliefen und in vollem Galopp ins Dickicht rannten, und zwar mit unseren Sachen, die für uns höchst wertvoll, für sie aber

nuslos waren. Die Annahme war wohl nicht von der Hand zu weisen, daß die Versuchung für sie zu stark gewesen war, die „kräftigen“ Sachen des weißen Mannes zu behalten. Wenn die Eingeborenen sonst Miene gemacht hatten, mit unsern Sachen wegzulaufen, hatten wir gefunden, daß sie sie immer fallen ließen, wenn sie verfolgt wurden, besonders wenn man ihnen ein paar Schüsse nachfeuerte. So nahmen auch diesmal die Polizisten die Verfolgung auf, so aussichtslos sie auch erschien. Plötzlich aber hielten sie inne, ihre Gewehre flogen in Anschlag, und gerade, als wir nach den Rauchwölkchen von Schüssen Ausschau hielten, begannen sie, zu uns zurück zu flüchten.

Rasch erkannten wir den Grund. Das Dickicht auf beiden Seiten des Grashangs, auf dem wir standen, war von bewaffneten Wilden besetzt! Nur die übertriebene Ängstlichkeit unserer treulosen Führer — ihre Flucht, ehe wir das Dorf wirklich betraten — hatte uns davor bewahrt, in die Falle zu laufen.

Ein paar scharfe Befehle sammelten unsern gesamten Zug; wer Schußwaffen hatte, faste außen Posten. Als sich herausstellte, daß kein sofortiger Überfall geplant war, zogen wir vorsichtig zum Dorf hinunter, stellten die Träger außen vor den Zaun mit dem Rücken dagegen und suchten dann herauszufinden, welcher von den vielen Pfaden, die von dem Dorf strahlenförmig in alle Richtungen verliefen, uns nach dem Fluß zur Linken bringen würde.

Nacheinander folgten unsere Erkundungsabteilungen diesen

Pfaden bis an den Rand von Abgründen, die wohl die Gebirgsbewohner, nicht aber wir hinunterklettern konnten; andere Wege bogen in falsche Richtungen ab. Schließlich hatten wir nur die Wahl zwischen dreien — weil sie allein von Wilden bewacht schienen.

Welchen Weg wir aber auch wählten, sicher war, daß wir in einen Hinterhalt laufen würden. Daher beschloßen wir, sie nacheinander mit einer kleinen Abtheilung auszuprobieren, ehe wir die Träger nachkommen ließen. Unteroffizier Sonana und drei seiner Leute wurden von dem einen zurückgetrieben; vier Leute, die einen anderen untersuchten, stießen auf den gleichen Widerstand. Obgleich auch der dritte von Wilden besetzt war, gaben sie sich hier keine Mühe, unsere Späher anzuhalten.

Wir glaubten, daß der Unteroffizier und seine drei Mann den stärksten Widerstand gefunden hatten. Das mußte also der Weg sein, von dem uns die Wilden fernhalten wollten. Natürlich war das der, welchen wir einschlagen mußten. Die Hälfte der Polizisten ging mit gespanntem Gewehr und gefälltem Seitengewehr vor, um den Weg zu säubern. Die Träger folgten dicht hinterher mit Messern, Beilen und Axten in der Hand. Wir Weißen und die übrigen Polizisten deckten den Rücken und die Seiten. Ich glaube, wir überraschten die Wilden auch dadurch, daß wir nicht im Gänsemarsch einherzogen, sondern in breiter Front anrückten. Freilich mußten wir uns dazu erst einen Weg durch das Gestrüpp hacken, was nie eine leichte Arbeit ist; aber es war so sicherer.

Wir konnten die Wilden rings um uns sehen und hören:

aber ihre Pfeile und Speere taten uns nichts, und da sie sich vor uns zurückzogen, kamen wir nicht in die Lage, einen einzigen Schuß abzufeuern. Endlich gelangten wir zu einem Felsen, der den Fluß überragte. Die Wilden fasten dicht hinter uns Posten, zwischen uns und ihrem Dorf. Wir stellten Wachen gegen sie aus und hatten weiter keine Angst vor ihnen. Die Lasten ließen wir zunächst noch oben, brachten dann die meisten Träger den Felsen herunter und machten uns daran, eine Brücke über den Fluß zu bauen.

Obwohl ihr Leben auf dem Spiel stand, waren die Träger nur sehr langsam bei der Arbeit, als nun Bäume gefällt und ins Wasser gelegt wurden. Als sie dann in das Gestrüpp gehen und Ranken abschneiden sollten, um die Baumstämme zusammenzuhalten und Stangen zu einem Geländer zu verbinden, hörten sie überhaupt mit der Arbeit auf.

Zum erstenmal war ich da wirklich böse auf sie. Ich ergriff einen Stoß, fluchte laut und stürmte auf sie los. So groß auch ihre Angst vor den Wilden war, so liefen sie doch sogleich den Felsen hinauf, schrien „Taubada wild werden“, und begannen, hinter der Schutzwache Ranken und Schlingpflanzen abzuhacken.

Unsere Brücke war ein unsicheres wackeliges Stümperwerk; wenn man darauf trat, tauchte sie unter; aber in einer Stunde hatten wir doch die Lasten vom Felsen herunter und die Träger über den Fluß gebracht. Das Schwierigste sollte freilich noch kommen, nämlich die Polizisten sicher herunter und über den Fluß zu bekommen.

Downing hat die Aufgabe gelöst. Er stöberte in den Lasten herum, holte einige Pfund Blitzlichtpulver heraus und trug sie auf die Spitze des Felsens. Dann ließen wir die Polizisten eine Salve abfeuern und gegen das Dickicht vorrücken, in dem sich die Wilden befanden. Wie wir erwartet hatten, rissen diese aus.

Ehe sie sich ein Herz faßten wiederzukommen, hatte Downing das Pulver in einer mehrere Meter langen Linie auf den Boden gestreut. An ein Ende legte er eine Zündschnur, die aus einem alten Hemd angefertigt war, das mit dem Petroleum der einzigen uns verbliebenen Sturmlampe getränkt war. Er brachte ein Streichholz an das Hemd, und wir stürzten den Felsen kopfüber hinunter und liefen, so schnell wir konnten, über die Brücke.

Den Wilden flößte unsere Flucht wieder Mut ein und sie kamen brüllend hinter uns einhergestürmt. Sie kamen eben an den Felsen, als die Flamme das Pulver berührte, das mit einem dumpfen Dröhnen losging — inmitten eines Feuermeers und schwerer Rauchwolken.

Wir waren zu sehr damit beschäftigt, die Brücke zu zerstören, die wir mit soviel Mühe gebaut hatten, und hatten daher keine Zeit, alles zu sehen, was sich in den Reihen der Wilden abspielte, aber ein halbes Duzend purzelte den Felsen herab. Offenbar hatten sie sich nicht weiter verlegt; denn sie waren im Nu wieder auf den Beinen und liefen in vollem Galopp das Ufer hinauf oder hinunter. Wir setzten uns und lachten herzlich; denn wir waren nun in Sicherheit, wenigstens was

die Bevölkerung des Pole betraf. Über den Fluß, die Grenzlinie zwischen ihrem Gebiet und dem des Stammes im Osten, würden sie nie kommen.

Ich erinnere mich nicht, Api vorher an jenem Morgen gesehen zu haben, aber jetzt machte er sich durch sein unheimliches, aufregendes Geheul wieder bemerkbar.

„Halt den Mund“, schrie ich und warf ihn mit einem kleinen Stein, den er wohl fühlte, der ihm aber sicher nicht weh tat. Er sprang auf, starrte mich an, fing dann wieder an zu heulen und kletterte die Böschung hinauf nach dem Dickicht zu. Er beachtete unsere Aufforderungen zurückzukommen nicht, und gleichzeitig drang ein anderes Geheul in unserer Mitte an unser Ohr. Kauri, unser zweiter Koch und Apis Stammesgenosse, war auch vom bösen Geist besessen! Im Nu war er seinem Kameraden nachgeeilt.

Humphries zuckte die Achseln und wandte seine Aufmerksamkeit dem Essen zu, das Kauri halb fertig im Stich gelassen hatte.

„In ein paar Stunden haben sie alle Wilden auf diesem Berg auf die Beine gebracht, daß sie uns die Ohren vollbrüllen“, prophezeite er. „Es wäre noch nicht das Schlechteste, wenn die beiden Kerls recht bald tot hinfielen.“

„Herr,“ schlug ein Polizist aufgeregt vor, „am besten schickst du die Polizisten hinterher, um die schwarzen Hunde zu erschließen.“

Humphries schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er, „die Polizisten sollen sich nicht abrackern,

die beiden Kerls einzuholen; aber kommen sie zu uns zurück und fangen wieder mit ihrem Geheul an, so lasse ich ihnen Handschellen anlegen und kneble sie. Vielleicht“, fügte er verdrießlich hinzu, „lasse ich sie dann doch von euch totschießen. Wir dürfen nicht unser Leben durch ein paar verrückte Schwarze in Gefahr bringen lassen.“

Nach dem Essen war er freilich in besserer Laune, und so erscheint es mir sehr zweifelhaft, ob er seine Drohung wirklich ernst meinte. Mußte er auch im allgemeinen den Eingeborenen gegenüber immer eine strenge Miene aufsetzen, so sorgte er doch sehr für ihr Wohlergehen, und ich habe nie jemanden mit mehr Widerstreben einen Befehl geben sehen, der auch nur für einen Wilden Tod oder Verletzung bedeutet hätte.

Trotzdem waren die beiden Verrückten, die im Dickicht herumirrten, für unsern Zug eine ernste Gefahr. Wir konnten sie nicht länger hören, als wir schließlich aufbrachen und die mühsame Besteigung des Kuvote-Berges begannen; denn so hieß er, wie wir später erfuhren. Der Anstieg zu dem ziemlich flachen Gipfel, den wir von drüben gesehen hatten und der allmählich in eine bewaldete Spitze zulief, wird mir noch lange als eine der anstrengendsten unserer vielen Besteigungen in der Erinnerung bleiben.

Wir hatten keinen Pfad am Wasser entlang finden können und mußten nun hochklettern, so gut wir konnten. Wir hielten uns an Wurzeln und Sträuchern fest. Ständig bedrohten uns große Steine, die sich bei der geringsten Berührung

loslösten und auf die hinter uns Kommenden niederpolsterten. Es war spät am Nachmittag, als wir auf dem grasbedeckten Gipfel anlangten.

„Sobald wir Wasser finden, schlagen wir das Lager auf“, sagte Humphries. „Ich könnte schon jetzt einen frischen Trunk vertragen.“

Er rief den Polizisten, der dafür zu sorgen hatte, daß die Wasserbeutel ständig gefüllt waren.

„Die Leute da drüben haben sie ja alle gestohlen, Herr“, antwortete dieser.

„Das hatte ich vergessen“, erwiderte der Beamte. „Nun, die paar Stunden noch machen auch nicht viel aus.“

Aber als wir zu einem spärlichen Rinnsal kamen, dessen Wasser schmutzig war und übel schmeckte, zögerte er. Ein Polizist wurde ausgeschiedt, um in beiden Richtungen nachzusehen, fand aber auch nichts Besseres. So gruben wir ein Loch, welches groß genug war, daß ein Eimer hineinging, leiteten mit einem Bambusrohr das Rinnsal hinein und hatten schließlich Wasser genug, um das Abendbrot zu kochen.

„Nur gut, daß wir dies gefunden haben“, sagte Downing und griff in die Etkiste hinein. „Wir haben nichts mehr, was ohne Wasser gegessen werden kann. Was sollen wir nehmen, Hafermehl oder Reis?“

Als wir bei unserem Hafermehl, Mehlkuchen und Tee saßen, kam das Gespräch darauf, daß wir nicht nur nicht die leiseste Andeutung eines Pfads gefunden, sondern auch nicht die Spur eines Gartens oder eines Dorfs angetroffen hatten.

„Das ist in der That seltsam“, sagte Humphries. „Ich habe nie von dergleichen gehört. Man sollte annehmen, daß Feinde die ganze Bevölkerung des Berges ausgerottet haben; aber wir haben doch nirgends eine Stelle gesehen, wo auch nur Ruinen einer Hütte gewesen wären! Höchst sonderbar!“

Beim Morgengrauen waren wir wieder unterwegs. Wir schoben gern das Frühstück auf, bis wir an fließendes Wasser kämen, und wollten eine möglichst große Strecke zurücklegen, ehe die brennende Sonne heraufkam.

Aber eine ganze Reihe von Kilometern lag bereits hinter uns, wir hatten schon das Gras verlassen, das den bewaldeten Gipfel des Kuvote umsäumt, und mein Durst war schon sehr groß geworden, als der Polizist zurückgerannt kam, der vorausging.

„Berg er sehr schnell zu Ende“, rief er. „Sehr senkrecht. Keiner kann an Fluß gelangen.“

Wir stießen die Träger beiseite und liefen zu der Stelle, von der er zurückgeeilt war. Ein dünner Saum von Bambusrohr bildete den Rand des Berges, der dahinter jäh viele hundert Meter abfiel; unten sah man, wie zwei kleine Flüsse zusammenschäumten, daß weißer Gischt an den Felsblöcken aufspritzte. Ein Blick machte uns klar, daß es einfach unmöglich war, hier hinunter zu gelangen.

„Nicht einmal ein Eingeborener kommt da hinunter“, sagte Humphries dumpf. „Wir müssen rasch zurück und bald einen Weg zum Fluß finden. Unser Leben hängt davon ab.“

Ich weiß jetzt, warum wir keine Pfade und keine Spur von einem Garten oder einem Dorf gefunden haben.“

„Und was“, riefen Downing und ich wie aus einem Munde, „ist des Rätsels Lösung?“

Von seinen Lippen, die geschwollen und trocken waren, kamen fünf Worte, die mich erschauern ließen:

„Der Berg ist ohne Wasser!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Durst!

Nur wer schon einmal wahnsinnige Durstqualen erduldet hat, kann die Leiden nachfühlen, die unser Los waren, als wir nun wieder umkehrten, um einen anderen Weg hinunter zu dem Fluß im Osten des Kuvote zu suchen.

Als wir den Gipfel umschritten, stellten wir fest, daß drei Ausläufer des Berges dorthin vorsprangen. Zwei von ihnen waren mit Dickicht bedeckt; der dritte war nur mit hohem Allang-Allang-Gras bestanden. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß wir einen Berg besser hinunterkamen, wenn wir uns an die dichtbewaldeten Hänge hielten. Diesmal sah aber der grashewachsene Vorsprung gar zu verlockend aus. Er schien mehr als die beiden andern zum Fluß abzufallen; wir konnten hier schneller vorwärtskommen als durch Dickicht; wenn unsere Hoffnungen sich wirklich nicht erfüllten und er uns keinen Weg nach unten bot, so konnten wir zurückkommen und vor Einbruch der Nacht es mit einem andern Bergvorsprung versuchen. Wenn wir andererseits mit einem der dickichtbestandenen Ausläufer ansingen, mußten wir uns mühsam einen Weg hinunter bahnen, eine langwierige, ermüdende

Arbeit, die es uns unmöglich machen würde, zurückzukehren und die dritte Bergnase in Angriff zu nehmen.

Es war nicht nötig, daß wir unsere Lasten mit hinunternahmen, wo wir sie vielleicht doch wieder hochtragen mußten; daher ließen wir unsere Träger ihre Bürde abwerfen, wo sie waren, und sich hinsetzen oder hinlegen. Unterdessen untersuchten drei der frischesten Polizisten den Grashang.

Noch vor zwei Stunden waren sie zurück. Das Gras hatte am oberen Ende eines schroffen Absturzes aufgehört, der fast senkrecht in den Fluß abfiel. Selbst Dengo, der aus den Bergen stammte, schreckte davor zurück, den Abstieg zu versuchen.

„Toressi“, rief Humphries, und dumpf ergeben standen die Träger auf und folgten uns den Weg zurück, den wir gekommen waren, zurück durch das Gras, das uns die Haut zerkratzte, zerstach und zerschnitt, zurück durch die Bambusstauben zu dem Rand des Dickichts, das den Kamm des Berges bedeckte. Dann wandten wir uns nach Osten und gingen den Wald entlang dahin, wo der erste der gestrüppbewachsenen Ausläufer begann.

Hier machten wir wieder halt. Humphries blickte verstört, als er die Polizisten überschaute. Sie waren hohläugig und müde und standen schlapp am Pfad, als sie nun warteten, daß er die bezeichnete, von deren Ausdauer in den nächsten paar Stunden unser aller Leben abhängen konnte.

„Verwünscht, ich weiß nicht, wen ich schicken soll“, sagte er und wandte sich an mich. Ich wußte, was er meinte. Die

ganzen Wochen, die wir nun schon unterwegs waren, hatten die Polizisten keine Ruhe gehabt. Sicher, sie hatten keine Lasten getragen außer ihren Gewehren und den Rucksäcken mit den Kleidern zum Wechseln und ihren Decken; aber sie hatten den gesamten Späherdienst geleistet, die Wachen gestellt und das Aufschlagen und Abbrechen der Zelte besorgt, hatten die Wege ausgehauen und hatten gekämpft. Sie waren am Ende ihrer Kräfte.

„Lassen Sie Freiwillige vortreten“, riet ich.

Er nickte, gebot „Stillgestanden!“ und setzte ihnen auseinander, was man von ihnen erwartete. Alle ohne Ausnahme traten vor!

„Ach, legt euch hin, ihr alle“, sagte Humphries, aber in seinem Ton lag sichtlicher Stolz.

Unteroffizier Sonana trat heran, grüßte und sprach.

„Taubada,“ sagte er, „es ist nur recht und billig, daß der Unteroffizier mit gutem Beispiel vorangeht, wenn es eine Pflicht zu erfüllen gibt. Ich gehe und suche den Weg, und mit mir sollen die Polizisten Yawana und Waimura gehen, denn es sind altgediente Leute. Polizist Dengo soll an meiner Stelle die Führung über die andern übernehmen.“

Sogleich waren die beiden, die er genannt hatte, aufgesprungen und liefen zu den Trägern hin, wo sie sich die schärfsten Messer geben ließen, — zwei für jeden der drei, die den Vorstoß unternahmen.

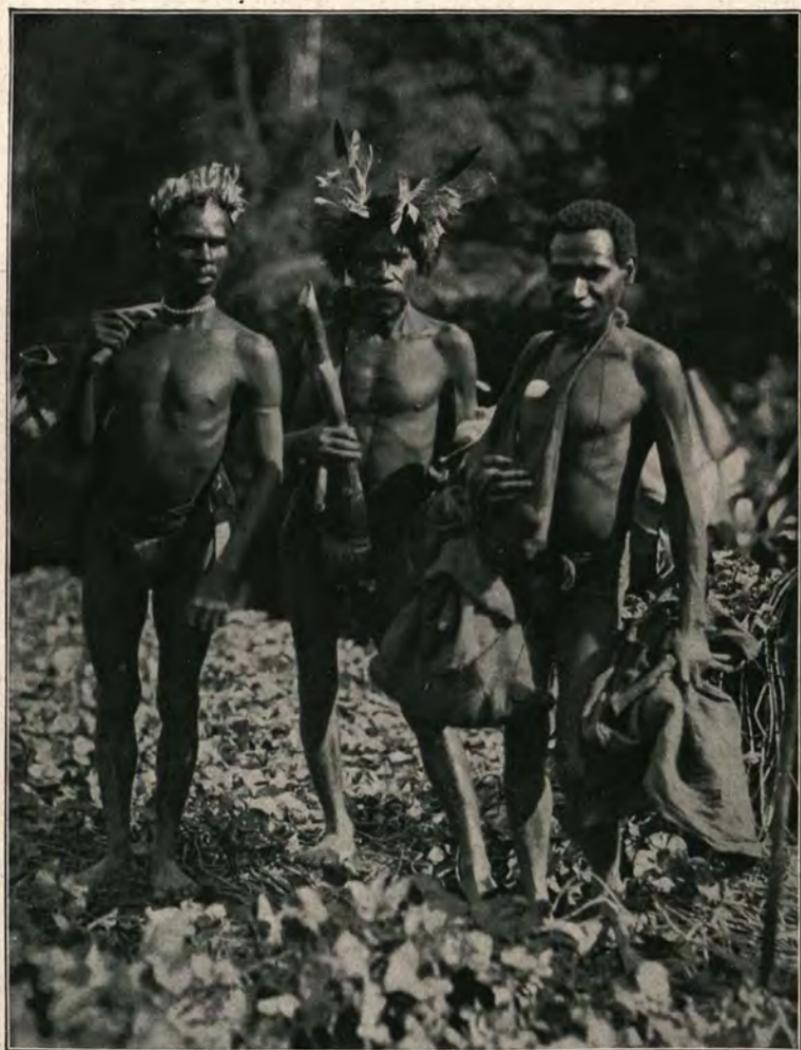
„Ihr versteht, daß wir rasch Wasser finden müssen“, schärfte ihnen der Beamte ein. „Sonst sind wir verloren.“



Zeltaufschlagen in dichtem Allang-Allang-Gras.



Wo der Pfad oberhalb des Zusammenflusses des Loloipa und Alibola endet!



Bergbewohner, die unsern Trägern einen Teil ihrer Lasten abnehmen.

Wenn ihr auf dem Hang Wasser findet, so feuert einen Schuß ab. Zwei Schüsse bedeuten, daß ihr an einen Pfad gekommen seid."

„Ich verstehe, Herr“, sagte Sonana. Die Hände der drei fuhren zum Gruf an die Stirn, dann verschwanden sie unter den Bäumen.

Eine Stunde verging — zwei Stunden. Keiner von uns redete ein Wort, aus Furcht, wir möchten den erlösenden Schuß nicht hören. Auch machten unsere vertrockneten Gaumen und unsere geschwollenen Zungen das Sprechen zur Qual. Wir nahmen Zweige oder Gras und Blätter auf und kauten sie schweigend, um wenigstens etwas Feuchtigkeit in den Mund zu bringen.

Plötzlich hörten wir ein dumpfes Dröhnen unten am Abhang. Wir sprangen auf und lauschten gespannt, ob etwa noch ein zweiter Schuß folgen würde, der einen Weg bedeutete. Dann riefen die Träger auf motuanisch „Rhano“, und „Wasser!“ krächzten wir drei Weise uns gegenseitig zu.

Dieses eine Mal brauchten wir den Trägern nicht erst besonders zu befehlen, daß sie die Lasten aufhoben und abbrachen. Sie hatten schon ihre Bürde auf die Schultern genommen und drängten und schoben sich vor; sie traten sich gegenseitig auf die Hacken; solche Eile hatten sie, den Pfad einzuschlagen, den die drei Polizisten gebahnt hatten.

Die wilde Jagd den Hang hinunter war ohne jede Ordnung. Wir liefen stolpernd vorwärts, strauchelten über Baumstämme, Wurzeln und Steine, glitten trügerische, bemooste

Böschungen hinab und kletterten ebenso gefährliche hinauf. Die Durstteufel setzten uns schlimm zu, und wir stürzten weiter vorwärts, immer den Messerhieben der Polizisten nach, unbekümmert um Unfälle oder etwaige Verletzungen. Plötzlich kamen wir um eine große Bambusgruppe, und unsere Augen fielen auf Sonana, Yawana und Waimura, die geduldig mit ihren Messern weiter auf den Bambus und das Gestrüpp loshackten. Sie wandten sich nicht um, als wir auf sie losgestürzt kamen, sondern hoben nur müde die Arme und hieben weiter mit den Messern drauflos. Sie arbeiteten mechanisch wie Leute, die an der Grenze ihrer Kraft angelangt sind.

„Wasser?“ schrien wir sie an, „wo ist das Wasser?“

Mit dem Messer in der erhobenen Hand wandte sich Unteroffizier Sonana um und starrte uns an. Sein schwarzes Gesicht war angstverzerrt.

„Es gibt kein Wasser“, murmelte er.

„Aber der Schuß! Wir haben doch einen Schuß gehört!“

Noch ehe er es uns bestätigte, wußte ich, daß wir das Opfer eines Irrtums geworden waren — daß ein stürzender Baum oder ein Felskloß, der sich losgelöst hatte und durch das Gestrüpp gepoltert war, das Dröhnen verursacht hatte, das wir vernommen hatten.

„Herr,“ stöhnte der Unteroffizier, „wir haben keinen Schuß abgegeben“, und machte sich wieder daran, den Bambus abzuhacken.

Als die Dunkelheit herniedersank, bahnten wir uns immer

noch einen Pfad zum Fluß, Träger mit Eimern und Pfannen dicht hinter Männern, welche die Messer schwangen und die den Augenblick herbeisehnten, wo sie sich durch die scheinbar endlose Mauer des Urwaldes Bahn gebrochen hätten und nun endlich den Weg zum Flusse offen finden würden.

Plötzlich schrie einer auf. Sie waren aus dem Dickicht heraus. Dann fingen die Eingeborenen, die in ihrem Wesen wie Kinder waren, an zu jammern und zu weinen. Die Wegbereiter waren an den Rand eines neuen Abgrundes gekommen, und auch diese Nacht würden wir kein Wasser haben!

Wir fanden eine kleine Lichtung, richteten dort die Zelte auf und zündeten die Feuer an. Niemand sprach vom Abendbrot. Für die Träger waren nur noch ein paar Saß Reis da, und sie hatten kein Wasser, um ihn zu kochen. Und wir wußten, daß unsere Etkisten nur Mehl, Hafermehl, Tee und Kaffee enthielten — nichts, was wir ohne Wasser genießen konnten.

Die Träger und Polizisten lagerten sich um die Feuer, und zum ersten Male in all den Wochen erklang kein Singen, kein fröhliches Geschwäg, kein Lachen. Wir Weißen, auf unser Lager gestreckt, redeten auch kein Wort. Ich glaube, jeder fand sich auf seine Weise und seinem Glauben gemäß mit dem Tode ab, der uns — das fühlten wir sicher — am nächsten Tag ereilen würde.

Unter einem Segeltuchzelte ruhte oben auf den Lasten der Schädel, den der alte Fornier den ganzen Tag getragen hatte. Im Flackern der Feuer vermeinte ich deutlich ein höhnisches

Grinsen zu unterscheiden, und plötzlich fühlte ich auf das schreckliche Ding einen wütenden Haß, als sei es an all unserm Elend schuld.

Auf einmal erscholl tief aus dem Dickicht ein unheimlicher, schauerlicher Gesang, der unverkennbar aus dem Mund eines menschlichen Wesens kam. Was konnte das nur sein? Wir schauten uns an und sahen zu den Eingeborenen hinaus; aber keiner sprach ein Wort. Dann brach der Gesang ab und wurde von einem Geheul in den höchsten Tönen abgelöst, in das eine zweite Stimme einfiel. Wir legten uns wieder auf unsere Lagerstatt; denn wir wußten nur zu gut, daß es Api und Kauri, unsere Köche, waren, die uns gefolgt waren — der Himmel weiß, wie.

Näher und näher kamen sie, bis sie im Lichtkreis der Lagerfeuer standen — zwei armselige Schelme, in deren fieberglänzenden Augen keine Spur von Verstand mehr zu lesen war. Sie ließen sich neben ihren Kameraden auf die Erde fallen und heulten weiter; aber niemand schalt sie oder schickte sich an, sie zu verscheuchen.

Da begann es zu regnen!

Ohne warnendes Donnerrollen oder Wetterleuchten oder einen Windstoß öffneten sich die Himmel, und ein rasender Plazregen prasselte auf uns herab. Im Nu kam die schon entschwundene Hoffnung wieder. Wir Weißen sprangen vom Lager, schrien den Eingeborenen zu, sie sollten kommen und uns helfen, und dann ergriffen wir Pfannen, Kessel, Eimer, Becher — alles und jedes, was ein paar kostbare Tropfen

Wasser fassen konnte — und stellten es unter die tropfenden Ecken der Zelte.

Die Träger waren offenbar zu matt, um sich darüber klar zu werden, daß in dem Regen, den wir Tag für Tag so arg erwünscht hatten, unsere Rettung lag. Sie starrten uns an, wie wir so herumrannten und umherstürzten; aber sie machten keine Miene zu helfen. Doch die Polizisten waren auf dem Posten. Sie fielen mit ihren Messern über die Bambusstauden her, die uns umgaben, schnitten lange Stücke ab und steckten sie in die Erde, damit das Wasser, das nicht in unsere Gefäße ging, dorthinein lief.

Ebenso unvermittelt, wie der Regen eingeseßt hatte, hörte er auch wieder auf, wie wenn Gott im Himmel unsere Not gesehen hätte und uns die fünf gesegneten Minuten Regenguß geschickt hätte, um uns zu erretten. Als wir sorgsam alle Regentropfen zusammengossen, die wir gesammelt hatten, hatten wir knapp zwei Eimer voll — nicht viel also, um es unter eine so große Schar zu verteilen. Aber verteilt haben wir es; jeder bekam eine drittel Tasse voll, Schwarze wie Weiße gleich viel; und nie hat mir kaltes, frisches Quellwasser besser geschmeckt als die paar Schluck aus der Tasse, mochten sie auch noch so sehr nach der stockfleckigen Zeltkleinwand und nach den schweigenden schwarzen Leibern riechen, von denen die Zeltbahn über die Berge geschleppt worden war.

In der Morgendämmerung stiegen wir müde den Weg wieder hoch, den wir am Abend vorher in wildem Durcheinander hinuntergestürzt waren. Jetzt kam alles auf die Zeit

an. Uns blieb noch ein Bergvorsprung; ihn hinunterzusteigen, mußten wir einen Weg finden oder uns bahnen. Endete er wie die andern an einem Abgrund hoch über dem Fluß, so mußten wir den Abgrund hinunter oder bei dem Versuch zugrunde gehen. Kam erst die Sonne mit all ihrer Glut hervor, so begannen unsere Leiden von neuem, die der kleine Frank in der Nacht gelindert hatte; ohne Essen oder Wasser konnten wir nicht weitergehen. Die vielen, vielen Kilometer zurückzugehen, die wir gelaufen waren, nachdem wir den Fluß angesichts der feindlichen Bevölkerung des Pole überbrückt hatten, war mehr, als wir aushalten zu können glaubten.

Noch ziemlich oben auf dem Bergvorsprung hörten wir ein Rascheln im Gestrüpp, und ein kleines graues Tier lief mitten zwischen uns. Ich hörte einen schrillen Aufschrei hinter mir; dann jagte ein Menschenleib durch das Dickicht, und Payehé, der Knabe aus den Bergen, tauchte mit einer kleinen Känguruhratte in der Hand wieder auf. Mit seinen langen Nägeln riß er ihr die Kehle auf, und als das warme Blut herausquoll, sah ich, wie er den Mund an die Wunde legte; ich wandte mich ab, um nicht zu sehen, wie er sich satt trank.

Wir erreichten das Ende unseres Bergvorsprungs und wandten uns nun dem letzten zu, den wir noch nicht versucht hatten. Wir hatten haltgemacht, um herumzuspähen; denn wir hofften, es möchte vielleicht irgendwo eine Vertiefung im Boden sein, die mit dem rettenden Regen angefüllt war. Der alte Fornier ging neben mir, schicksalsergeben und schweigsam, und unter dem Arm trug er den verwünschten Schädel.

Da packte mich wilde Wut; ich streckte die Hand aus, riß ihn ihm weg und schleuderte ihn weit fort zur Seite.

Seine Augen folgten ihm, wohin er flog, und er merkte sich den Ort, wo er niedergefallen war. Dann ging er zu der Stelle hin.

„Laß ihn liegen!“ rief ich.

„Ja, Herr“, erwiderte er, aber in seinem abergläubischen schwarzen Gemüt wollte er ihn nicht so loswerden, ehe er nicht irgend etwas getan hatte, um unsere Verletzung des Tabus zu sühnen, das an dem Schädel haftete. Er begab sich dorthin, wo er niedergefallen war, und bückte sich, um danach zu suchen. Da entrang sich seinen Lippen ein Schrei. „Dala, Dala!“ rief er, und auf motuanisch bedeutet „Dala“ einen Weg.

Dengo wartete nur mein Kopfnicken ab und eilte nach dieser Erlaubnis zu dem Alten hin. Dann lief er wie ein Wiesel den Pfad entlang. Einen Augenblick noch sah ich seinen Wollkopf auf und nieder tanzen, dann war er verschwunden. Minuten vergingen, die uns Wartenden wie eine Ewigkeit vorkamen, dann fiel ein Schuß, über den es diesmal keinen Irrtum gab; ihm folgte unmittelbar ein zweiter. Dengo tat uns kund, daß der Pfad richtig und geradeswegs an den Fluß führte!

In dem Augenblick, ehe auch Fornier sich unserer wilden Jagd anschloß, sah ich, wie er den Schädel aufhob, seinen Stock in den Boden stieß und den Schädel oben darauf stellte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

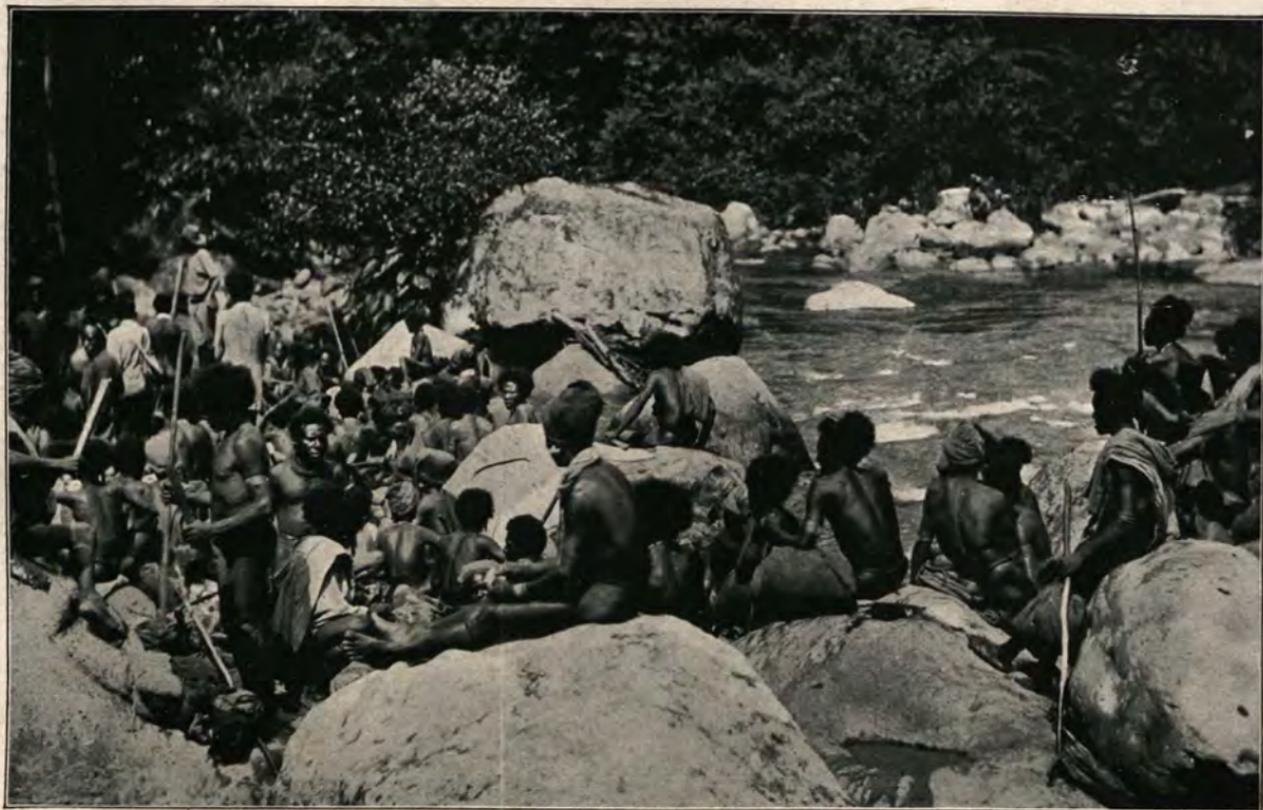
Blutegel!

Der gesunde Menschenverstand sagte uns Weissen, daß wir nach so langem Durst uns beherrschen mußten, als wir nun den Fluß erreichten. Die Eingeborenen taten es aus Instinkt. Sie waren wie wir zunächst mit ein paar Schluck zufrieden — gerade genug, den verdorrten Mund und die ausgetrocknete Kehle auszuspülen und die heftige Eier des Magens zu stillen. Auch sie wußten anscheinend, daß Wasser durch die Haut aufgesogen werden kann; denn als sie sich abgekühlt hatten, gingen sie in den Fluß und wuschen sich ab.

Aus unsrer auf die Neige gehenden Verpflegung wurde Reis herausgenommen und rationiert; wir teilten ihn mit unsern Leuten, um unsere eigenen spärlichen Vorräte zu strecken. Dann gingen wir daran, eine Brücke über den Fluß zu bauen. Im Gegensatz zu dem vom Tage vorher war er tief und seine Strömung an jener Stelle reißend, so daß es eine schwierige und gefährliche Arbeit bedeutete, hier Baumstämme ins Wasser zu bringen und gegen einen großen Stein auf jeder Seite treiben zu lassen. Auch konnten wir nicht so viel Leute zum Brückenbau anstellen wie gestern, so daß wir die Gelegenheit wahrnahmen, unsere Kleidung und



Der Berg ohne Wasser: Mount Kuvote.



Endlich wieder Wasser! Am Uibola.

unsere Decken waschen und dann in der heißen Sonne trocknen zu lassen. Um alles zu säubern, zogen wir uns aus, banden Handtücher um unsere Lenden, setzten Hüte auf, um die Sonne von den Schultern abzuhalten, und zogen die Stiefel zum Schutz gegen die scharfen Felsen an.

Als die Brücke schließlich fertig war, gingen Humphries und Downing darüber, so wie sie waren, und überließen es mir, den Schluß des Zuges zu übernehmen. Sie setzten sich drüben hin und begannen, sich anzuziehen; ich ließ meine Sachen hinübertragen; denn ich wollte lieber nicht Gefahr laufen, mit frisch getrockneten Kleidern ins Wasser zu fallen, wenn ich an der Reihe war, hinüberzugehen. Der Träger, der mir Burschendienste leistete — Dengo hatte nämlich mit der Brücke zu tun —, schien zu verstehen; und ich vergaß alles andere bei der Arbeit, das Hinüberschaffen der Lasten über die unsichere Brücke in regelmäßigem Gang zu halten.

Schließlich war ich fertig, überzeugte mich noch einmal, daß nichts vergessen worden war, und ging hinüber.

Die Spitze des Trägerzuges war den Berg auf einem Pfad hochgezogen, den wir gefunden hatten. Es war Zeit für den täglichen Guß geworden, der in sechsundzwanzig Tagen nur einmal ausgeblieben war — an dem Tage vorher, wo wir Wasser so bitter nötig hatten —, und je eher wir einen Lagerplatz fanden, desto besser. Daher hatte Humphries die Führung übernommen und schritt tüchtig aus; er ließ nur einen Polizisten zurück, um die Träger in Trab zu bringen, wenn sie den Fluß überschritten hatten.

Seine berechtigte Eile vorwärtszukommen kam mir teuer zu stehen. Denn als ich meine Kleider suchte, entdeckte ich, daß der gedankenlose Träger, der Dengo als Bursche vertreten hatte, alle meine Sachen in meinen Kleiderbeutel getan hatte, der nun schon weit in die Berge hinaufgewandert war. Da stand ich nun, nur mit Stiefeln, Hut und dem lächerlichen Handtuch angetan, und vor mir lag eine anstrengende Kletterpartie durch Gestrüpp, über Stock und Stein. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß wir durch Allang-Allang-Gras kommen könnten, und zum ersten und einzigen Male verließ ich meinen Posten. Ich übergab die Nachhut einem Polizisten und lief dann, so schnell ich konnte, den Pfad hoch, dem Kleiderbeutel nach.

Ich schrie den Trägern zu, sie sollten Platz machen, und zwang meine nackten Beine, mich in einem Tempo hoch zu bringen, das in Anbetracht des Weges erstaunlich war. Ich muß einen recht lächerlichen Anblick geboten haben; denn sie begannen vor Heiterkeit zu brüllen, und immer wenn ich von einem Zweige getroffen wurde oder mich an etwas stieß und ein ingrimmiges „Au!“ von mir gab, schien es ihnen riesigen Spaß zu machen.

Der Kleiderbeutel war jedoch in dem Augenblick für mich der wichtigste Gegenstand in der Welt, und ich lief beharrlich weiter, bis ich ihn fand. Der drittorderste Träger hatte ihn. Sogleich gebot ich halt und schlüpfte in meine Kleider. Humphries war hinuntergegangen, um mich bei der Nachhut zu vertreten, und ich übernahm die Führung.

Eine Stunde später bückte sich plötzlich der Polizist vor mir, der mit dem Messer die Schlinggewächse aus dem Weg räumte, und lauschte gespannt. Ich gebot mit der Hand den anderen Schweigen und winkte zwei anderen Polizisten herbeizukommen.

„Ein Mensch, Taubada“, flüsterte der Führer, und wir liefen den Weg ein paar Meter weiter und versteckten uns an der Seite. Es ist für das Dickicht auf Neuguinea bezeichnend, daß man nur auf einige Meter Entfernung etwas sehen kann; als ich mich daher umblickte, war keiner der Träger sichtbar. Wir wußten nicht, ob der Mann, dessen Herankommen der Polizist gemeldet hatte, allein war, aber er summte laut eine Art Liedchen vor sich hin, ein Beweis dafür, daß er unsere Nähe nicht ahnte.

Er trittete gemächlich den Berg herunter. Fast ehe wir wußten, daß er in unserer Mitte war, waren wir aufgesprungen und hatten uns auf ihn gestürzt. Ein grimmiger Kampf entspann sich. Unsere Übermacht überwältigte ihn nach einer Weile, und er lag still da; nur sein in gewaltigen Stößen keuchender Atem und seine rollenden Augen zeugten deutlich von seinem Entsetzen. Dann nahmen wir ihn hoch, wobei ihn je ein Polizist fest an den Armen packte; trotzdem wir ihm durch Lächeln und freundliches Zureden Klarzumachen suchten, daß wir ihn nicht umbringen wollten, ließ seine Angst vor uns noch immer nicht nach.

Wir brauchten einige Minuten, um ihn dahin zu bringen, daß er nicht mehr zitterte und seine immer wieder erneuten

Bemühungen einstellte, sich loszureißen. Noch heute tut mir der Bursche leid; er konnte uns ja nicht verstehen, sah in uns vielleicht die ersten Weißen und — nach dem zu schließen, was er später tat — hielt uns für Feinde, die gekommen waren, sein Volk zu überfallen. Wir aber wollten ja nur einen Führer, aber alle unsere Zeichen schienen ihm nichts zu bedeuten. Er schien indessen Verständnis zu haben, als wir ihm ein Messer anboten. Er nahm es an, nachdem wir ihm die Verwendung gezeigt hatten, und ein Grinsen der Anerkennung überzog sein Gesicht.

Als wir dann immer wieder mit der Hand zum Gipfel des Berges deuteten, dann auf den Pfad und auf ihn zeigten, schien es ihm endlich zu dämmern, was wir wollten. Er gab es mit jeder Linie seines Gesichts und mit allen seinen Gebärden klar zu erkennen. Die Polizisten ließen ihn etwas locker. Sogleich hatte er einen von ihnen mit einem mächtigen Stoß seiner Schultern zu Boden geworfen, bedrohte die übrigen von uns mit dem großen Messer und begann auszureißen. Ein geistesgegenwärtiger Polizist packte sein Gewehr am Lauf und versetzte ihm damit eins hinter die Ohren, so daß er niedertaumelte. Ehe er wieder aufstehen konnte, hatten wir ihm das Messer entzogen, ihm Handschellen angelegt und ihn an einen Polizisten angebunden, wie wir es damals in Kapatea mit Muria, dieser kleinen Natter, getan hatten.

Obwohl er recht verdrießlich dreinsah, führte er uns nun artig den Weg entlang; doch in seinen Augen lag etwas Bos-

haftes und Tückisches, das mir nicht gefiel. Als wir aber zu einer Gabelung kamen und er nun durchaus den Pfad zur Linken nehmen und den andern mit einem frisch abgebrochenen Zweig sperrte, wußte ich trotzdem nicht, warum wir ihm nicht folgen sollten.

Erst als wir schon eine geraume Zeit weitergeklütert waren, entdeckte ich, daß dieser Pfad schon lange nicht mehr in Benutzung war; er war stellenweise so verwachsen, daß er fast gar nicht mehr zu erkennen war. Da erkannte ich, wie es wohl in Wahrheit war: der Pfad, von dem er uns ferngehalten hatte, ging in sein Dorf, und dieser, auf dem wir ihm nachgegangen waren, führte davon weg. Immerhin verlief er im allgemeinen in der Richtung, die wir einschlagen wollten, und so sah ich keinen Vorteil dabei, zur Gabelung zurückzugehen.

Was jetzt folgte, war wieder eine solche aufregende Erstiegung schlüpfriger Höhen, wo wir uns mit den Fingern an allem festklammerten, was nur den geringsten Halt bot, wo wir schmalen Graten folgten, die nur ein paar Zentimeter breit waren und am Rand von schauerlich tiefen Abgründen dahinführten, wo wir schlüpfrige Baumstämme überstiegen und tausend Ängste ausstanden, die mir noch heute lebhaft in der Erinnerung sind.

Ich war völlig erschöpft, als wir endlich den Gipfel erreichten und uns nun in einem Dorf befanden, das kein Duzend Hütten enthielt — zu erschöpft, um zu bemerken, daß die Hütten gänzlich verfallen waren, daß sie ganz mit Schimmel

und Spinnweben überzogen waren. Selbst als ich es merkte, war es mir gleich, obwohl ich mich dunkel fragte, warum man uns dann hergeführt hatte. Der Donner grollte, die Blitze zuckten, und als die Träger nach einer Weile uns eingeholt hatten, begannen wir, die Zelte aufzuschlagen.

Unser Führer war an den Eckpfosten einer Hütte angebunden worden. Wir hätten ihn knebeln sollen. Plötzlich hielt er die Hände an den Mund und begann etwas zu brüllen. Ich vermute, es war eine Warnung an seine Kameraden und eine Schilderung seiner eigenen bedrängten Lage. Als Antwort kam ein Brüllen von der anderen Seite des Tals; darauf wurde er ruhig und blickte uns herausfordernd an. Wir mußten unbedingt seinen Mut bewundern; denn er hat doch sicher glauben müssen, daß infolge der Botschaft, die er den Seinigen zugebrüllt hatte, sein Leben verwirkt war.

Die Leute in seinem Dorf setzten ihr Geschrei die ganze Nacht durch fort; aber unser Gefangener antwortete ihnen nicht. Wahrscheinlich glaubte er, ihm würde kein Leid geschehen, wenn er sich ruhig verhielt. Sein Schweigen zusammen mit unsern Lagerfeuern muß die andern auf den Gedanken gebracht haben, daß wir ihn geschlachtet und verspeist hatten; freilich hörten wir keins der Klagelieder, die gefolgt wären, wenn sie dessen sicher gewesen wären.

Wir nahmen ihn am andern Morgen noch eine kleine Strecke mit, entfesselten ihn, als wir an einen guten Pfad kamen, und gaben ihm das Messer zurück. Wie ein Bliß drehte er sich um und verschwand im Gebüsch.

Ich habe mich oft gefragt, ob die Blutegel, in die wir ein paar Minuten später hineingerieten, nicht der Grund dafür gewesen sind, daß die Eingeborenen das Dorf verlassen hatten, aus dem wir eben kamen. Tausende dieser Blutsauger bedeckten den Erdboden, und unsere Träger hatten schwer zu leiden. Sie kragten und zerrten an den schrecklichen Dingen herum, die sich an sie festbissen, und schabten sich mit Messern, bis ihre Haut ganz wund war. Auch uns mit unsern Stiefeln, Wickelgamaschen und Kleidern ging es schlimm. Die Blutegel fanden durch alles einen Weg zu unserer Haut. Wir konnten auch nicht stehenbleiben, uns ausziehen und die Plagegeister loswerden, weil wir unverzüglich nur eine Unmenge neuer am Leibe gehabt hätten. Wir konnten nichts tun, als so schnell wie möglich weiterzumarschieren, bis wir an einige große Felsklöße kamen, die von den Blutegeln frei waren.

Wir — Weiße und Schwarze — kletterten auf die Steine, zogen uns aus und lasen uns gegenseitig die Blutegel ab. Wir alle waren mit unserem eigenen Blut besudelt; wer Kleider irgendwelcher Art trug, fand sie rotgefärbt; unsere Stiefel waren innen voller toter Blutegel und Blut. Die Tierchen waren so klein gewesen, daß sie durch die Osen in die Stiefel hineingekommen waren; als sie sich dann satt getrunken hatten, waren sie angeschwollen und konnten nicht wieder hinausgelangen. Es dauerte Wochen, ehe ihre Bisse geheilt waren, und unsere Leiden in den nächsten paar Tagen wird wohl keiner von uns je vergessen.

Wir stiegen diesen Berg hinunter und dann einen andern

hinauf, durch dickstes Gestrüpp; einen Pfad fanden wir nicht und mußten uns daher erst einen bahnen. Downing und ich ließen gerade den Zug zu kurzer Rast halten; da kam Humphries von hinten zu uns heran. Sein Gesicht glühte, seine Augen blickten irre, und ohne jede Einleitung beschuldigte er uns, wir hielten nicht die verabredete Richtung inne.

„Sie sagten doch, ein wenig östlich von südöstlicher Richtung, nicht wahr“, fragte ich.

„Allerdings, und Sie zwei Schafsköpfe laufen nach Südwesten“, fuhr er uns an.

„Wir sind nach meinem Kompaß gegangen und haben die Richtung mit Downings kontrolliert“, sagte ich.

„Dann sind Ihre verdammten Kompassse verrückt geworden“, erwiderte er. „Ich habe mit meinem die Gegenprobe gemacht und weiß genau, welche Richtung Sie eingeschlagen haben.“

Wir starrten ihn erstaunt an, und einige Minuten lang flogen scharfe und bittere Worte hin und her. Plötzlich schlug sich Humphries mit der Hand an den Kopf und ließ sich auf einen Baumstamm niederfallen. Ich ging zu ihm und fühlte ihm den Puls. Er schlug wie rasend — Humphries hatte hohes Fieber. Seine ungerechten Beschuldigungen und sein Zorn waren die Folgen eines Zobsuchtsanfalls. Später konnte er sich an nichts mehr erinnern.

Nach einer Weile stand er auf und brach mit uns auf, aber er taumelte beim Gehen, und wir konnten kein Wort aus ihm herausbekommen. Zwei Polizisten hielten sich in



Wie die Bergbewohner schmale Flüsse überbrücken.



Beim Brückenbau über den Loloipa.



Brückenbau auf Neuguinea.



Bau des Geländers einer Brücke.

seiner Nähe und stützten ihn dann und wann. Alle zwei Stunden gaben wir ihm Chinin und setzten dies zwei Tage lang fort. Dann war das Fieber auf einmal weg, ebenso schnell, wie es gekommen war. Das ist eine gewöhnliche Erscheinung in den Tropen.

Am selben Nachmittag, an dem er den Anfall bekam, erstiegen wir eine steile Höhe und sichtigten von dort aus plötzlich in der Ferne an einem Bergeshang eine kleine Gruppe weißgetünchter Häuser, die in der Abendsonne zu uns herüberleuchteten. Obwohl weder Downing noch ich sie je zuvor erblickt hatten, wußten wir, daß das Ende unserer Gefahren und Strapazen nahe war; denn jene Gebäude gehörten zu der katholischen Missionsstation im Masulugebiet. Dort durften wir sicher wirkliche Betten, richtiges Essen und Ruhe erwarten; und von Popole nach der Yule-Insel lief, hundert Kilometer über das Gebirge, eine von der Mission angelegte Straße, die von Saumpferden begangen werden kann und auch begangen wird.

Wir brauchten freilich noch zwei Tage, ehe wir Popole erreichten, obwohl es von der Stelle, wo wir standen, nur einige Kilometer entfernt zu sein schien. Und mir stand noch ein schreckliches Erlebnis bevor.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vapizes Geheimnis.

Der Ambobezirk, der von dem Masulugebiet durch einen kleinen Fluß getrennt ist, ist noch sehr wild. An Sprache und Sitte verschieden, sind die Amboleute noch nicht unter den Einfluß der Mission von Popole gekommen. Vater Fastre, der härtige Priester, der die Station leitet, hat seine Bemühungen weise darauf beschränkt, seine unmittelbare Umgebung so friedlich zu halten, wie man eine wilde Bevölkerung nur eben friedlich halten kann.

Konnten wir also auch von den Berggipfeln in Ambo die Gebäude Popoles sehen, so befanden wir uns doch noch in feindlichem Gebiet; und unsere Anstrengungen, einen Pfad zu finden, der in der richtigen Richtung verlief, waren so wiederholt von Mißerfolg gekrönt, daß wir schon beinahe glaubten, daß das, was wir gesehen hatten, gar nicht die Mission, sondern nur eine Luftspiegelung gewesen war.

An dem Nachmittag, an dem wir die Mission zuerst von ferne erblickt hatten, schlugen wir unser Lager auf, und alle, die Schußwaffen hatten, zogen paarweise aus, um nach einem geeigneten Pfad Ausschau zu halten. Dengo war bei mir, wie

gewöhnlich, und seine scharfen Augen entdeckten auf der andern Seite einer Schlucht einen Jagdsteig, der recht verlockend aussah, und er wollte ihn untersuchen. Mir sagte freilich die Aussicht nicht besonders zu, hinunter- und wieder hinaufzuklettern und dann jenem Pfad zu folgen, um zu sehen, wohin er führte. Ich war müde und hungrig, die Knie schmerzten mir von den ewigen Anstrengungen; so sagte ich ihm, er solle nur hingehen, ich wollte inzwischen langsam zum Lager zurückbummeln.

Er sah mich von der Seite an; offenbar ließ er nur ungern jemanden allein, den er als seinen besonderen Schutzbefohlenen ansah, wenn er auch wohl allmählich die Überzeugung gewonnen haben mochte, daß ich im großen und ganzen ganz gut für mich selbst sorgen konnte. Endlich jedoch entfernte er sich. Nachdem ich ihn mit einem Winken der Hand auf dem kleinen Steig hatte verschwinden sehen, wandte ich mich um und ging wieder in der Richtung auf das Lager zu. Ich wußte genau, wo es war; ich hatte mir auch verschiedene Merkzeichen eingeprägt, als wir es verlassen hatten. Einen eigentlichen Weg hatte ich allerdings nicht, und ich konnte nicht richtig Fuß fassen, so daß ich auf einem moosbedeckten Steine ausglitt und ziemlich heftig hinschlug. Gehörig zerschunden, lag ich da einige Minuten, dann, von Müdigkeit übermannt, schloß ich die Augen und schlief ein.

Als ich aufwachte, brach die Dunkelheit rasch herein. Ich erkannte sofort, daß es töricht gewesen wäre, hätte ich versuchen wollen, mich zu dem Lager zurechtzufinden. Ich konnte

es vielleicht tun, wenn der Mond erst aufgegangen war; aber ich hatte keine Lust, mir den Hals zu brechen und im Dunkeln an dem Abhang herumzuklettern. Wenn es ganz schlimm wurde und auch der Mond mir nichts half, dann würde ich eben bis zur Morgendämmerung da liegenbleiben. Ich lehnte den Rücken gegen einen dicken Baumstamm und dachte sehnsüchtig an das kärgliche Mahl, das ich bekommen hätte, wenn ich das Lager erreicht hätte. Obwohl ich wußte, daß weiter keine Gefahr vorhanden war, zog ich doch meinen Revolver aus der Ledertasche und legte ihn auf meinen Schoß.

Ich wußte, die Freunde würden sich über mein Ausbleiben bald ängstigen; aber das konnte ich nicht ändern. Wenn ich einen Schuß abfeuerte und man mich hörte, so würde man nach mir suchen; aber das erforderte eine große Zahl todmüder Leute, wo es mir doch eigentlich ganz gut ging. So ließ ich es sein. Ich machte es mir so bequem wie möglich und schlief wieder ein.

Ein Rascheln im Gestrüpp weckte mich auf. Meine Hand suchte und ergriff den Kolben des Revolvers, und ich strengte die Ohren an, um zu hören, ob das Geräusch sich wiederholte, das mich aufgeschreckt hatte. Aber weder die Ohren noch meine Augen, die gespannt in das tiefe Dunkel starrten, nahmen etwas wahr. Das Dickicht war wieder in düsteres, unheimliches Schweigen versunken. Der Mond war heraus, aber von schweren Wolken verhüllt.

Immer wieder fragte ich mich, was das Rascheln verursacht haben mochte. Ich konnte mich nicht eher beruhigen,

bis ich es herausbekommen hatte. Neuguinea hat ja keine großen Tiere außer Felsenkänguruhs, Emus und Wildschweinen. Jedes dieser Tiere wäre geräuschvoll weitergelaufen. Verflochtene Ranken und Schlingpflanzen, die sich wie ein großes Netz von Baum zu Baum spannten, hätten anderseits das Geräusch eines fallenden Zweiges völlig gedämpft.

Mit einer von diesen beiden Ursachen war es also nichts. Das Rascheln konnte nur von einem Menschen herrühren, und soweit ich wußte, waren die Bewohner auf viele Kilometer im Umkreis Wilde — wenn man von den Leuten unseres eigenen Zuges absah. War einer der Wilden bei einer Streife durch das Dickicht über etwas gestrauchelt, war er durch mein erschrockenes Auffahren gewarnt worden, und besaß er die Geistesgegenwart, still dort liegenzubleiben, wo er hingefallen war?

Daß ein Mensch in meiner Nähe lag, wurde mir zur Gewissheit, als ich ein schwaches Geräusch vernahm, das ich als vorsichtiges Einatmen und ebenso vorsichtiges Wiederausatmen erkannte. Als ich leise meine Hand erhob, um meinen Revolver auf die Stelle zu richten, von wo meiner Meinung nach das Atmen kam, fielen meine Augen auf das Leuchtzifferblatt meiner Armbanduhr. Es war gerade Mitternacht!

Ich wagte nicht zu feuern. Wenn der dunkle Fleck, der sich anscheinend ein klein wenig bewegte, ein Wilder war, so war er wahrscheinlich nicht allein. Seine Kameraden waren wohl nicht weit entfernt. Der Knall meines Revolvers konnte ihn oder sie zwar verscheuchen; doch es war genau so wahrschein-

lich, daß er sie erst recht herbeirief. Was hatte ein Wilder aus den Bergen überhaupt nachts draußen zu suchen? Sicher war alles höchst sonderbar. Hatte er mich am Nachmittag er-späht und war mir nachgeschlichen?

Die Sekunden dehnten sich zu Minuten, die Minuten zu Stunden. Als ich es einmal nicht länger aushalten konnte und meine steifen Beine bewegte, wurde ich sogleich gewahr, daß mein Gegenüber im Busch sich ebenfalls regte. Ich fragte mich, ob sein vergifteter Pfeil mein Herz durchbohren würde, ehe ihn meine Kugel traf, wenn es mit der Morgendämmerung hell genug wurde, daß wir uns gegenseitig ins Auge fassen konnten.

Endlich kam die Stunde, wo allertiefstes Schweigen das Dickicht in Bann hält, jene Stunde, wo die Nacht noch nicht vorbei und der Tag noch nicht angebrochen ist — die Stunde vor Morgengrauen. Das Ende würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Vorsichtig — Zentimeter um Zentimeter — zog ich meine Beine heran und stand auf. Ich war zwar überzeugt, daß ich durch meinen Revolver im Vorteil war, wenn der Kampf begann, den ich sicher erwartete, aber ich wollte aufrecht stehen, wenn der Ausgang zu meinen Ungunsten ausfiel.

In jenen scheinbar endlosen Augenblicken seit Mitternacht hatte ich meinen Plan gefaßt. Jener andere Mann, der da irgendwo vor mir stand, sollte sein Geschick in seiner eigenen Hand halten, soweit ich in Frage kam. Mir lag nichts daran, ihm ein Leid anzutun. Die erste feindselige Bewegung mußte von ihm ausgehen. Wenn er seinen Bogen spannte oder den

Speer zückte, so würde ich feuern und darauf vertrauen, daß meine Kugel ihn traf, ehe er mir schaden konnte. Wenn er sich aber, nachdem er mich erblickt hatte, umwandte und floh, wie ich schon andere Wilde hatte fliehen sehen, so sollte ihm mein Dank folgen und nicht meine Kugel.

Es hing alles davon ab, daß wir uns gleichzeitig im selben Augenblick zu sehen bekamen. Erblickte ich ihn jedoch zuerst, so wollte ich den Kampf eröffnen. Ich wollte auf ihn losgehen, in der Hoffnung, ihn so einzuschüchtern und in die Flucht zu jagen. Nur als äußerstes Mittel wollte ich den Revolver gebrauchen.

Da verkündete ein leiser heller Schimmer in der Dunkelheit den Anbruch der Dämmerung. Ich spürte ihn mehr, als daß ich ihn sah. Ich lehnte mich vor, den Revolver gerade vor mich gerichtet und den Finger am Abzug.

Langsam nahmen die Bäume Gestalt an, und der dunkle Fleck, den ich so angestrengt beobachtet hatte, ließ die Umrisse eines Baumstamms erkennen.

Wie meine Augen ihn in seiner ganzen Länge nach irgendeinem Zeichen eines andern menschlichen Wesens absuchten, sah ich, wie langsam das obere Ende eines wolligen Kopfes dahinter auftauchte. Da schrie ich auf und sprang auf ihn los, und auch er stand auf, um mir entgegenzutreten.

Einen Meter vor ihm hielt ich an, und wir blickten uns an; ich glaube, gesehnt sahen wir beide in diesem Augenblick nicht aus. Dann löste sich die Spannung, und ich brach in ein schallendes Gelächter aus, während er vor Heiterkeit brüllte.

Es war Dengo. Er hatte in der Dunkelheit den Weg zum Lager zurückfinden wollen, hatte sich verirrt und mich genau so für einen Menschenfresser gehalten, wie ich ihn.

Ich will nicht erzählen, wie wir schließlich nach Popole kamen, uns dort eine Reihe von Tagen ausruhten und dann auf der Missionsstraße zur Küste zurückzogen. Es war eine mühselige Fahrt, aber ohne Reiz für den Leser.

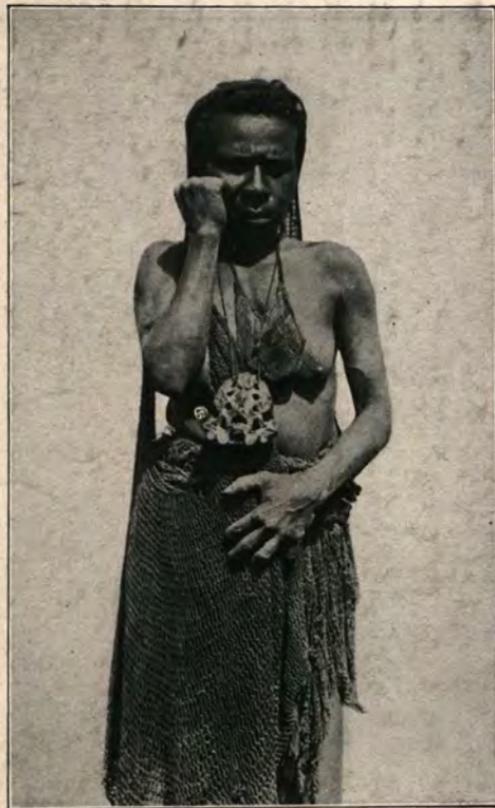
Als wir unsere Träger gelöhnt hatten, nahmen wir Abschied von ihnen. Da erwiesen sie uns die einzigartige Ehre, daß sie baten, uns die Hand geben zu dürfen. Kaiva, der Dorfpolizist aus Maipa, war einer der letzten. Er schien verlegen, machte Miene, etwas zu sagen, besann sich dann eines bessern, murmelte ein Lebewohl und zog mit den anderen ab.

Zum Polizisten Maikeli aber hatte er etwas gesagt, was uns rätselhaft war, als man es uns wiederholte. Der Sinn war der, daß dort hinten in den Bergen, wo Kapatea liegt, jemand für einen Eingeborenen tot, aber vom Standpunkt eines Weißen aus sehr wohl am Leben sein kann.

„Ich möchte wissen,“ sagte Humphries, „ob er gemeint hat, daß Yapike noch lebt. Wir werden es wahrscheinlich nicht erfahren, bis sich mir eines Tages die Gelegenheit bietet, nach Kapatea zurückzukehren und Muria zu fragen. Dann werde ich aus der türkischen kleinen Schlange schon die Wahrheit herauskriegen.“



Der Mann, den wir nach Überschreiten des Loloipa
zwingen, uns zu führen.



Papuafrau aus den Bergen
mit einem Schädel als Amulett.



Missionsstation Popole in Rafulu.

„Kapatea!“ erwiderte ich. „Mich zieht es nicht nach Kapatea zurück, wenn ich auch wüßte, daß ich dort die Wahrheit erführe. Ich hätte um alles in der Welt die Gelegenheit nicht missen mögen, einen Blick ins Innere von Neuguinea zu tun; aber an einem zweiten Blick liegt mir nichts, wenn das eine Wiederholung dessen bedeutet, was wir durchgemacht haben. Aber Sie, lieber Freund, bleiben ja hier. Wenn Sie je etwas erfahren, geben Sie mir Bescheid.“

„Ich will es tun“, versprach er.

* * *

Als ich nach Monaten an der Schreibmaschine saß und diese Geschichte niedertippte, brachte mir der Briefträger zwei Briefe. Der eine war von Downing, der eilige Vorbereitungen traf, eine Stelle im Regierungsdienst auf Neuguinea anzutreten. Ihm lagen zwei Ausschnitte aus australischen Zeitungen bei.

Der erste Zeitungsausschnitt berichtete von einer Patrouille in die Berge von Neuguinea unter dem Offizier Flint, die einige Stämme in dem Gebiet aufgesucht hatte, in das wir vorgedrungen waren.

„In einem Dorf namens Tavivi“, so las ich, „stieß die Patrouille auf starken Widerstand und wurde zurückgeschlagen. Der Führer der Wilden war eine rätselhafte Persönlichkeit, Yapige, der schon einmal als tot gemeldet war. Einige Leute der Patrouille wurden verwundet und ein eingeborener Polizist getötet. Die Patrouille zog sich zurück, nachdem sie

den Angreifern schwere Verluste beigebracht hatte. Der gefallene Polizist wurde von seinen Kameraden beerdigt; sie bemühten sich, die Stelle des Grabs zu verheimlichen; aber als sie von einem Hügel in der Nähe zurücksahen, sahen sie, wie die Bevölkerung von Tavivi die Leiche wieder ausgrub und dann Anstalten traf, sie zu braten und zu verzehren. Eine Strafexpedition ist in Aussicht genommen.“

„Yapise!“ rief ich erregt aus, „wäre es möglich, daß wir nach allem doch genasführt wurden und Yapise noch lebt?“

Ich griff nach dem zweiten Zeitungsausschnitt.

„Nach einer kürzlichen Entdeckung herrscht bei einigen Gebirgsstämmen Neuguineas eine eigentümliche Sitte“, hieß es dort. „Wenn ein Wilder einen andern erschlägt, den er um seine Stärke und seinen Mut beneidet, so kann er den Namen seines Opfers annehmen. Nach dem Glauben der Eingeborenen gehen dann mit dem Namen alle Eigenschaften des Toten, die er an jenem bewundert hat, auf ihn über.“

Jetzt wurde mir auf einmal alles klar. Yapise, klein an Wuchs, aber stark an Geist, hatte Muria, den Häuptling, den er beneidete, in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen; dann hatte er seinen eigenen Namen mit dem des Ermordeten vertauscht. Für ihn und seine Kameraden war Yapise tot und Muria am Leben. In unserer Unkenntnis waren wir einer Täuschung zum Opfer gefallen. Der Mann, den wir suchten, war tagelang bei uns gewesen und führte uns auf unserer Jagd auf ihn selbst! Ich möchte nur wissen, ob ihm

selbst die Komik der Lage zum Bewußtsein gekommen ist! Er war ja von seiner Gefängniszeit her mit den Gewohnheiten der Weißen vertraut, muß also befürchtet haben, daß die Regierung sich durch keine Sitte der Eingeborenen würde stören lassen und daß sein Namenswechsel also für sie kein Grund war, ihn für seine Missetaten nicht zu bestrafen.

Ich glaube auch, ich verstehe jetzt jenen dramatischen Augenblick, wo wir in Tavivi die Wilden die Straße herauf auf Muria — oder Yapige — losstürmen sahen und wo er ihnen dann mit der kleinen Blechpfeife — Yapiges Zauberpfeife — im Munde entgegentrat und sie durch die Pfiffe zwang, seinen Willen zu tun. Er hatte uns nicht nach Tavivi führen wollen. Er hatte zur List gegriffen, um uns von dort fernzuhalten. Fürchtete er, daß die Verwandten des Mannes, den er erschlagen und dessen Namen er sich angeeignet hatte, bestrebt sein würden, sich an ihm zu rächen? Ich glaube, so verhielt es sich; und ich glaube auch, daß er, als ihm der Tod durch sein eigenes Volk drohte, den richtigen Augenblick ergriff und sich der Zauberpfeife von ehemals gegen sie bediente und so die alte Macht wiedergewann. Jedenfalls scheint es, daß Kapatea wieder einmal „aus Rand und Band“ ist und daß Yapige erneut die Wilden anführt.

Hier eine Stelle aus einem Brief, den mir Humphries schrieb:

„Erzellenz kommt in einigen Tagen hierher nach Abau zur Besichtigung des Bezirks, der mir unterstellt ist. Er wird mich wohl mit der Strafexpedition nach Kapatea entsenden.

Hoffentlich tut er es. Ich möchte Yapike zur Küste bringen und unsere Rechnung mit ihm ins reine bringen. Die Regenzeit setzt gerade ein. Es wird noch einige Monate dauern, ehe wir aufbrechen können. Ich weiß, Sie sagten, Sie wollten nie wieder etwas mit dem Innern Neuguineas zu tun haben. Aber hätten Sie nicht Lust, mit Yapike ein Hühnchen zu rupfen? Wie wäre es? Es ist Zeit genug, daß Sie rechtzeitig für den Zug hierherkommen können. Ich warte und hoffe bis zum letzten Augenblick. Sollten Sie aber nicht kommen, alter Freund, so werde ich oft an Sie denken, wenn der Feldkessel dampft.“

Wenn der Feldkessel dampft! Wieder in Kapatea! Die Aussicht, Yapike zu fassen! Der tiefe, feuchte Sumpfwald! Die nebelumbranten Berge! Beim Himmel, ich will hin!

Register.

- Abaridi, Häuptling von Ruesfa 96 bis 112. 128.
Abau-Bezirk 275.
Ahi-Dai, Häuptling von Kapatea 175. 176. 177. 182—185. 187—189. 191—193. 195.
Aitafoa-Fluß 80.
Aitifi-qua, Kamera-Boy 77. 79. 137.
Albert-Kette 122.
Allang-Allang-Gras 50. 122. 172. 217. 246. 258.
Ambo-Bezirk 266.
Amenoso 105—107. 108. 111. 112. 114. 117. 118.
Api, Koch 51. 70. 217. 218. 230. 232. 233. 241. 252.
Arafurasee 11.
Australien 10. 13.
Ärte 125.

Baigona (Schlangenerehrung) 40. 49.
Bambus 125. 126. 243. 244. 253.
Bambusfaser 54.
Bananen 63.
Bataten 27. 33. 63. 74. 83. 126. 166. 169. 177. 184. 208. 209. 210. 216. 226.
Betelnuß 51. 126. 146. 166.
Bioto 30. 42. 43. 46.
Blutegel 120. 263.
Blutrache 72 ff. 96. 104. 148. 198.
Bogen 85. 101. 106. 125. 149. 172. 175. 209. 270.
Britisch-Neuguinea f. Papua.

Buschkräze 120.
„Buschtelegraphie“ 29. 61. 172.

Chinin 265.
Connelley, L. G. G. 17. 19. 20. 24. 25. 26. 28. 29. 30. 66. 172.

D'Albertis, holländischer Forschungsreisender 11.
Dengo, Polizist 21. 22. 23. 49. 56. 57. 58. 70. 71. 94. 97. 137. 194. 208. 209. 210. 211. 232. 233. 247. 248. 255. 257. 266. 272.
Deutsch-Neuguinea, ehemaliges 10. 11.
Dorfpolizisten 13. 25. 39. 53. 62.
Downing, Harry 14. 45. 55. 56. 63. 68—71. 76—80. 89. 93. 94. 97. 106. 109—112. 115. 150. 155. 157 ff. 203—206. 232. 240. 243. 245. 257. 264. 265. 273.

Egge der Papuas 125.
Emu 27. 269.
Eihelßuß 30. 42. 47.

Fastré, Missionsleiter von Popole 266.
Felsenkänguruh f. Känguruh.
Feuermachen 125.
„Flaschen“ aus Bambus 38. 177.
Flint, Offizier 273.
Fluß 11.
Fornier, Dorfpolizist von Karai 66. 68. 71. 74—77. 80. 87. 150 151. 154. 167. 214. 215. 216. 217. 234. 251. 254. 255.

- Gärten der Papuas 27. 29. 33.
 Glasperlen 83.
 Gonzales, Pater 66. 67. 68.
- Hall-Sund 17. 21. 25. 30. 31. 39.
 Herz-Jesu-Mission 17.
 Hillmann, Kapitän der „Morinda“ 17.
 Holzkeulen der Papuas 153.
 Humphries, Richard 14. 16—24. 26.
 29. 30. 44—46. 48. 51—59. 63.
 66—69. 77. 78. 81. 85. 89. 94.
 97. 98. 101. 102. 106. 111. 113 bis
 117. 134. 137. 139. 140. 149. 150.
 154 ff. 173. 174. 177—201. 214.
 215. 218. 220. 222. 225. 228. 232.
 234. 241—244. 247. 248. 257. 258.
 264. 265. 272. 275. 276.
- Hunde 83.
- Jams 74. 126.
 Immanuel, Kamera-Boy 77. 78. 79.
 Inawaia, Häuptling von Amenoso
 111. 113—117.
- Kairuku 17. 66. 84. 159.
 Kaiba, Dorfpolizist von Maipa 104.
 140. 141. 201. 202. 224. 272.
 Kaibala 128. 129. 132. 229.
 Kafabu 162. 219.
 Kafabusfedern 75. 82. 169. 174.
 Känguruh 27. 33. 216. 269.
 Känguruhratte 216. 254.
 Kannibalismus 27. 43. 64. 81. 101. 102.
 117. 118. 148. 171. 182. 183. 213.
 Kapatea 25. 26. 28. 29. 62. 66. 67.
 68. 132. 167. 170—174. 177—203.
 260. 272. 273. 275. 276.
- Karuama 141.
 Kasuarfedern 147.
 Kauri, Koch 51. 218. 241. 252.
 Kepolipoli 82. 83. 84. 91. 137.
 Kerepi 132. 141. 146. 202.
 Keulen 106. 125. 172.
- Kevezzi 25. 26. 29. 168. 172. 178.
 181. 186. 187.
 Kiai, Polizist 88. 155. 156. 157. 164.
 Kiaki, Dorfpolizist 53. 54. 55.
 Kivori 19. 21. 22. 23. 80. 84. 135.
 138. 142. 144.
 Kokosnuß 54. 63.
 Kokospalme 62.
 Krokobil 43.
 Kuefa 100. 105. 108. 128.
 Kufukufus 122.
 Kunimaipa-Fluß 105. 106. 107. 113.
 118.
 Kubote-Berg 242. 244. 246.
- Louisiaden-Archipel 11.
 Lumimait 212. 213. 215.
- McIntosh, Goldgräber 102. 103. 141.
 159.
 Masulu-Gebiet 265. 266.
 Maikeli, Polizist 173. 183. 184. 187.
 199. 200. 272.
 Maipa 80. 81. 82. 86. 90. 91. 104.
 Mambara 49. 208.
 Maulbeerbaum 174.
 Mefeo 22. 23. 50. 62. 63. 64. 74.
 75. 81. 133. 134. 172.
 Menschenfresserei s. Kannibalismus.
 Miliki 123.
 Mira-Da 44 ff.
 Moskito 24.
 Motuanisch 51. 86. 135. 167. 175. 176.
 183. 184. 185. 190. 199. 232. 255.
 Muria 176—182. 184—191. 193 bis
 202. 207. 208. 212. 260. 272.
 274. 275.
- Murray, J. S. P. 12. 13. 14. 16. 17.
 19. 70. 135. 211. 275.
- Raimi, Polizistenkoch 142.
 Regbeutel 75. 80. 169. 193. 199.
 Neuguinea 10.
 Niederländisch-Neuguinea 10. 11.

- Drivo Betana 52. 53. 56.
 Drocolo(stamm) 217.
 Dro-Lopiku 73. 76.
 Owen-Stanley-Kette 11.
- Papua** 10. 11. 15.
Papuagolf 217.
Papua's, Aberglaube 181. 217.
 - Anlage der Dörfer 62.
 - Begräbnissitten 123. 124. 182. 186. 197. 198. 201. 213.
 - Einfluß der Zauberer 33.
 - Federn als Kopfschmuck 73. 82. 147; s. auch Kasabufedern, Kasuarfedern.
 - Frau wählt den Mann 27.
 - Furcht vor den Bergen 24.
 - Gefühl der Dankbarkeit 69. 70. 71.
 - Gemeinschaftshäuser 65.
 - Gespensterfurcht 28.
 - Hautfarbe 65.
 - Heimweh 22. 37.
 - Kampfsweise 29. 67. 68. 171.
 - Kinder 63.
 - Kochkunst 126.
 - Körpergestalt 65. 66.
 - Lendenschurze aus Baumsfasern 64.
 - Mehr Frauen als Männer 27.
 - Menschenfresserei s. Kannibalismus.
 - Umarmung als Zeichen der Freundschaft 83. 86. 95. 116. 117. 152. 175. 185.
 - Vergiftete Waffen 224.
 - Vielweiberei 27.
 - Wachen 28.
 - Waffen: s. Bogen, Keulen, Pfeile, Speere, Spieße.
 - Wertschätzung der Frau 27. 28.
 - Wertschätzung des Schweines 27.
- Payeye 71. 73—80. 87. 145. 146. 149—153. 158—160. 162—166. 254.
 Perlen 104. 127. 226.
 Pfeile 85. 106. 125. 149. 153. 195. 209. 223. 224. 239.
 Pflug der Papua's 125.
 Pole-Berg 211. 213. 236. 241. 254.
 Pole-Kette 202. 203. 207. 223. 236.
 Polizisten 85. 88. 89. 92. 94. 110. 130. 140. 170. 174. 186. 194. 196. 202. 203. 204. 215. 219. 220. 225. 229. 232. 237. 241. 247. 248. 253. 260; Ausbildung 57. 58.
 Popole 265. 266. 272.
 Popoliata 172. 173. 180. 187.
 Port Moresby 12. 13. 15. 16. 17. 150. 160. 176. 214.
 „Puri-Puri“ s. Zauberei, Papua's.
- Rapa 43.
 Rarai 62. 66. 74. 75. 79. 80.
 Reis 76. 194. 251. 256.
- Sagopalme 50.
 Salz 83. 126.
 Samarai 37.
 Schaugerüste zur Totenbestattung s. Papua's, Begräbnissitten.
 Schlangen 57.
 Schweine 27. 28. 62. 81. 83. 93. 94. 95. 126. 149. 168. 178. 179. 269.
 Sonana, Unteroffizier der Polizisten 56. 139. 140. 209. 210. 227. 228. 238. 248. 249. 250.
 Speere 85. 93. 99. 101. 106. 125. 153. 172. 175. 181. 191. 195. 198. 208. 223. 224. 227. 239. 271.
 Spieße 158.
 Straßzüge 29. 177.
 Sumpf 58.
 Sydney 12. 14. 16.

- Tabak 125.
 Tata Koa 30 ff.
 Tavivi 67. 168. 171. 181—184. 186.
 188. 190. 191. 193. 194. 196. 202.
 203. 207. 273. 274. 275.
 Träger 20. 47. 89. 90. 91. 133. 135.
 186. 194. 196. 202—204. 209.
 215. 217. 225. 229. 230.
 251. 253. 272.
 — Behandlung 23.
 — Lasten 20. 47. 76.
 — Löhnung 20. 23.
 — Ration 20. 23.
 Upi-Ume, Dorfpolizist von Ribori 142.
 143. 144.
 Vada Tauna (Zauberer) 40. 41.
 Victory, Mt. 40.
- Baima 80. 84. 135. 136. 138. 142.
 Baimura, Polizist, 56. 248. 250.
 Wildschweine s. Schweine.
 Dapije 67. 68. 132. 140. 141. 167.
 171. 179—181. 183. 186. 193. 197.
 198. 201. 202. 272—276.
 Yawana, Polizist 232. 248. 250.
 Yuleberg 18. 29. 80. 105. 121.
 Yule-Insel 17. 30. 42. 55. 108.
 265.
 Zauberei 30—41. 45. 46. 47. 51 ff.
 56 ff. 153. 167. 168. 169. 181.
 Zeichensprache 126. 130.
 Zuckerrohr 27. 33. 83. 126. 152. 169.
 189. 216.





Karte zu
Taylor

Bei den Kannibalen von Papua

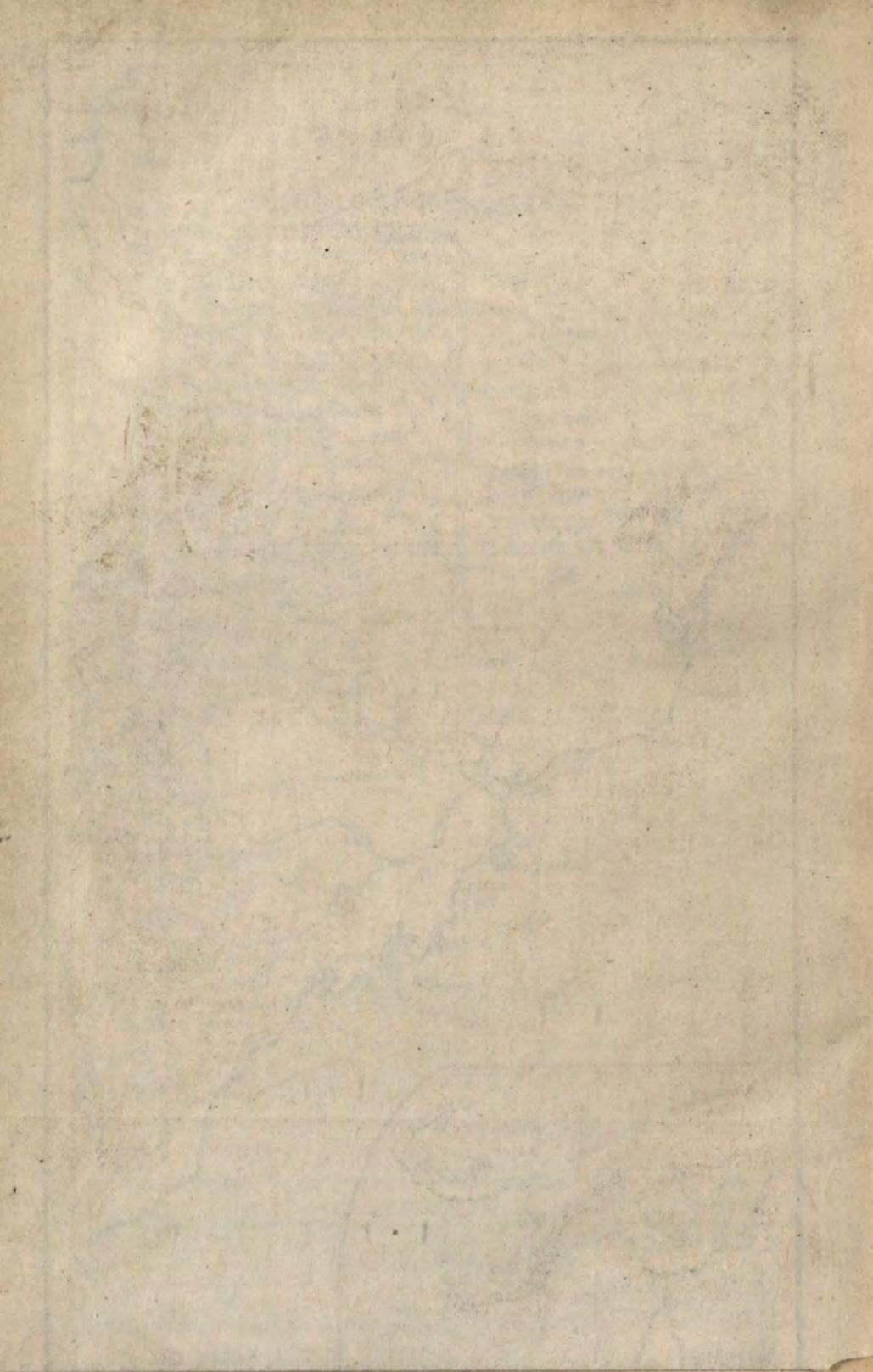
Maßstab 1:1500000

0 5 10 20 30 40 km

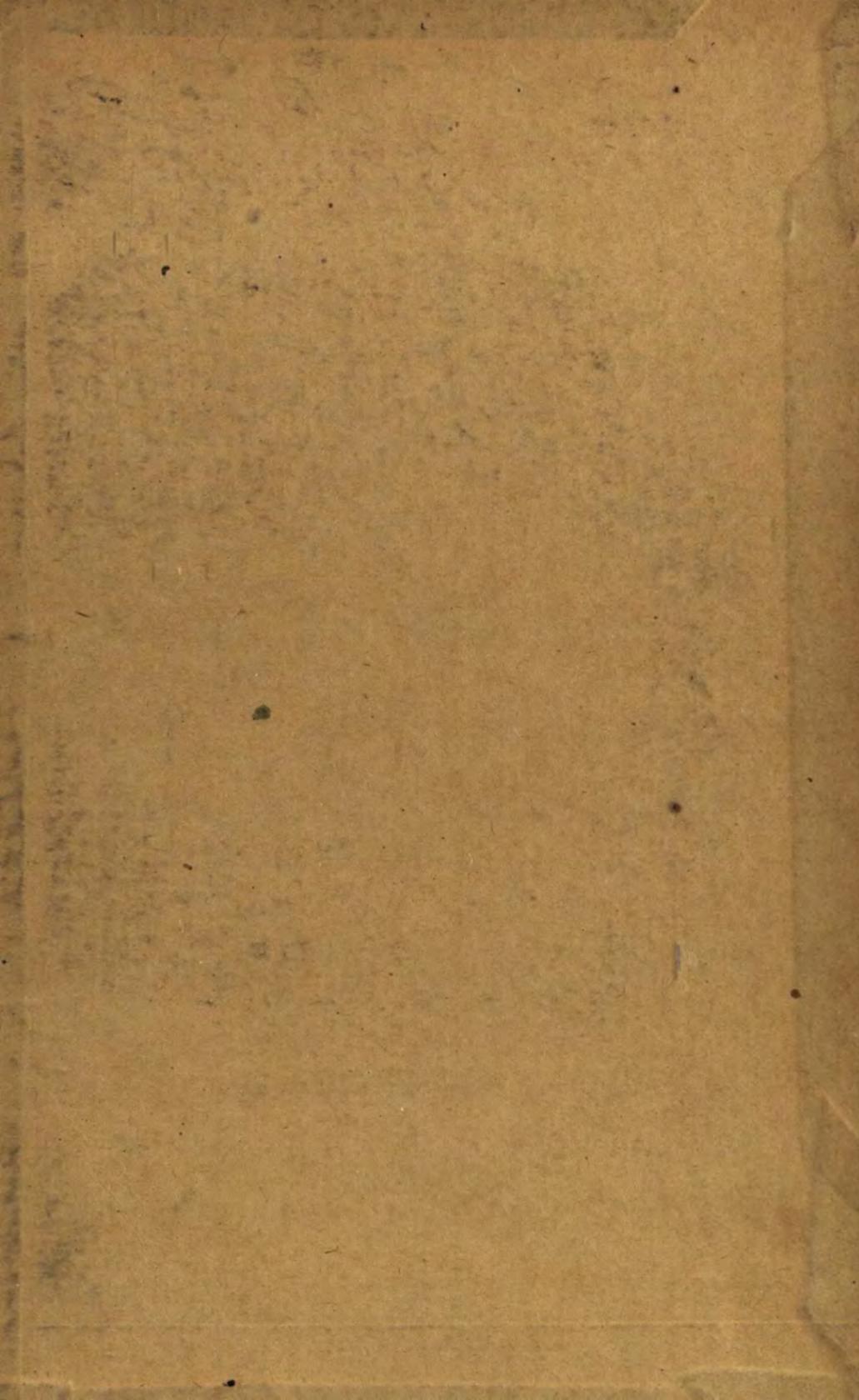
Höhen in Metern

Lagekärtchen

Maßstab 1:30000000



15c. M/0617



2856